H

855

von Halder

N. 464.

Die

Geschichte Roms.

Ein

Lesebuch für Kinder

von 7 bis 15 Jahren.

EIGENTHUM DER STADT
AUGSBURG

Leipzig,

in der Weygandschen Buchhandlung,

1778.

Dem

Durchlauchtigsten Erbprinz

Friderich

von

Anhalt-Dessau,

dem

Obersten

Anhaltinischer Jugend.

Prinz!

Tausende flehn für Dich und für Dein Leben zu Gott: denn in Dir, hoffen sie, werden sie einst wieder finden, was sie, nach dem unabänderlichen Schicksale aller Menschen, in Deinem Vater und in Deiner Mutter schlechterdings einmal verlieren müssen.

Gott wird denn auch, das denke ich, so vieler Menschen wohlgemeintes Flehn erhören; Du aber, Prinz, Du wirst so Vieler Hoffnung niemals täuschen, und nie der armen guten Menschen, die für Dich so flehen, Schreck und Geissel werden. Du wirst, wie Deine Eltern pflegen, Freud und Ehre nur in Wohlthun suchen; und dann wirst Du, dereinst gebietend als ein Fürst, und bittend vorher schon als Sohn, für vieler Menschen Wohlfahrt würksam seyn.

lieg

Lieg ich alsdann, wie sehr wohl möglich ist, im Grabe, so laß ich Kinder, von denen Du ohn mein Erinnern nie was wissen würdest, arm und ohne Freund zurück. Sey aber Du alsdann, so bald sie flehn, ihr Freund, — wenn sonst ihr Wandel es verdient! hilf Du alsdann, wenn ihnen niemand hilft, — zur Thätigkeit — zu der sie taugen, — und nie zu grösserm Glück.

Belohnst Du, Prinz! dies Werk, das jetzt auch Deiner ersten Jugend Lust und edle Kenntniß mehren soll, mit dieser Hülfe dermaleinst, ja Prinz! so bin ich gnug belohnt; so leb und sterbe ich mit ungleich froherm Muth.

Lebten

Lebten alle Eltern in grossen Städten und in so beglückten Umständen, daß sie durch Abwechselung des Unterrichts in Wissenschaften und in Sprachen, mit dem Zeichnen, mit der Musik und mit dem Tanze, auch durch Besuchung guter Schauspiele, Haltung guter Gesellschaften, Veranstaltung angenehmer Promenaden, und mancherley andere Dinge, die Stunden jedes Tages so ausfüllen könnten, daß ihre Kinder weder unthätig stille sitzen, noch auch auf eine schädliche Art beschäftiget seyn dürften; so wäre mir wohl nie der Gedanke eingefallen, ein Lesebuch für die Jugend zu schreiben. So glücklich aber sind in der That nur wenig Eltern, und fast alle, die in kleinen Städten, auch auf dem Lande wohnen werden eine gewisse Leere in der Tageszeit ihrer Kinder finden, die sie nicht füglich auszufüllen wissen. Die werdens also gerne sehen, wenn man ihnen Mittel in die Hände giebt, durch welches sie ihre Kinder, die zur Thätigkeit geneigt, und auch dazu geboren sind, vor dem Müßiggange, so wie vor schädlichen Zeitvertreiben, bewahren, und

sie, ohne sie zu ermüden, zu guten Erkenntnissen, auch guten Gesinnungen leiten können.

Es seyn denn auch Lehrer, in einzelnen Häusern wie in öffentlichen Schulen, voll Gelehrsamkeit und voll Eifers für das Beste der Jugend, sie sind dennoch Menschen. Sie können doch nicht vom Erwachen bis zum Schlafengehen durch sich selbst die Jugend thätig und zugleich auch heiter erhalten. Selbst in den eigentlichen Stunden des Unterrichts wandelt ihnen, so vortreflich und rechtschaffen sie auch sind, unterweilen eine Mißmüthigkeit an. Sie wünschen unterweilen nicht reden und nicht antworten zu dürfen, müssens aber, wenn die Jugend mit Nutzen thätig seyn und nicht lärmen soll.

Ich dachte also bey mir selbst: — So viele Eltern und fast kein Lehrer kanns vermeiden, daß nicht Stunden kommen sollten, in denen sie für ihre Kinder keine nützliche Beschäftigung wissen. Eltern und auch Lehrer sind so oft gezwungen, die Kinder entweder zum Stillesitzen zu nöthigen, oder ihnen unnütze und mehrentheils auch verderbliche Unternehmungen zu erlauben, oder aber sie mit zu sehr anstrengenden und entkräftenden Aufgaben zu quälen; wie wärs also, wenn ein Buch da wäre, so faßlich geschrieben, daß die 7 bis

15jäh-

15jährige Jugend, (von der alleine hier die Rede ist,) desselben Inhalt, ohne erst fragen zu dürfen, von selbst verstünde; — ein Buch von Dingen, welche diese Jugend mit grosser Freude und sehr begierig hörete; — ein Buch, in dem sich gar nichts fände, was den Verstand verwirret, und böse Eindrücke auf die Seele macht; — ein Buch, welches die Seele mit guten Gefühlen füllete, und sie zu guten Gesinnungen triebe; — ein Buch, welches die aufkeimende Beurtheilungskraft der Jugend nicht unterdrückte, sondern entwickelte; — ein Buch, welches, wenn es ja das Gedächtniß mit Begriffen füllete, doch immer nur mit solchen Begriffen selbiges erfüllete, die ohnedem dereinst in dies Gedächtniß kommen müssen; — ein Buch also, welches, weil es alle diese Erfordernisse hat, die Jugend gerne lesen würde, Eltern und Lehrer aber, um sich selbsten ihre Kräfte zu ersparen, ohn Bedenken und mit Nutzen dieser Jugend geben könnte? Solch ein Buch, dacht ich, wäre zur Ausfüllung so vieler leeren Stunden vortreflich; solch ein Buch, dacht ich,

fehlte uns noch, und solch ein Buch versuchte ich zu schreiben.

Zu sagen: — „solch ein Buch fehlt uns noch!„ und das in unsern Zeiten zu sagen, da so viel verehrungswürdige Männer Bücher für die Jugend schon geschrieben haben, das scheint Unwissenheit in der litterarischen Geschichte, oder Eigendünkel und sträfliche Herabsetzung der Verdienste anderer zu seyn. — Ich werde gegen diese scheinbare Beschuldigung mich vertheidigen, und die Gründe angeben müssen, die dies Urtheil bey mir erzeuget haben. Ich bitte meine Leser, auf diese Gründe nun zu achten.

Wer solch ein Buch, als ich eben bezeichnet habe, schreiben will, der muß zum ersten nicht durch Abstrakta, auch nicht durch Definita, sondern konkretisch, und durch Definitionen sprechen, und so spricht, so viel ich sehe, nur der vortrefliche Herr Schummel, in seinen Kinderspielen. — Dies ist der erste Grund meiner Behauptung, und nicht philosophischen Lesern will ich, was ich hier meine, durch einige Beyspiele begreiflich machen, nachher aber sowohl dieser als auch der philosophischen Leser Urtheil bescheidentlich erwarten.

Der

Der spricht durch Abstrakta und durch Definita, der da spricht:	Der spricht sinnlich konkretisch und durch Definitionen, der da spricht:
„Was ist die Ursach hiervon?„	„Woher kommt das?„
„du hast anjetzt Gelegenheit hierzu!„	„jetzt kannst du das leichter als sonst!„
„seine Absicht hierbey war!„	„er wollt hier gern!„
„sey weise mein Sohn!„	„denk immer: kann ich nicht noch etwas bessers thun!„
„das ist deine Pflicht!„	„das mußt du gerne thun, wenn Gott dich nicht bestrafen soll.„
„der Mensch ist tugendhaft!„	„der Mensch thut immer gern was Gott gefällt!„
„Petrus und Paulus waren fromme, heilige Männer.!„	„P. und P. dachten immer: können wir denn nicht noch mehr thun, was Gott recht gerne siehet!„

Nicht philosophische Leser, denk ich, werden nun schon sehen, was ich meine, und philosophische Leser werden hoffentlich sagen: ich habe recht.

Denn

Denn abstrakte Worte und Definita sind bloß willkührliche Zeichen der Dinge; sie sagen in sich selbst nichts; sind also ganz und gar demjenigen unverständlich, der die Dinge noch nicht kennet, also denn, auch der Jugend, die nie Abstrakta, sondern immer nur Conkreta siehet, die mithin nur diese, und nicht jene kennet. Was die hieroglyphische Schrift uns Europäern ist, das ist in der That die abstrakte Schrift dem Kinde, und Hieroglyphen sind oft noch weniger willkührlich, als unsere Terminologie es ist. Definitionen sind im Gegentheile Inbegriffe der wesentlichsten Merkmale der Dinge, und wer solche Merkmale siehet, der lernt dadurch das Ding auch kennen, und das will man ja, daß das Kind dies lernen soll. Man rede also nicht in abstrakten Definitis, sondern in Definitionen, wenn man den würklichen Unterricht der Kinder sucht. — Und man nehme nun unsere für die Jugend geschriebene Bücher, und prüfe sie, Periode vor Periode, nach dieser gewiß wohl richtigen Regel; so, glaub ich, wird man finden, daß sie mit derselben im mindsten nicht zusammenstimmen, und daß, wenn die Regel selbst gegründet ist, ich nicht unrecht habe, da ich über den Mangel eines Lesebuchs für Kinder klage.

Von

Von dem, der ein solch Buch, als ich hier meine, schreiben will, fordere ich zum andern auch, — daß er nichts abdrucken lasse, was er nicht vor dem Abdrucke verschiedenen Kindern vorgelesen, und nach ihren Verstandes- und Gemüthskräften abgeändert hat; und da zweifle ich wiederum, ob unsere Jugendlehrer dies gethan? Ich zweifle auch, ob unsere Bücherrichter, bey ihren Critiken über Bücher für die Jugend, die Jugend selbst auf den Richterstuhl gesetzet, und derselben Gefühle als Urtheilssprüche uns gemeldet haben. — Nur von der Jugend selbst kann man es mit Zuverlässigkeit erfahren, was ihr faßlich oder nicht faßlich, was ihr angenehm oder nicht angenehm, belustigend oder ermüdend ist. Die Jugend hab ich also befragt, und ich will auch sagen wie und auf was Art?

Vor allen andern Kinderbüchern hielt ich des Herrn Schummels Kinderspiele für faßlich; ich ließ sie also von Kindern lesen; aber ich wurde gewahr, alle Augenblick befragten sie mich darüber, und das war ein sicheres Zeichen dessen, daß ihnen nicht alles faßlich wäre, und daß auch diese Spiele nicht das Buch seyn könnten, welches ich hier forderte. Die Ursach hiervon ist auch

be-

begreiflich genug, und der achtungswürdige Herr Verfasser dieser Spiele hat hier auch eine andere Absicht gehabt, als ich.

Sein Vortrag ist nemlich in Gespräche mehrerer Kinder vertheilet. Das Kind also, das den Vortrag, so faßlich er auch ist, nun fassen soll, das muß sich neben dem, was es lieset, oft 3, 4, ja wohl 10 Personen und deren Rollen hinzugedenken. Der Begriff wird derowegen zu verwickelt, und die faßlichste Sache bleibt nun nicht mehr faßlich, wenn schon der Ausdruck der faßlichste ist. Augenscheinlich hat denn auch der Herr Schummel diese Spiele zum Thun, nicht aber zum Lesen geschrieben. Er hat sie zu wahren Spielen mehrerer Kinder, nicht zum blossen Lesen eines einzelnen Kindes abgefasset. Sein Bemühn ist also von andrer Art, als das meinige: denn ich suche belustigende, und völlig faßliche, auch nützliche Betrachtungen, die jedes einzelne Kind, unabhängig von allen andern Menschen, lesen kann.

Ob ich nun aber solche Betrachtungen hier würklich liefere, das mögen die Kinder, wenn das aber nicht seyn soll, meinetwegen auch unbefugter Weise, wie bisher, die Erwachsenen allein, entscheiden. Das kann ich indessen sagen: — ich

habe

habe nichts abdrucken lassen, was ich nicht verschiednen Kindern vorgelesen, und wobey ich nicht genau aufgemerket hätte: ob denn auch Sache und Ausdruck nicht nur faßlich, sondern auch belustigend wäre? — Daß mir eine Sache oder auch ein Ausdruck gefiel oder nicht gefiel; daß ich gedachte, die Wendung, die Sache und der Ausdruck gehört zur Würde oder zur Schönheit der Geschichte oder des Styls; — die Wendung, die Sache, der Ausdruck wird den Gelehrten, dem Publikum u. s. w. gefallen oder nicht gefallen u. s. w. das alles waren mir sehr leere Gedanken. Ich strich aus, was mir gefiel, und ich setzte hin, was die Kinder gleich begriffen; was sie mir gleich wieder erzählen, und richtig wieder erzählen konnten; was sie mit Vergnügen hörten u. s. w. Das kann ich sagen, das hab ich gethan; und sind die Kinder, die meine Wegweiser waren, Kinder, wie anderer Menschen Kinder sind, so, sollt ich meinen, müßte die Faßlichkeit des Ausdrucks und der Sache hier ganz gewiß zu finden seyn.

Ich fordere indessen von dem, der ein solch Buch schreiben will, zum dritten auch das: — daß er wundervolle Begebenheiten entweder gar nicht erzähle, oder sie, wenn er sie erzählt,

zählt, entweder bestreite, oder aber sehr natürlich erkläre; daß er ferner nie erzähle, was nah an die Ausschweifung der Liebe gränzet, und daß er die bösen Thaten der Menschen nie kaltblütig, sondern mit Bezeugung seines Abscheues, und, wo möglich, auch mit ihren unseligen Folgen, nicht dunkel, sondern faßlich, erzähle.

Ueber die zwey vorhergehende Regeln sind die Kinder, über diese und die nachfolgenden aber die Erwachsenen die Richter, und diese mögen hier also urtheilen: ob diese Regel gegründet; ob sie in den Kinderbüchern, und ob sie von mir befolget ist.

Von der Vielgötterey, von Wahrsagern, Orakeln u. s. w. muß der Geschichtschreiber reden; aber die Jugend zu lehren: „ganze Völker haben Jahrtausende hindurch an viele Götter, an Wunder, Wahrsager u. s. w. irrig geglaubt, „ — und ihnen doch nicht zu sagen: wie dies möglich gewesen, das, dünkt mir, heißt den Verstand der Jugend fesseln, und ihn entweder verwirren, oder ihn fähig machen, dereinst das lächerlichste Zeug zu glauben, und, wenigstens dann und wann, von

Hexe-

Hexereyen und Wahrsagungen u. s. w. dies oder jenes noch zu fürchten. Denn so fest man auch in reifern Jahren von dem Nichtseyn der Gespenster, der Zauberey u. s. w. sich überzeuget hat, so oft überfällt einen doch, wider Willen, eine ängstliche Vermuthung von dem Würklichseyn dieser Träumereyen, wenn man in der Jugend viel solche Dinge als wahr geglaubt, gehöret hat. Und der Verstand des Kindes wird, wo die angeführte Regel nicht befolget ist, unmerklich angewöhnt, alles und jedes ohne Einsicht und Beurtheilung zu hören und zu glauben. —

Redet man auch von den Ausschweifungen der Liebe, und warnet man davor, so muß die Jugend entweder abermalen den Verstand sich fesseln lassen, oder sie muß erfahren, was ihr mit Nutzen noch verhohlen werden sollte. Ich habe also z. E. nicht erzählt, daß Tarquin die Lukretia entehret; daß Appius die Virginie schänden wollen; auch nicht, daß der Kriegsgott Mars der Rhea beygewohnet u. s. w.

Und wenn gleich die Geschichtschreiber für das weisere Publikum die Lasterthaten der Menschen kaltblütig erzählen können, und wohl gar auch sollen; so erzähle ich dennoch dem jugendlichen Publikum die bösen Thaten der Menschen unter

Be-

Bezeugung meines Abscheues, und so mach ich mir insonderheit auch eine Pflicht daraus, das Unglück zu erzählen, welches den bösen Menschen hier begegnet ist. Ich nenne dasselbe gerne eine Strafe von Gott, und eine Vergeltung böser Thaten, ohnerachtet ich es weiß, daß es mir unmöglich seyn würde, jedesmal es strenge zu beweisen, daß in diesem Unglücke würklich die Vergeltung der und der Sünde, und nicht vielmehr noch andre Absichten des Höchsten liegen. Ich sehe aber nicht, was dieser Irrthum, der doch immer nur ein Irrthum nicht in der Sache, sondern in der Anwendung seyn würde, der Jugend schaden sollte. Es belustigt, wie ich bemerkt, die Seele, wenn sie in Beyspielen den Satz bestätiget sieht: — „daß Gott in dem Stück oft die Menschen strafet, in dem von ihnen gesündiget wird.„ Ich habe dieserwegen, wie ich glaube, zur unschädlichen, ja heilsamen Belustigung der Jugend, dies göttliche Vergeltungsrecht oft mit angeführt: denn wenn dies auch den Erwachsenen nicht gefällt, so gefällt es doch der Jugend, die ich vor Augen habe.

Endlich aber fordere ich von dem, der ein solch Buch schreiben will: — daß er nicht Fabeln, sondern eine wahre und erhebliche Geschich-

te

te zum Grunde lege; die Moral bey ihr anbringe, und die Begebenheiten umständlich, nicht aber kurz und kompendiarisch erzähle.

Erwachsenen Leuten, besonders aber unsern scharfsehenden Gelehrten, ist das nun freylich wenig angenehm, wenn sie so überall bey den Vorfällen auf Erden die Moral geplündert sehen. Aber nicht ihnen, sondern der Jugend wollt ich etwas schreiben, was ihre Seelen mit guten Gefühlen füllen, und sie zu guten Gesinnungen treiben könnte. Da ichs also sahe, daß die Jugend eben in Thaten es recht siehet, was man meint, daß gut oder böse sey, und daß sie nur in den Thaten der Menschen fühlt, daß, was man lobt, zu loben, und was man straft, zu strafen sey; so habe ich die Moral bey diesen Thaten gerne angebracht.

Lehrt man indessen die Moral in Fabeln, so, denk ich, verflieht die Moral, wenn das Andenken an die Fabel verflieht; und bleibt dies Andenken zurück, nun so ist neben der Moral eine Fabel im Kopfe; und was ist das nun herrliches? Bald sieht denn auch das Kind die Unmöglichkeit in den Fabeln; und sieht es diese, so wird die Moral auch schwach in seiner Seele.

Und

Und wie steht es endlich bey der Fabel mit der Beurtheilungskraft des Kindes, besonders bey denen Fabeln, in welchen Thiere vernünftig handeln, und sonst so viel Unmöglichkeit gehäufet wird? — Die Urtheilskraft des Kindes muß da schweigen, wenn die Moral der Fabel gegründet scheinen soll. — Ich nehme also kein Fabelbuch zum Grunde, sondern viel lieber die römische Geschichte.

Denn an diese Geschichte wird das Kind sehr oft erinnert, und kann also der Moral nun wieder erinnert werden. Bleibt von dieser auch etwas im Gedächtniß sitzen, so sitzt noch immer nichts darinn, was da nicht hingehöret; und da ich nicht kompendiarisch, sondern ausführlich die Geschichte schreibe, so ist mirs möglich genug, die Beurtheilungskraft, das vorzüglichste Vermögen des Menschen, in Bewegung zu setzen, und in Uebung zu bringen.

Kompendia, wenn sie die Jugend als Wiederholungs- und Erinnerungsbücher gebraucht, sind gut. Sind sie aber die eigentlichen Lehrer der Jugend, so sehe ich nichts ungereimters und nichts schädlichers als solche Bücher. Durch sie gewöhnen wir die Jugend, besonders in der Geschichte, sehr viel Sätze zu fassen, de-

ren

ren Möglichkeit und deren Gewicht sie gar nicht siehet. Durch sie machen wir die Uebung der Urtheilskraft und des Verstandes unmöglich, und bringen also unsere gesitteten Stände dahin, daß sie nicht einsichtsvolle, nicht tiefdenkende Menschen werden. Denn, in der Jugend angewöhnt, Sätze ohne deutliche Einsicht und ohne Prüfung ihrer Wahrheit anzunehmen, nehmen sie bald fast alle Sätze an; und kommt denn etwas, das sie nun selbsten prüfen sollen, so ist ihrer Seele die Prüfung eines Satzes eben so schwer, als ihrer Hand das Dröschen und andere Landarbeit seyn wird, die doch den zu dieser Arbeit früh gewöhnten Menschen immer nur was leichtes ist.

Meine Leser wissen nun, nach welchen Grundsätzen ich hieselbst gehandelt habe. Sie werden nun urtheilen, ob solch ein Buch, als ich wünschte, schon vorhanden, und ob dies der Absicht, die es hat, entsprechend sey. Wollen sie mit Unpartheylichkeit die Wahrheit über diese Punkte wissen, so thun sie wohl, daß sie die Kinder befragen, so wie ich dieselben hier befraget habe, und ich lasse mir derselben Urtheil gern gefallen. Weil indessen der leeren Stunden viele sind; weil ein Kind ein einmal gelesenes Buch gewöhnlich nicht gern wieder liesет; und weil der erheblichen Vorfälle in Rom und anderwärts un-

endlich viele sind; so werde ich noch mehrere Bände liefern, falls dieser Band der Jugendlehrer und der Eltern Beyfall findet.

Daß ich übrigens die römische, und nicht vielmehr die biblische Geschichte nehme, geschiehet 1. darum, weil fast kein Kind zu finden ist, welches die biblische Geschichte nicht bereits gehöret hätte; und weil Kinder, was sie einmal schon gehöret haben, so gar gern nicht wieder hören, noch weniger von selbst es gern lesen; 2. auch darum, weil ich nicht gern die biblische Geschichte der Jugend zum Zeitvertreib empfehlen; auch 3. mir nicht die Freyheit nehmen wollte, die Ausdrücke und Wendungen der Bibel so umzuformen, als es zur Faßlichkeit der Jugend gehöret.

Die

Die Geschichte Roms.

Auf dieser Erde sind sehr viel grosse Städte, auch Städte, die sehr lange schon gestanden haben, und in denen es sehr viel gute und auch sehr viel böse Menschen ehedem gegeben hat, und noch anjetzt giebet. Unter allen diesen grossen und sehr alten Städten ist denn aber keine mehr als Rom berühmt, eine Stadt, die in Italien, einem Theile von Europa, lieget. Denn diese ist erstaunend alt; sie ist erstaunend groß, und von ihrem Anfange, bis auf diese Stunde noch, sind fast in einem fort Menschen in ihr gewesen, die Dinge gethan haben, worüber man erstaunen muß. Von dieser uralten und sehr grossen Stadt will ich euch also, ihr Kinder, mancherley anjetzt erzählen, und ich weiß gewiß, es wird euch gefallen. Ich weiß gewiß, wenn ihr mir zuhöret, so werdet ihr bald in vielen Dingen klüger werden, als ihr anjetzt seyd, und ihr werdet auch Lust bekommen, recht sehr viel Gutes zu thun, damit man euch nicht auch einmal so schelten könne, als ihr selbsten

sten hier über manchen bösen Menschen schelten werdet. — Hört also, was ich euch sage!

Jahr der Welt 3230. Vor Christi Geburt 754.

Die Welt hatte schon drey tausend zwey hundert und dreyßig Jahr gestanden, als die Stadt Rom gebauet wurde. Der Christus, von dem ihr so oft schon gehöret habet, war damals noch nicht geboren. Er wurde es erst siebenhundert und drey und funfzig Jahr nachher. Er ist aber vor tausend siebenhundert und acht und siebenzig Jahren schon geboren. Könnt ihr also rechnen, so werdet ihr sehen, Rom ist jetzt, in diesem 1778sten Jahre, gerade zweytausend fünfhundert und ein und dreyßig Jahr alt, und das ist doch alt genug, wenn man so alt schon ist.

Wie man denn aber sagt, so wurde diese Stadt Rom von einem Menschen gebauet, der Romulus hieß, und von dem man viel erzählt, was aber gewiß nicht alles wahr seyn kann. Denn man erzählt von ihm, er wäre von der Tochter eines Königes zu Alba in Italien geboren, und zugleich ein Zwilling gewesen. Mit ihm sey zugleich auch Remus, sein Bruder, geboren worden, und da hätte der König von Alba befohlen, diese zween unschuldige Kinder zu nehmen, und sie ins Wasser zu werfen, um sie zu ersäufen. Die Leute hätten dieses auch gethan; das Wasser aber hätte

die

die beyden Kinder an das Ufer getrieben; da hät- J. d. W.
te denn einer Wölfin, die eben aus dem Flusse 3230.
saufen wollen, der armen Kinder gejammert; sie v. C. G.
hätte sich gleich über diese Kinder hingestellt, und 754.
dieselbe an sich saugen lassen; ja die Wölfin hät-
te mit ihrer Milch die kleinen Knaben so lange ge-
speiset und getränket, bis sie sich selber ihre Nah-
rung hätten suchen können u. s. w. Das erzäh-
len so die Alten, und da denkt selbst einmal,
ihr Kinder, wollt ihr das wohl glauben?

Solche abscheuliche Menschen, die unschul-
dige Kinder um ihr Leben bringen, hat es freylich
wohl gegeben; aber daß eine Wölfin dies alles ge-
than haben sollte, das ist doch wohl zu viel. —
Und Kinder, seht auch nur die kleinen Kinder
an, die noch gewickelt werden! sie müßten ja
verfaulen und umkommen, wenn die Mutter sie
nicht reinigte, und das kann doch wohl die Wölfin
nicht. Ein Wolf ist aber auch so freundlich ge-
gen Menschen nicht, daß er, wenn ihn hungert,
solche kleine Kinder nicht recht gerne fressen sollte;
und hungern müssen doch die Wölfe ziemlich ofte:
denn die Schaafe, die sie am liebsten fressen mö-
gen, die nimmt man immer gut in acht —
Ein Kind, und sogar zwey Kinder, die sind
denn auch so bald nicht satt gemacht, und die sind
auch so bald nicht groß, und schon so klug ge-

J.d.W. macht, daß sie sich selbst ihr Essen schaffen könn-
3230. ten. Mit der Wölfin wirds also gewiß nicht rich-
v.C.G. tig seyn.
754.

Das aber, Kinder, das kann wohl seyn, daß ein Mann damalen, wie noch jetzt sehr oft sich findet, Wolf geheissen hat. Das kann auch seyn, daß der Mann die armen Kinder in dem Wasser gar jämmerlich hat schreyen hören. Und das kann ebenfalls auch seyn, daß der Mann denn hingelaufen ist, die kleinen Kinder mit einem Kahn etwan herausgeholet, sie nach Hause gebracht, und seine Frau gebeten hat, sie gut zu säugen, und auch groß zu ziehen. Und wenn denn dieses wäre, denn könnte man es freylich sagen: — „eine Wölfin hätte diese Kinder groß erzogen.„ Denn wäre diese Wölfin aber eine sehr gute Wölfin gewesen. Es wäre denn die lobenswürdige Frau des guten, barmherzigen Mannes gewesen, der Wolf genannt wurde. Und das ist denn alles nichts Unmögliches; das könnt ihr immer glauben; das erste aber glaubt nur nicht.

Von diesen Kindern erzählt man aber weiter noch: sie wären anfangs nichts als Hirten, nachmals aber Könige geworden; und was meint ihr, ist das denn wohl zu glauben?

Kleine Buben, die erst hinter Gänse, und wenn sie grösser werden, hinter anderm Vieh herlaufen müssen, können die wohl solche Herren werden, daß sie allen, die im Lande sind, befehlen, und daß ihnen niemand etwas befehlen darf? Das sind nemlich Könige, die dieses dürfen; und ist das wohl möglich? J.d.W. 3230. v.C.G. 754.

Ich will euch sagen, Kinder, jetzt ist das freylich so möglich wohl nicht; aber dazumalen, da die beyden Kinder lebten, da ging das wohl an: denn da waren, wie uns die uralten Leute sagen, die Menschen, freylich nicht überall, aber doch bald hier, bald dort auf Erden, ganz anders, als sie jetzt bey uns hier sind.

Denn bey uns hier darf niemand aus dieser Stadt hingehen, und in einer andern Stadt etwas stehlen. Wenn er auch hundert Meilen weit fortgehet, und da stiehlet, dann aber hier oder an einem andern Orte das bekannt wird, daß er gestohlen hat, so wird er hier und auch an andern Orten tüchtig abgestraft, kommt ins Gefängniß, wird auch wohl am Galgen aufgehangen.

Damalen war das aber in Italien ganz anders. Wenn man damalen nur in der Stadt und in dem Lande nicht stahl, in welchem man

J d.W. 3230. v. C.G. 754. wohnete, und nur etwas weiter ging, so hatte das auch nicht so viel zu sagen. Und wer da nun glaubte, daß er listig oder auch stark genug darzu wäre, der ging heimlich oder öffentlich in eine fremde Stadt, in ein fremdes Dorf, oder auch auf ein fremdes Feld, und nahm dem, der sich nicht recht vorsahe, oder auch schwächer war, mancherley Dinge hinweg, bald sein Kleid, bald sein Bisgen Speise, bald sein Bisgen Geld, bald auch wohl sein Vieh.

Die beyden Jungens nun, der Romulus und der Remus, wurden, da sie herangewachsen waren, starke und schlaue Männer; hatten für sich denn auch nicht viel zu essen, und gingen also unterweilen auch wohl hin, bald dies bald jenes zu stehlen. Sie waren denn auch, wie man sagt, so glücklich dabey, daß sie fast immer etwas mit sich schleppten, und daß ihnen niemand etwas anhaben konnte, weil sie sich wohl in acht nahmen, und weil sie auch stark genug waren, und sich tüchtig wehren konnten.

Das gefiel denn aber andern bösen Leuten, die so listig und so stark nicht waren, die doch aber auch gern stehlen wollten; gingen also zu diesen zween Brüdern hin, und sagten: — „Lehrt uns doch auch, wie wir es machen müssen, daß

wir

wir den Leuten, ehe sie es sich versehen, das Ih- J.d.W.
rige nehmen können, und geht mit uns; helft 3230.
uns stehlen: denn ihr versteht das meisterlich. v. C.G. 754.

Ja, sagen hierauf die Brüder, das woll-
ten wir wohl thun; aber wenn wir euch sagen
werden: so oder so wollen wir hier, und so oder
so wollen wir dort bey den Lenten es machen,
und wenn das, was wir sagen, würklich auch
gut seyn wird, so werdet ihr denn oft nach eurer
Dummheit es ganz anders machen wollen. Dann
wird uns also nichts gelingen. Dann werden wir
auch, weil ihr so dumm es angefangen habet,
von den Leuten gegriffen und todt geschlagen wer-
den; das geht also nicht an, daß wir mit euch
zusammen stehlen. Wenn ihr indessen uns verspre-
chet und zuschwöret, daß ihr uns folgen wollt,
wenn wir etwas befehlen, denn ist das freylich et-
was anders. Denn müßt ihr aber auch von dem,
was ihr stehlet, für unsern guten Rath, und auch
dafür, daß wir euch helfen, uns immer etwas ab-
geben: denn ihr nehmt alsdann das Beste, was
wir nehmen könnten, uns vor der Nasen weg; und
wovon sollen wir denn leben?

Stellt euch vor, Kinder, so sprechen hier die
zween Brüder, und, was meint ihr, was denken
da nun wohl die andern bösen Leute, die so gerne

steh-

J.d.W. 3230. v. C.G. 754. stehlen wollen? — Sie sehn, sie selbsten sind zu dumm zum Stehlen; die Brüder aber sind sehr schlau darzu. Gern, sehr gern, sprechen sie also; laßt uns nur bey euch seyn; sagt uns nur, wie wirs machen sollen: wir wollen gern euch folgen. Wir wollen auch gerne schwören, daß wir folgen wollen, und ihr sollt immer auch von allem etwas haben, was wir auch irgendwo nur stehlen werden. So sprechen hier gewiß solche böse Leute; und seht, Kinder, da geht das Königwerden nun schon an. Denn die listigen und starken Brüder haben nun schon, wie Könige, andern Leuten zu befehlen, und brauchen sich nicht wiederum befehlen zu lassen.

Wenn denn aber viel solcher bösen Menschen zusammenkommen, erst zehen, dann Hunderte, und dann wohl Tausende, so werden ganze Dörfer und ganze Städte bestohlen, und so fanden sich immer noch mehr und mehr böse Menschen zu diesen erstern; und da müssen denn die guten Menschen, die vor so viel listigen und gottlosen Dieben sich nicht mehr retten können, ebenfalls auch einen König haben, der klug ist, der ihnen Rath giebt, wie sie sich gegen die Diebe in acht nehmen, sie belauren, und gefangen nehmen sollen, und dem sie auch folgen in allem, was er ihnen saget.

Da dürfen denn die guten Leute ebenfalls nicht fragen: ist der Mensch schön? ist er reich? u. s. w. Nein, sie müssen fragen: ist der Mensch wohl klüger, als die Diebe sind? wird er sie hindern, uns zu bestehlen? Wenn da also auch nur ein Schweinhirte wäre, und der nur klug und dreiste ist, so nehmen sie ihn gern, und sagen: „du bist klug; rath uns, wie wir uns retten sollen; wir wollen gern thun, was du uns sagest; wir wollen dir auch sehr viel schenken, wenn du uns nur helfen wirst u. s. w. So sprechen ganz gewiß aus Noth alsdann die guten Leute; und da seht ihr wohl, daß in solchen Landen, in welchen man noch rauben und stehlen darf, es sehr wohl möglich ist, daß ein Viehhirte König werde. Ihr seht, die zween Brüder, Romulus und Remus, können wohl aus Hirten Könige geworden seyn: denn sie sollen tapfer gestohlen haben, und da sollen sehr viel böse Menschen zu ihnen gekommen seyn, und so mit ihnen gesprochen, und die Sache so verabredet haben, als ich vorher euch schon erzählete. Und nun, Kinder, nun hört weiter, was die Brüder ferner noch gethan haben sollen, da sie erst einen recht guten Trupp solcher Diebe um sich gehabt!

J. d. W. 3230. v. C. G. 754.

J.d.W. 3230. v. C.G. 754. Da, sagt man nemlich, da diese Brüder erst mehr böse Leute um sich hatten, da raubten sie so viel zusammen, daß sie lustig und guter Dinge lebten, oft tanzten und sprungen, und sich einbildeten, ihnen könne es an keinem Dinge mehr fehlen. Die andern Leute aber, die sie so oft bestohlen hatten, die laureten ihnen auf, und ehe man es sich versahe, so fielen sie über den einen von ihnen, über den Remus, her, nahmen ihn beym Kopf, und führten ihn zu ihrem Könige, daß der ihn für alle sein Stehlen nun bestrafen sollte.

Das war denn aber gerade der König, der diesen Remus und seinen Bruder hatte ersäufen wollen, und dieser König hieß Amulius, war also ein böser Mensch, wie ihr schon daraus sehet, daß er die Kinder ersäufen wollte. Ausserdem aber hatte dieser König auch seinen Bruder, welcher Numitor hieß, sehr viel Unrecht gethan, und das wußte Romulus, daß er dies gethan hatte, und daß dieses auch allen Leuten in der Stadt Alba, wo der König wohnete, recht sehr verdroß. Ja er hörte, daß eben dieser Numitor der Großvater von ihm und von seinem Bruder wäre: er dachte also, er müßte dem Großvater helfen, daß der nun König würde; und seht, wie er dies nun machte. Er nahm geschwinde seine

die:

diebischen Leute zusammen, und sagte: — „hört, J.d.W.
ihr Leute, mein armer Bruder Remus ist jetzt 3230.
gefangen, und der König Amulius wird dem ar- v.C.G.
men Schelm nun wohl sein Leben nehmen. Laßt 754.
uns also hurtig in die Stadt hineingehen, aber nicht mit einemmale, sondern nach und nach, und der eine zu diesem, der andere zu jenem Thore hinein, damit der König nicht was Arges sich ver- muthe. Wenn wir denn aber alle in der Stadt erst sind, denn wollen wir, so bald es finster wird, vor des Königes Schloß zusammenkommen, mit unsern Degen geschwind in dasselbe gehen, und den bösen König erstechen. Die Leute in der Stadt sind ihm ohnedem nicht gut, und sein Bruder Numitor ist auch böse auf ihn, und will recht gern uns helfen. Es wird alles also recht gut gehen, und die Leute in der Stadt wer- den froh darüber seyn. Sie mögten nemlich alle gern den Numitor zu ihrem Könige haben, und mit dem hab ichs schon abgeredet, der soll denn auch König werden; und da können wir überdem auch viel verdienen: denn Numitor wird uns da- für genug beschenken.„

Dies alles gefällt denn auch den Dieben. Sie gehn mit ihrem Romulus nach Alba hin; sie machen den Remus aus dem Gefängnisse frey; sie stechen auch gleich den bösen König todt, und

die

J.d.W. 3230. v.C.G. 754. die Leute in der Stadt, die sagen würklich: „das hat der König an den armen Kindern schon verdient!„ und sie sind denn auch recht froh, daß dieser König nicht mehr ist; machen alle aber den Numitor nunmehr zu ihrem Könige.

Da werdet ihr nun denken, Kinder, wenn das wahr ist, wenn die Leute den Amulius nicht gern zu ihrem Könige haben wollten, den Numitor aber sich zu ihrem Könige wünschten: warum machten sie denn diesen nicht sogleich zum Könige, und warum warteten sie so lange damit, bis erst Romulus und seine Leute kommen mußten? — So werdet ihr denken, Kinder, und da sage ich euch, das konnten die Leute nicht so recht: denn das ist so leichte nicht, einem, der schon König ist, etwas zu nahe zu thun.

Denn, Kinder, wer erst König ist, der hat denn auch mehr Geld und Gut, als andere Leute haben, und das hat er darum, weil, wie ihr gehört, alle seine Leute in einem fort an ihm viel geben müssen. Wenn der also nun Leute nimmt, und ihnen sagt: — „ich gebe euch Geld, steht mir auch bey!„ so thun das die Leute: denn Geld und Gut das will ein jeder gern. Ein recht reicher Mann kann also bald Leute zusammen bringen, die ihm helfen, und unterweilen

wohl

wohl so viel Leute, daß er, wie Amulius gethan hatte, König werden kann, wenn ihn die Leute auch darzu nicht haben wollen. Er kanns mit Gelde auch so machen, daß er beständig König bleibt, und daß auch seine Kinder nach ihm Könige werden. Denn wenn er oder seine Kinder nur viel zu geben haben, so finden sich immer Leute, die ihm oder seinen Kindern helfen; und eben um dieser Leute willen ist es schwer, einem Könige etwas anzuhaben. Man muß ihn, ehe er sichs versiehet, und wenn die Leute nicht bey ihm sind, die ihm immer helfen wollen, so wie Romulus, überfallen: sonst ist er König und bleibt auch König.

J. d. W. 3230. v. C. G. 754.

Das könnt ihr indessen nun wohl denken, Kinder, daß der Numitor sich über diesen Streich recht sehr erfreuete. Denn er war nun König; er hatte nun den Leuten zu befehlen; er bekam nun auch von allen Leuten sehr viel Geld; und das alles mögen die Menschen nur gar zu gern. Numitor war also froh genug; hatte auch die zween Brüder jetzt recht lieb; und die andern Leute sagten nun: — „das ist wahr, die Brüder das sind recht schlaue Leute, denen glückt auch alles. „ — Waren also vorher die Diebe nicht zu diesen Brüdern gelaufen, so liefen sie nun zu ihnen, und versprachens, sie wollten gern

ge-

J.d.W. 3230. v. C.G. 754. gehorchen, auch gern etwas geben, wenn die Brüder nur sie mit zu ihren Leuten nehmen wollten. Ehe man derowegen sichs versahe, so waren über dreytausend solcher Leute bey diesen Brüdern hier zusammen.

Und nun denkt einmal, Kinder, wo dreytausend starke diebische Kerls sind, muß da den Leuten nicht sehr bange werden? Denkt auch einmal, was sollte der König Numitor, der so viel tausend diebische Kerls um sich sahe, nun wohl thun? Die Leute hatten ihm geholfen, daß er König worden war; die zween Brüder waren auch seiner Tochter Kinder; Böses mogt er ihnen also nicht gerne thun, und das konnt er auch wohl sehen, das würden diese nicht gelitten haben: wie sollt ers also hier wohl machen? Ich wills euch sagen, Kinder, und ihr werdets sehen, er machte es klug genug.

Er ließ nun den Romulus und Remus vor sich kommen, und sagte: — „Kinder, unsrer werden hier zu viel in der Stadt; wir können hier nicht alle wohnen, und ihr wolltet doch auch wohl gern allein nur befehlen, und Könige seyn; ich aber, ich bin nun hier schon König, und mögt es auch gern bleiben; thut also, was ich euch sage. Einige Meilen von hier findet ihr eine schö-

ne

ne Gegend, wo noch niemand wohnet. Geht da- J.d.W.
hin, bauet daselbst euch eine Stadt, und vertragt 3230.
euch beyde darum, wer in ihr befehlen soll. Ihr v.C.G.
seyd ja Brüder, ihr werdet euch darum ja wohl 754.
vertragen.

Dies sagt diesen Brüdern der Großvater Numitor, und das lassen sie sich denn auch gefallen. Sie gehn nunmehr, dreytausend dreyhundert Mann stark, aus Alba weg, kommen in die schöne Gegend, die ihnen beschrieben ist, sehn da einen Berg, der ihnen vor andern gefällt, und sagen: „hier wollen wir bleiben, und eine Stadt erbauen.“ — Was sie denn auch sagen, das thun sie würklich auch; sie fangen an zu bauen, und zwar im Jahr der Welt 3230.

Kaum haben sie indessen mit Bauen den Anfang gemacht, so entsteht die Frage: Wie soll die Stadt nun heissen, und wer soll in ihr der König seyn? und das war eine üble Frage. Denn den andern Leuten war dies freylich einerley; den Brüdern aber war es dieses nicht. Der Eine wollte nemlich wie der Andre König seyn, und der Eine wie der Andre wollte, daß die Stadt nach seinen, und nicht nach des andern Namen heissen sollte. Beyde Brüder wurden also unwillig über einander, verspotteten sich unter ein-

J.d.W. 3230. v.C.G. 754. ander, und wurden so erbittert, daß endlich Romulus seinen Bruder erschlüg, und da war denn der Streit zu Ende. Die erbauete Stadt wurde nun Rom genannt, und Romulus war alleine nur der König in ihr.

Romulus war nun aber ein Mörder seines Bruders worden, und, Kinder, ists nicht wahr, das dünkt euch abscheulich? Ists nicht wahr, nun habt ihr ihn auch nicht mehr lieb, und nun wünschet ihr, daß er nur wieder todt geschlagen würde? — Das glaube ich, daß ihr das wünschet; und was meinet ihr, werden unter den vielen tausend Leuten nicht ebenfalls einige, so wie ihr, den Romulus gehasset haben? Das werden gewiß wohl einige, und wenigstens die, die den Remus lieb hatten; und da denkt nun einmal, war nun dieser Romulus seines Lebens noch wohl sicher?

Dreytausend und dreyhundert starke Kerls waren jetzt bey ihm, und die waren, wie man sagt, grossentheils nur Diebe. Sie waren also verwegene und mörderische Leute, wie das die Diebe fast immer sind, und waren zum Theil auch so ziemlich böse über ihn; so recht sicher war er also seines Lebens unter diesen Leuten hier wohl nicht. Und da hört nun, wie ers gemacht ha:

haben soll, um unter diesen Leuten sicher zu seyn. J. d. W. 3230. v. C. G. 754.

Er nahm, wie man sagt, aus allen diesen Tausenden gerade hundert Leute heraus, und zwar die, die vor andern gut, klug, dreist, und sehr gelitten waren, und zu diesen sagte er: „Ihr hundert Leute, ihr sollt meine Väter seyn. Ihr sollt mir Rath geben in allem was ich thue. Ihr sollt mit mir auch dafür sorgen, daß den übrigen unter uns es wohl ergehe; und wo ich etwas be= fehlen sollte, was den Leuten nicht nützlich wä= re, so sollt ihr mir sogleich davon abrathen, da= mit es ja den Leuten in dieser Stadt recht wohl ergehe.„ So sagte nun Romulus, und mit ei= nemmale waren also in der neuen Stadt Rom ein König, hundert Rathsherren, die man Pa= tricier nannte, und denn auch das gemeine Volk, von dem ihr noch viel hören werdet, und das ich immer meinen werde, wo ich nachher von Plebejern rede. Eben dadurch aber wurde Ro= mulus nun auch so ziemlich für sein Leben gesi= chert.

Denn, ist es nicht wahr, Kinder, das war doch den hundert Männern eine Ehre, daß der König hier sagte: — „ihr sollt meine Väter seyn; ihr seyd kluge Leute; nach eurem Rath

J.d.W. will ich mich richten.„ Diese hundert Männer
3230.
v.C.G. waren nun mit dem Könige gewißlich wohl zu-
754. frieden: denn er rühmte und ehrte sie, und das haben die Menschen immer gerne. Diese hundert Männer, die bey allen übrigen Leuten sehr lieb und werth waren, konnten sie also dem Könige nicht recht grossen Vortheil stiften? — Das konnten sie gewiß, und das könnt ihr leicht begreifen, Kinder. Denn wenn die hundert Rathsherren nun zu den andern Leuten sprachen: — Unser König ist gut; er hat euch alle sehr lieb; er ist besser als sein Bruder war; er hat den Bruder aus Uebereilung todt geschlagen u. s. w. so waren das die ehrlichsten und klügsten Männer, die das sagten, und da mußten ja die Leute wohl dem allen auch Glauben geben. Sie mußten den König nun immer wieder lieb gewinnen, und überdem konnten sie nun auch über den König so recht nicht böse werden.

Denn wurde nun etwas befohlen, was den Leuten nicht gefiel, nun so ließ es, als hätte dies nicht der König allein, sondern als hätte dies sein Rath oder die hundert Männer befohlen. Ein jeder glaubte aber, das wären die besten und die klügsten Männer; ein jeder that also recht gerne das, was nun befohlen war: denn was man für das beste und für das klügste hält, das

thut

thut man immer. Gewiß also, Kinder, der römische König Romulus war wohl ein böser Mensch, da er seinen Bruder erschlug, aber er war doch auch ein schlauer Mensch, da er die hundert Rathsherren wählete. Er machte dadurch, daß er desto sicherer leben konnte, und daß die Leute, die seine Unterthanen waren, denken mußten: „wenns unser König nicht recht gut mit uns meinete, so würde er nicht gleich hundert kluge Leute nehmen, und die so beständig fragen, wie ers machen soll, um uns hier Guts zu thun? Er machte, daß sie glauben mußten, sie könnten keinen bessern König haben; und da liessen sie also ihn herzlich gern am Leben. J.d.W. 3230. v.C.G. 754.

In Rom waren nun aber freylich wohl ein König, und Rathsherren, und starke, dreiste Kerls genug, aber noch fast kein einiges, oder doch nur wenige Weiber, und das war schlimm. Denn wer sollte nun waschen? wer sollte nun kochen? wer sollte nun das Haus rein halten? u. s. w. Männer geben sich mit solchen Dingen nicht gern ab; und es hätte also recht herzlich schlecht in Rom sich müssen wohnen lassen, wenn dieses dergestalt geblieben wäre. Das erste derowegen, worauf der König Romulus hier denken mußte, das waren gewißlich wohl die Weiber; aber, Kinder, da gings sehr wunderlich bey her.

Denn

J.d.W. 3230 v.C.G. 754. Denn der König sagt nun seinen Leuten, sie sollten zu den nähesten Städten und Dörfern gehen, und sollten da mit den Frauensleuten sprechen, und sie bitten, daß sie mit ihnen nach Rom hingingen, und dorten ihre Frauens würden. Die Leute des Romulus thun also, was ihnen ihr König sagt; sie gehen nun überall hin, geben den Frauens und derselben Eltern sehr viel gute Worte; hören und sehen an allen Orten aber, daß keine Frauensperson mit ihnen nach Rom hin will. Ueberall sagt man: — „Mit solchen Räubern und Dieben sollen wir unsre Töchter ziehen lassen? Unsre Töchter können wohl ehrlichere und bessere Männer bekommen, als ihr seyd. Euch geben wir unsre Töchter nimmermehr u. s. w. Und da, Kinder, da siehts denn übel aus in Rom: denn da weiß nun fast keiner, wie das zu machen ist, daß jeder ein Weib in sein Haus bekomme. Der schlaue König Romulus aber denkt, das will er wohl machen, und macht das würklich auch so listig, als ich nun euch sagen will.

Er weiß das nemlich, daß die Weibesleute gar zu gerne tanzen, und Musik anhören mögen. Er kommt also her, und sagt: „den und den Tag will ich allen Leuten hier eine rechte Freude machen. Ich will ihnen viel Essen kochen lassen;

ih-

ihnen viel zu trinken geben; sie sollen alsdann rechtschaffen tanzen, und ich will auch Musikanten kommen lassen, die ihnen zu ihrem Tanze spielen sollen.„ Das alles ist ihm auch ein rechter Ernst; er schickt in die benachbarte Städte, läßt Essen und Trinken daselbst kaufen, aus denselben auch viel Spielleute holen; und da erfahrens denn die benachbarten Städte und Dörfer genug, daß auf den und den Tag in Rom eine rechte Lust seyn wird, und daß daselbst auch recht sehr getanzet werden solk. Das freuet denn vornemlich aber den Frauensleuten, die auch gern lustig seyn und tanzen wollen. Sie gehn also haufenweise nach Rom, sehn da zu, wie die Römer lustig sind, und denken, sie wollen auch so lustig seyn; aber es geht ihnen bald ganz anders, als sie gedenken. J.d.W. 3230. v.C.G. 754.

Denn mit einemmale kommen nun ein paar hundert Römer, mit ihren blossen Degen in der Hand, hervor, umzingeln alle diese fremden Frauensleute, und lassen keine einzige entwischen. Sogleich kommen aber auch die übrigen Römer, gehn in den Crais hinein, nehmen nun, ein jeder für sich, die Person, die ihm am besten gefällt, und führen sie mit sich in ihre Häuser, nehmen sie darinnen sich zu ihren Weibern, und bewachen sie dort so genau, daß sie ihnen nicht

ent:

J.d.W. 3230. v.C.G. 754. entlaufen können. Mit einemmale haben also die Römer Frauens, und das durch die List ihres Königes. Denn eben er, der König, hatte die Frauensleute nach Rom gelockt, und er hatte auch die Römer mit den blossen Degen kommen lassen, und ihnen allen geboten, sich nun solche Frauens auszusuchen, als ihnen gefielen.

Hiermit waren indessen die Städte, die ihre Frauens nun verloren hatten, gar nicht zufrieden. Sie wurden nun noch mehr auf diese Römer böse, und sagten: — „das können wir nicht leiden, und wir müssen unsre Frauensleute wieder haben.„ Sie nehmen also ihre Degen und ihre Spiesse in der Hand, und gehen nach Rom, um alle Römer da zu zerhauen und zu zerspiessen: denn Diebe und Räuber warens, wie sie dachten, ohnedem nicht werth, daß man sie leben liesse. All dies Denken aber half hier nichts: denn die Leute in Rom waren starke, dreiste Kerls. Sie gingen also auf jene dreist los, hieben sehr viele von ihnen todt, und jagten die übrigen wieder zurück. Die Städte sind denn auch so klug hier nicht, daß sie ihre Leute mit den Leuten aus andern Städten sollten zusammen gehen lassen, und daß sie denn erst auf die Römer losgehen sollten. Nein, das geschieht hier nicht. Es schickt hier immer eine jede Stadt die

Leu-

Leute, die sie hat, für sich allein nach Rom, und aus der einen Stadt kommen sie heute, aus der andern aber über acht Tage oder über vier Wochen erst dahin, und da sind also immer nur so wenige wider die Römer, daß die Römer sie denn wohl bezwingen können, und die Weiber immer noch behalten. J. d. W. 3230. v. C. G. 754.

Wenn denn aber auch ein Mensch, oder zehn, oder hundert Menschen unklug sind, so sinds deswegen noch nicht alle Menschen; und so, Kinder, so ist es auch mit Städten und mit ganzen Völkern. Einige sind denn doch immer noch klug und bedachtsam genug, wenns schon nicht alle sind; und das finden wir auch hier bey einigen dieser Städte, in denen Leute wohnten, die sich Sabiner nannten. Denn diese fanden sich aus mehrern Städten zu haufe, gehn vor Rom, und, Kinder, da gehts sogleich auch anders. Sabiner.

Die Sabiner fallen nemlich auf die Römer, die ihnen aus der Stadt entgegen kommen, und sie zurücke jagen wollen, so ergrimmt los, daß unsre Römer nach Rom zurücke laufen müssen. Da laufen aber die Sabiner ihnen immer nach, gehn gerad in Rom hinein, und fangen da nun an, sich recht tapfer mit den Römern herumzuhauen. Sie behalten würklich

auch

J.d.W. 3230. v. C.G. 754. auch die Oberhand, und es läßt, als würde nun kein Römer mehr am Leben bleiben.

Zu ihrem Glücke haben die Römer aber den Frauensleuten, die sie mit List und Gewalt in ihre Häuser geführet hatten, während der ganzen Zeit alles nur mögliche zu gut gethan, so daß es diesen Frauens in Rom nun wohl gefiel, und sie den Männern auch recht gut schon waren. Da diese Frauens also sehen, daß es in der Stadt so hart hergehet, und ihre liebe Männer alle wohl todt gehauen werden mögten, so machen sie sich auf, laufen zu den Sabinern, und bitten sie mit tausend Thränen, doch nicht mehr böse zu seyn, mit Hauen und Stechen aufzuhören, und mit ihren Männern gute Freunde zu werden. Und, Kinder, so erbost die Sabiner auch sind, so lassen sie sich doch erbitten, hören auf zu hauen, und versöhnen sich mit den Römern. — Ihr seht also, es ist immer gut, wenn der, der stark ist, dem nichts Uebels, sondern Gutes thut, der so stark nicht ist; und ihr seht auch, mit Bitten kömmt man oft sehr weit, und mit einem guten Worte, das man giebet, kann man oft viel Gutes stiften. Denn alle diese Römer wären um ihr Leben kommen, wenn sie, da sie ja stärker als die Weiber waren, diesen Weibern Uebels gethan, und wenn diese nun für sie hier nicht gebeten hätten.

Bey

Bey dieser Gelegenheit sind nun aber die Sabiner einmal schon in Rom; und da sie hier nun sind, so gefällt es vielen von ihnen recht ausnehmend gut in dieser Stadt. Sie bekommen also Lust, darinnen zu wohnen; und diese Lust bekömmt vornemlich auch ihr Anführer oder König Tatius. Derselbe kommt also her, und sagt zu dem Könige Romulus: — „Wir wollen Freunde seyn, und wie Brüder mit einander leben. Ich will aber hier gern wohnen, und mit dir zusammen hieselbst König seyn. Meine Leute, die Lust darzu haben, mögen auch hier bleiben, und sich Häuser hier anbauen; und wie du hundert von deinen Leuten zu Rathsherren gemachet hast, so sollen auch von meinen Leuten hundert zu Rathsherren gemachet werden, damit meine Leute und deine Leute in allen Dingen gleich seyn mögen. Dies sagt nun der König Tatius; und weil Romulus dies nun nicht hindern kann, so geschieht dies auch. In Rom sind nun also Tatius und Romulus Könige; hundert Sabiner und hundert Römer sind nun Rathsherren oder Patricier, und in Rom wohnen nunmehr auch fast eben so viel ehrliche Sabiner, als zuvor Schelme und Diebe mit dem Romulus daselbst wohneten. Und seht, Kinder, so erzählt man, so sey Rom zuerst von Schelmen und Dieben erbauet, und so sey es nachher auch von Sabinern

J. d. W. 3230. v. C. G. 754.

Tatius.

be-

J.d.W. 3230. v. C. G. 754. bevölkert worden. Ja man sagt auch, Romulus sey nicht nur mit Schelmen und mit Dieben zuerst nach Rom gegangen, sondern er habe auch, da er schon dort gewesen, immer noch die ärgsten Schelme und Diebe aufgenommen, und Rom sey derowegen, bis die Sabiner dahin gekommen, ein wahres Diebesnest gewesen.

Da muß ich indessen euch sagen, Kinder, so recht kann man dies nicht wissen: denn viele sagen ganz etwas anders. Die sagen: es wären das sehr gute Leute gewesen, die zuerst mit dem Romulus nach Rom gegangen wären. Es wären ehrliche und redliche Albaner gewesen, die Numitor, der König von Alba, hätte fortziehen lassen, weil sie in Alba nicht mehr Platz gehabt. Und da kanns denn wohl seyn, daß hin und wieder einige Schelme und Diebe mit dahin gelaufen sind; das alles aber thut nichts zur Sache. Es seyn Diebe oder es seyn ehrliche Leute da gewesen, das geht uns wenig an. Genug es sind nun Leute in Rom, und deren sind schon viele, und es sind mancherley Leute, und sie haben zween Könige über sich, und auch zweyhundert Herren des Raths. Das sagen alle, das sey wahr; das wollen wir also merken, und nur hören, was thun nun alle diese Leute?

Numitor.

Es versteht sich, sie bauen nun immer noch mehr und mehr an ihren Häusern; sie bauen sich auch Mauren um ihre Stadt, und Thore in den Mauren, die sie verschliessen können, damit des Nachts nicht Diebesbanden, oder Leute aus den benachbarten Städten kommen, und sie überfallen mögen. Ueberdem aber kommen sie nun gewiß auch her, und nehmen die Felder und die Wiesen, die um Rom herum sind, für sich: denn sie müssen doch essen, und also Felder haben, wo was drauf wächst, und Wiesen, wo ihr Vieh von fressen kann. Weil denn ihrer aber nun schon viele Tausende sind, so brauchen sie auch viel Vieh, und viel Essen für sich. Sie müssen also viel Feld und viele Wiesen für sich nun haben, und das alles sehn und bedenken anjetzt ihre Nachbaren. Sie sehn, der Leute in Rom sind schon so viele, und ihrer werden immer noch mehrere. Sie denken also, lassen wir die Römer dergestalt sich vermehren, so kommen sie, und nehmen uns unsere schönen Felder und Wiesen, auch alles Holz weg, und wir können alsdann hier Hungers sterben. Wir müssen also bey Zeit nur machen, daß wir Rom zerstören, und die Leute von dort entweder wegjagen, oder sie auf der Stelle todt schlagen, wenn sie nicht weichen wollen. So denken die Nachbaren Roms anjetzt; und was meint ihr, Kinder, wie gings nun wohl unsern Römern?

J.d.W. 3230. v.C.G. 754.

J.d.W. 3230. v.C.G. 754. Nun war es doch wol rein aus mit ihnen, da ihre Nachbaren natürlich so gedenken mußten? Meint ihr das nicht?

Nun, Kinder, ihr habt nicht unrecht; der verständigste Mann der sollte ebenfalls dies meinen; aber ihr könnt hier sehen, wie so sehr schlimm das ist, wenn man sich mit andern zankt. Denn, Kinder, eben das Zanken war hier ein grosser Fehler bey fast allen Städten rings um Rom herum; und bloß um ihres Zankens willen, auch weil sie neidisch waren, bloß darum blieb Rom wohl stehen; alle die Städte aber gingen zu Grunde, oder mußten doch den Römern gehorsam werden.

Denn, Kinder, ehe noch Rom gebauet wurde, war eine Stadt immer im Zank und im Streit mit der andern gewesen. Eine hatte immer der andern ihr Feld nehmen wollen, und keine hatte der andern viel zu gute gethan. Nun also, da nun die Städte wider Rom was unternehmen wollen, nun gehen die Leute aus denselben nicht zusammen, sondern es muß, wie schon einmal geschehen war, immer wieder eine jede Stadt ihre Leute ganz alleine dahin schicken. Denn wenn auch die eine Stadt die andere jetzt um Hülfe bittet, so denken doch die Leute darinnen: „das wollen wir wohl bleiben lassen, daß wir euch helfen.

Eure

Eure Leute haben uns schon viel Uebels gethan; J. d. W. 3230. v. C. G. 754.
die Römer aber haben das noch nicht, und wer weiß, ob sie es thun.„ Sie denken auch: „wir wollen diese Stadt allein gegen die Römer gehen lassen: denn alsdann werden die Römer sie bezwingen; dann werden die Römer ihnen auch ihr Feld wegnehmen; dann haben wir also unsre Freude dran, daß diese Leute, die ohnedem uns nicht lieb haben, recht in Noth gerathen, und dann haben auch die Römer, wenn sie das Feld dieser Stadt haben, Feld genug. Sie werden alsdann das unsrige nicht nehmen; wir wollen also in Ruhe bleiben, und der Stadt durchaus nicht helfen.„

Seht, Kinder, so neidisch und so rachbegierig denken nun die Leute in den Städten, weil sie vorher sich immer genecket und gezanket hatten, und da konnten sie denn auch gegen Rom nicht viel machen. Ueberdem war aber Romulus ein kluger Kopf. Er wußte das genug, daß die Städte sich nicht einig waren, und sich immer zanketen. Er kommt also her, schickt einige seiner Leute bald zu dieser, bald zu jener Stadt, und läßt sie bitten, mit ihm doch gute Freundschaft zu halten. Er versichert: „er wollte ihnen nichts thun, sondern nur der andern Stadt, die gegen Rom jetzt feindlich wäre. Ja, er versichert auch, wenn die Stadt mit ihm jetzt gute Freundschaft machen wollte,

J.d.W. 3230. v. C.G. 754. te, so wollte er auch in Zukunft ihr helfen, so bald einmal eine andere Stadt ihr würde Leid thun wollen u. s. w.„ Und seht, dadurch macht Romulus, (vielleicht auch Tatius,) daß fast immer nur die Leute aus einer Stadt mit seinen Leuten Krieg anfangen, und daß niemalen die Leute aus allen Städten rings um Rom herum dies können.

Eben dadurch aber geschahs nun auch, daß Romulus und seine Römer so manche Städte überwunden, und ganz und gar einnahmen; und da war er denn wieder klug genug, wenn er solch eine Stadt erst eingenommen hatte. Er ließ nemlich, wenn er mit den Leuten genug gefochten, und sie bezwungen, oder sie besieget, auch ihre Stadt erobert hatte, die Leute in ihr nicht niederhauen, wie damalen im Kriege mehrentheils wohl andere thaten; nein, er ließ die Leute leben, und sagte: „Habt mich nur lieb, ihr Leute, so will ich euch nichts weiters thun. Seyd so gut gegen mich, wie meine Bürger in Rom es sind; und wenn ihr Lust habt, so kommt und wohnt bey mir in Rom.„ Das gefiel also den Leuten. Sie dachten, wir können ja keinen bessern König haben. Ihrer viele gingen also nach Rom, bauten sich an diesem schönen Orte, bey Leuten, die ihnen nicht das Leben genommen hatten, Häuser, und

hiel-

hielten nun recht viel auf unsere Römer. Romu- J.d.W.
lus bekam also immer mehr und mehr Freunde, 3230.
immer mehr und mehr Leute, die vor ihm strit- v. C.G.
ten, und selbst seine Feinde wurden Freunde von 754.
ihm.

Romulus aber war noch klüger als so. Er nahm nun auch einige Römer, und in der Folge auch der Römer Kinder, und ließ diese nun in die Städte ziehen, die er erobert hatte. Und, Kinder, warum war das klug von ihm? Denkt erst selbst einmal, und denn will ichs euch sagen.

Seht, Kinder, die jungen Leute, die der König nach solchen Städten schickte, die hatten doch ihre Eltern in Rom, und ihre Vettern und ihre Muhmen. Ists also nicht wahr, diese jungen Leute die wünschten nun auch, daß es Rom recht wohl erginge: denn alsdann erging es den Ihrigen auch wohl. Sobald also die Leute in der eroberten Stadt einmal wieder anfingen auf Rom böse zu werden, so redeten die jungen Römer in der Stadt diesen Leuten gleich wieder zu, gaben ihnen gute Worte, bis sie wieder gute Freunde mit den Römern wurden. Oder sie kamen auch her, und schrieben das sogleich nach Rom, daß die Leute so und so böse jetzt gesonnen wären. Ehe die Leute also sich noch recht bereden konn-

J.d.W. 3230. v.C.G. 754. ten, zu welcher Zeit sie ihren Degen, ihre Bogen, ihre Pfeile und ihre Spiesse nehmen, und Rom überfallen wollten, so wußten die in Rom das schon, kamen in Eil vor der Stadt, und leicht auch in ihr hinein. Denn die in der Stadt vermutheten sich das nicht, und die jungen Römer konnten ihnen auch heimlich ein Thor aufmachen. Die Römer konnten also die, die ihre ärgsten Feinde waren, nun todt hauen, oder sie mit Ketten binden, und sie fortführen, so daß sie ihnen in der Stadt nicht weiter schaden konnten.

Mehrentheils blieben aber die eroberten Städte immer gute Freunde von Rom: denn der König ließ sich nur wenig von ihnen geben, und that ihnen sonst kein Unrecht an. Wenn also wieder einmal eine andere Stadt mit Rom einen Krieg anfing, so gingen die Leute aus dieser eroberten Stadt mit in den Krieg, und halfen den Römern. Ehe man sichs also versahe, wurde Rom allen Nachbaren fürchterlich. Denn alle Städte, die wider dasselbe Krieg angefangen hatten, waren immer überwunden worden, und nun sogar den Römern gewogen, auch von vielen Römern bewohnet. Eine Stadt also, die nun mit Rom zu zanken und zu kriegen anfing, die hatte nun die Römer nicht nur, sondern überdem auch noch viel andere Städte wider sich, und das war

schon

schon gefährlich. Die benachbarten Städte sassen J.d.W.
nun also stille; Tatius in Rom starb gar bald, 3230.
und Romulus durfte, wie es schien, vor nichts v.C.G.
sich fürchten. 754.

Aber, Kinder, wenn man was Böses thut, und das denn auch von keinem Menschen hier gestrafet wird, so strafts doch Gott, und er strafts vornemlich darum, damit andere Menschen, und Kinder insonderheit, sich hüten sollen, Böses zu thun. Und seht, das nemliche das that denn Gott auch hier. Romulus hatte, wie ihr wisset, seinen Bruder Remus todt geschlagen, und listig genug hatte Romulus gemacht, daß ihn die Römer nicht wieder todt schlagen sollten; aber am Ende geschahs nun doch. Denn die Rathsherren sind nun einmal mit ihm zusammen, und da will er allein nur sprechen; da soll alles nach seinem Kopf nur gehen; er will bloß befehlen, und sich nicht rathen lassen. Sie gerathen also in Zorn über J.d.W.
ihn, schlagen ihn todt, und begraben ihn so heim 3267.
lich, daß je kein Mensch seinen Leib hat finden v.C.G.
können. Und da seht ihr, wie Gott vergilt. — 717.
Bloß, um ganz allein befehlen zu können, hatte Romulus den Bruder erschlagen; aber eben darum wurde er nun wieder erschlagen. Remus.

J.d.W. 3267. v. C.G. 717.

Das kann nun freylich wohl seyn, daß Romulus aus Uebereilung ehedem das thate; aber es kann alsdann auch seyn, daß auch die Rathsherren hier sich übereileten, und daß Gott ihn durch Uebereilung strafete, weil er durch Uebereilung gesündiget hatte. Denn, Kinder, der Mensch muß sich nicht übereilen: er thut sonst oft den Menschen grossen Schaden; und Gott will nicht was den Menschen schadet, sondern das, was ihnen nutzen kann. Von klein auf müßt ihr also anfangen, ehe ihr was thut, zu fragen: — wird auch Gott das gerne sehen? Denn, fragt ihr dieses immer, so übereilt ihr euch gewißlich nicht, und denn gefallt ihr Gott, und werdet kluge und bedachtsame Menschen, und das ist euch eine Ehre, und die Menschen haben euch denn lieb, thun euch auch Gutes.

Also, Kinder, Romulus war nun todt. Er war 37 Jahr König gewesen, und das Volk war mit ihm zufrieden. Nun aber ist Romulus mit einemmale fort, und da kann das Volk es nicht begreifen, wo er geblieben ist. Die Rathsherren wußtens nemlich, daß sie das Volk zerreissen würde, wenn es das erführe, daß sie den Romulus ermordet hätten. Sie suchten also das zu verheimlichen, und sagten: wir wissen nicht wo unser König ist.

Die

Die Leute wußten aber doch, der König war zuletzt mit den Rathsherren zusammen gegangen, und seit der Zeit nicht mehr zu sehen gewesen. J.d.W. 3267. v.C.G. 717.
Sie fallen also darauf, die Rathsherren müßten ihn nothwendig wohl ermordet haben; gehn nun gleich denselben zu Leibe, und sagen: schafft uns den König wieder, oder wir hauen euch alle in viel tausend Stücken.

Natürlich zittern also die Herren vor grosser Angst, und guter Rath ist ihnen hier nun theuer. Endlich aber hat einer von ihnen einen Einfall, und, Kinder, über denselben werdet ihr erstaunen. Ich will ihn euch erzählen, und zugleich auch sagen, wie es hierauf mit der Sache noch geworden ist.

Einer der Rathsherren denkt nemlich: sagen wir, der König sey annoch auf Erden, so müssen wir ihn zeigen, und die Leute laufen hin, um ihn zu sehen. Sagen wir aber, er ist im Himmel, je nun, so wissens die Leute wohl, daß wir da nicht hinaufsteigen, und sie auch nicht mit hinauf nehmen können, und da ist denn die Sache zu Ende, wenn sie das nur glauben, daß er dort im Himmel ist. So denkt er, und gleich nimmt er einen alten ehrlichen Mann, Julius Proculus soll er geheissen haben, und sagt zu demselben:

„Hör,

J.d.W. 3267. v.C.G. 717. „Hör, Julius, du kannst uns helfen. Du bist ein so guter, ehrlicher Mann, daß dir alle Leute glauben, was du ihnen auch immer nur sagest: denn sie wissen, du lügest nicht, und redest allemal die Wahrheit. Lüge also nur diesesmal, damit du unser aller Leben rettest, und höre, was ich will, daß du lügen sollst.„

„Sage, du seyst auf dem Felde gewesen, und hättest dich recht darüber betrübt, daß unser guter König Romulus nirgends mehr zu finden wäre. Indem du aber so betrübt der Sache nachgedacht, so wäre plötzlich der König bey dir gekommen, hätte geglänzt wie die Sonn am Himmel, und gesagt: — „„Mein lieber Julius, wie bist du so betrübt, wie ist auch Rom so betrübt, daß ich nicht mehr auf Erden bin? Gehe du nach Rom, ruf mir mein Volk darinn zusammen, und sag ihm, daß du mich gesehen hast. Sag ihm, daß ich in dem letzten Donnerwetter auf den Wolken gen Himmel gefahren sey, nun im Himmel lebe; kein Mensch, sondern ein Gott jetzt bin, und für meine Römer noch mehr Gutes thun werde, als zuvor. Sag den Leuten auch, sie sollten mich nicht mehr Romulus, sondern Quirinus nennen: denn so heiß ich jetzt im Himmel.„„

Dies bittet der listige Rathsherr den Julius, J. d. W. 3267. das er dies in Rom ganz öffentlich erzähle; daß v. C. G. 717. ers betheure, ja, wenns nöthig wär, beschwöre; und der sonst sehr ehrliche Julius läßt diesmal sich bewegen. Er läßt alles Volk zusammenkommen; er betheuret vor demselben alles, was jener will, daß er betheuren soll, und die Leute in Rom sind so albern, daß sie diesem Manne auf sein Wort dies alles glauben. Sie denken nun, ihr König sitzt im Himmel, und ist da ein ziemlich grosser Gott. Sie bauen ihm eine Kirche in Rom, in welcher sie zu ihm beten; denken auch, die Rathsherren seyn sehr ehrliche Leute; und wählen ein Jahr nachher, 3268. einen neuen König, der Numa Pompilius heisset. Numa Pompilius.

Dieser Numa war nemlich einer von den Rathsherren, ein recht sehr guter, auch sehr kluger Mann, und so friedfertig, daß er mit keiner einzigen Stadt in Streit gerieth, und Krieg mit ihr führete. Er dachte, seine Leute in Rom und in den vom Romulus eroberten Städten die könnten doch wohl leben, ohne daß sie andere bestöhlen, oder sie im Kriege niederhieben, auch, ohne daß sie die Städte plünderten. Er befahl ihnen also niemalen, in Krieg zu ziehen; und weil er keiner Stadt etwas zu nahe, allen aber, so viel er konnte, Gutes that, so liebten ihn die Nachbaren

J.d.W. 3267. v. C.G. 717. baren insgesammt, und so hatte ers denn auch nicht nöthig, mit ihnen zu zanken, und Krieg zu führen. Seine Unterthanen ackerten nun die Felder, lebten auch vergnügter als zuvor, da sie in den vielen Kriegen todt, krumm oder lahm gehauen wurden; und Numa war also ein recht sehr guter König. Er lebte als König 43 Jahr, bis 3311. und da er starb, da konnten die Leute sich nicht trösten, und weinten bitterlich, weil er so gut gewesen war.

Von eben diesem Numa muß ich aber noch etwas erzählen, was euch gefallen wird, und woraus ihr sehen werdet, wie listig unterweilen die Menschen sind. Ihr wißt doch nemlich die abscheuliche Lüge noch, die der alte Julius in Rom vorbrachte, und ihr erinnert euch auch dessen nun wohl noch, daß die Leute in Rom der Lüge glaubten, und den Romulus als einen Gott ansahen. Seht also, an eben dieser Lüge dacht nun der König Numa; und weil Julius so tapfer gelogen hatte, so dacht er, ich will auch einmal recht tapfer lügen, und vielleicht gelingt mir meine Lüge eben so, wie sie dem Julius gelungen ist. Was er denn auch dachte, das that er auch, und, Kinder, es gelung ihm ebenfalls.

Er

Er dachte nemlich, die dummen Leute die J.d.W. glauben, daß Menschen, welche gut sind, wenn sie 3267. v.C.G. sterben, Götter werden. Ich will ihnen also sa- 717. gen, meine Frau Egeria, die mir gestorben ist, und die, wie alle wissen, ein gutes Weib auch war, die sey ebenfalls nun eine Göttin worden. Und denn will ichs ihnen versichern: diese Göttin habe mir befohlen, den Römern zu sagen, daß sie mit ihren Nachbaren Frieden halten, und mit ih- nen nicht kriegen sollten; daß sie auch den Acker bauen sollen; daß sie fromm und gut seyn sol- len u. s. w. Denn wenn ich meinen Römern sa- ge: „die Göttin Egeria habe dies gesagt, und die befehle es,„ je nun, so werden sie dies alles viel ehe thun, als wenn ich sage: „ich bins, ich wills haben, und ich befehl es euch.„

Sag ich auch: ich selbst, ich befehle, daß ihr ruhig seyd; so werden meine Römer sagen: „Unser König Numa ist ein furchtsamer Mensch. Unser Romulus war ein ganz anderer König: der hatte Herz; aber Numa ist wie ein altes Weib, drum will er nichts vom Kriege hören.„ Sie werden alsdann mich sehr verachten, mich gar nicht lieb haben, mir nicht folgen, und wohl gar herkommen, und sagen: du sollst nicht mehr un- ser König seyn. Sag ich aber: die Göttin befiehlt euch, ruhig zu seyn, und glauben dies meine Rö-

J.d.W. mer, so können sie mich nicht verachten, und nicht
3267. hassen. Wie fang ichs also an, daß meine Römer
v. C. G. mirs glauben, „Egeria, mein gutes Weib, sey jetzt
717. eine Göttin, und sie sey es, die keinen Krieg hier haben wolle?„

So frägt sich hier der sonst so gute, ehrliche Numa lange Zeit; und endlich denkt er: „halt! nun hab ich, was ich will; nun weiß ich, wie ichs machen soll.„

Sein gutes altes Weib Egeria liegt nemlich in einem Sarge, unter einem Berge, in einem tiefen Loche. Er geht also fleißig in dies Loch hinein, und setzt sich immer bey dem Sarge hin, so daß die Leute immer mehr und mehr darüber reden: „warum ihr König Numa wohl dies thue?„ — Sie denken, das muß doch vieles zu bedeuten haben, und ohn Ursach wird doch der König nicht so oft in das finstre Loch hingehen, und da bey der todten Frau so ganz alleine sitzen. Die Frau die stinkt denn doch, und es ist doch auch ekelicht, in solchem Loch zu seyn; das muß ganz gewiß also sehr vieles zu bedeuten haben.

So denken nun die Leute hier vor sich, und so kommen sie endlich, und sagen: „Aber, lieber König Numa! sag uns doch, in aller Welt, was

du dort in der Hölen immer macheſt ? „ — Und da ſagt denn Numa : „Ich muß es euch nur ſagen ; umſonſt, das könnt ihr wohl denken, umſonſt geh ich ſo oft in dieſe Höle nicht. Da kommt aber meine gute Frau Egeria vom Himmel zu mir herunter. Da erzählt ſie mir, wie gut es droben ſey ; wie ſie mit unſerm Romulus jetzt göttlich iſt ; wie ſie uns allen hier den Himmel wünſchet, und wie wirs machen ſollen, damit wir alle dereinſten auch ſo göttlich werden. Da hat ſie unter andern mir geſagt, wenn wir auch ſo göttlich werden wollten, ſo müßten wir fleißig ackern, und nicht mit andern uns zanken und ſtreiten. Ich hab ihr nun ſehr viel dagegen eingeredet : denn es iſt doch ſo ſchön, wenn man zeigen kann, wie ſtark man iſt, und wie man andere bezwingen kann ; aber ſie bleibt dabey, wir ſollen ruhig leben, und nicht mit andern ſtreiten : ſonſt würden wir dort oben nicht gelitten werden. Sie ſagt auch, ſie will fleißig wiederkommen, und mir öfters was gut iſt ſagen ; aber folgen müßten wir ihr : ſonſt könnt es uns nicht wohl ergehn. — Ihr wißt alſo, ihr Römer, was ich in der Höle dort mache ; was auch die Göttin von euch haben will : und es iſt denn wohl kein beſſerer Rath für uns, als daß wir ihr nun folgen u. ſ. w. „

J. d. W. 3267. v. C. G. 717.

Seht,

J.d.W. 3267. v.C.G. 717. Seht, Kinder, dies thut und spricht der Numa hier, und er ist eben so ein ehrlicher Mann, wie der Julius war. Alle Leute glaubens ihm also, seine Frau sey würklich eine Göttin, und alle Leute thun nun auch, was er sagt. Denn er sagt immer: „die Göttin will es haben; „ und der Göttin will doch keiner gern zuwider seyn. — Also, Kinder, war Numa gewiß ein schlauer und sehr listiger Mann; und könnt ihr euch nun darüber noch wundern, wenn ihr hören werdet, daß die Leute in Rom so viele Götter glaubten, da doch nur ein Gott ist, und daß sie auch Göttinnen glaubten, da doch nicht eine einzige ist?

Kinder, wenn die Menschen, so wie die Römer, nur aufs Rauben und aufs Stehlen denken, denn werden sie ganz wild und unverständig, und was ihnen dann ein listiger Mensch von andern Dingen vorsagt, das glauben sie: denn sie denken über nichts nach, als nur über ihren Raub. Da konnten also Julius und Numa ihnen wohl viel weiß machen, und da wars denn leicht, daß sie die einfältigsten Dinge glaubten. Wie denn auch in Rom nun schon zwey Gottheiten geglaubt wurden, so wurden in andern Städten ebenfalls auch solche Gottheiten leicht geglaubet.

Denn wie die Leute in Rom den Romulus todt schlugen, und denn nur sagen mußten, er wäre im Himmel, und er wäre dort ein Gott; so schlugen die Leute in andern Städten auch wohl ihre Könige todt, und sagten ebenfalls, unser König Jupiter, oder unser König Saturn, oder unser König Bachus, oder wie sonst die Könige hiessen, ist im Himmel, und da ist er nun ein wahrer Gott. Wie auch Numa sagte: meine Frau ist eine Göttin, und die kommt zu mir; so sagten das auch andere wohl von andern Weibern, um so, wie Numa, die Menschen dahin zu bringen, daß sie thun mögten, was sie gern gethan wissen wolten. Und das muß euch also nicht wundern, wenn ihr von vielen Göttern und von vielen Göttinnen hören werdet. Ihr wißt nun schon, daß das nicht wahr, sondern würklich erlogen ist. — Doch, nun wollen wir weiter gehen, und sehn, wie wurde es denn in Rom, da Numa nun gestorben war?

J. d. W. 3267. v. C. G. 717.

Da, Kinder, da wählten die Römer bald nachher einen neuen König über sich, und der hieß Tullus Hostilius. Er war ein Mann, der mehr wie Romulus als wie Numa gedachte. Er mogte nemlich sehr gerne Kriege haben, und hatte auch Kriege, da Numa immerfort im Frieden lebte. Das kann euch aber nichts helfen, daß ihr

J. d. W. 3312. v. C. G. 672. Tullus Hostilius.

alle

J.d.W. 3312. v.C.G. 672. alle diese viele Kriege wisset; doch von dem einem und von dem andern Kriege dieses Tullus muß ich euch etwas sagen: denn es ist gar zu sonderbar, was dabey geschehn seyn soll.

Ihr wißt es doch noch, Kinder, daß Romulus und auch Remus von Alba aus nach Rom hingingen, und daß auch einige glauben, die Leute, die mit ihnen nach Rom hingingen, die seyn Kinder von den Leuten in Alba gewesen. Was denkt ihr also wohl darzu, wenn ich nun euch sage, daß die Albaner und die Römer jetzt mit einander uneins wurden, und Krieg mit einander jetzt schon führen wollten. Wer hier unrecht hatte das kann ich mit Gewißheit euch nicht sagen: denn die Römer meinten, sie hätten recht, und die Albaner meinten, sie hätten recht; und das machen zänkische Leute immer so. Sie sind wie die bösartigen Kinder, die, wenn sie würklich auch groß unrecht haben, doch immer sagen, sie haben recht. Wie es indessen scheint, so hatten die Römer hier wohl recht: denn die Albaner fingen an, den römischen Leuten ihr Vieh vom Felde zu nehmen; und da die Römer einmal die Diebe tüchtig prügeln, auch einige von diesen Dieben todt hauen, so kommen die Albaner, und sagen: — „was unterstehr ihr euch, und warum hauet ihr unsere Leute todt? Unsere Leute sind nur so über euer

Feld

Feld gereiset, und es ist nicht wahr, daß sie euch haben bestehlen wollen.„ Sie sagen auch: „gebt uns die römischen Leute heraus, die unsere Albaner todt gehauen haben, oder wir kommen, und hauen euch allzusammen nieder, und stecken euch eure Häuser über eure Köpfe an.„ J.d.W. 3312. v.C.G. 672.

Da sagen ihnen indessen die Römer: „das lassen wir wohl bleiben, daß wir euch diese unsere Leute geben sollten; und wir wollen doch sehen, ob ihr uns niederhauen, und unsere Stadt verbrennen sollt.„ Gleich ziehn sie also aus Rom heraus, und die von Alba ziehn aus Alba heraus, sind bitter und böse auf einander, und thun, als würden sie sich auffressen, so bald sie sich nur sehen würden. Das thun sie aber im Anfange nur; und da sie erst sich näher kommen, so vergeht ihnen auch ihr Muth. Denn da stehen sie Tage, und Wochen, und Monate lang gegen einander, fressen sich aber nicht, ja, haben nicht einmal Lust, den Degen in die Faust zu nehmen, und auf einander loszugehn.

Der Albaner König Metius Fufetius denkt denn aber: „was kann das hier werden, daß wir uns unter einander die Köpfe zerspalten, und Arm und Bein vom Leibe hauen? Besser wärs denn doch, wenn Rom und Alba Metius Fufetius.

sich

J.d.W. 3312. v.C.G. 672. sich verglichen: denn wenn beyde Städte recht genau zusammen hielten, so könnten sie alle andere Städte desto leichter bezwingen. Und da er dies vor sich so denkt, so fällt ihm etwas ein, wie dies hier wohl zu machen wäre. Er sieht aber, daß er zuvor mit dem Könige Tullus aus Rom deshalb werde sprechen müssen; schickt also zu ihm hin, und läßt ihm sagen: „Er hätte sehr was nöthiges mit ihm zu reden; er frage dahero an, ob und zu welcher Zeit der König Tullus mit ihm sich unterreden wolle?„ Der König Tullus weiß nun zwar das nicht, was der Albaner mit ihm sprechen will; er denkt indessen: ich wills hören; giebt also dem Boten die Antwort: Ja, morgen, etwa um acht Uhr, wollen wir dort, auf dem Platze da, zusammenkommen; und da geht der Bote wieder weg, und sagt das seinem Könige.

Ihr müßt nemlich wissen, und es merken, Kinder, daß, wenn auch Krieg ist, die Könige, und alle, die Krieg mit einander führen, sehr oft mit einander sprechen, auch oft sich Boten schicken, denen niemand etwas Uebels thun darf. Denn mannichmal wird z. E. dem einem Könige der Krieg leid; er will nun thun, was der andere König haben will, und da muß er ja Boten schicken, oder selbst hingehen, und dies sagen, daß er dies wolle: denn sonst wüßt es ja der andere

Kö-

König nicht, und der Krieg hörte gar nicht auf. J.d.W. 3312. v.C.G. 672.
Boten also schicken sich auch die Feinde unterweilen; und selbst die Könige, die sich feind sind, gehn, wenn sie wollen, zusammen, und sehn, ob sie mit guten Worten nicht dem Kriege ein Ende machen können. Eben das versuchte also der Albaner König Metius Fufetius. Er geht nun mit dem Tullus zusammen, und da er bey ihn kommt, so sagt er: „Die Sache, mein lieber Tullus, über welche wir sprechen wollen, ist der Krieg. Sieh, was kann es helfen, daß so viel tausend Menschen von mir und so viel tausend Menschen von dir ihr Blut vergiessen, und sich zu nichte hauen? Ich dächte, wir verglichen uns, und wir sagten: — Alba und Rom soll gleichsam nur eine Stadt seyn; es soll über beyde nur ein König seyn, und eine soll der andern allemal helfen; keine soll der andern aber etwas Uebels thun.„

Tullus horcht also erstaunend auf, da Fufetius dies sagt; antwortet aber: — „Das ginge wohl an; indessen, wer soll nun der König seyn? ich oder du? Und wenn wir dereinsten todt seyn werden, soll man denn aus den Albanern, oder soll man denn aus den Römern den König nehmen? Wo sollen auch des Königes Rathsherren und er selbst, der König, wohnen? Soll dies in Alba oder soll dies in Rom nur seyn?

J.d.W. 3312. v.C.G. 672. „Das versteht sich, sagt hierauf Fufetius, daß Alba hier den Vorzug haben muß: denn Alba ist viel älter als Rom.„ Und da sagt denn der Römer König Tullus: „Daraus wird nichts: denn was, was fragen wir nach dem alt seyn und nicht alt seyn? Wer König seyn will, der muß Herz haben. Und komm her, wir wollen uns beyde hauen, wer gewinnet, der soll König seyn über Alba und über Rom. Gewinne ich, so soll Rom der Sitz des Königes und des Rathes seyn, und alle Leute von Alba sollen denselben gehorchen. Gewinnst du aber, nun so ist Alba der Sitz des Königes und des Rathes, und so gehorchet Rom nun den Albanern.„

Hätte Fufetius also Herz gehabt, Kinder, so, dünkt mir, würde er gesagt haben: „gut, Tullus;„ und er würde gleich seinen Säbel herausgezogen, und gesprochen haben: „haue zu, ich haue auch.„ Oder hält er, wie freylich wohl billig war, seine Albaner zuvor darum befragen müssen, ob sie das alles auch wollten; so würde er, dünkt mir, geantwortet haben: „Es ist gut, was du sagst; ich will mit meinen Albanern deshalb reden, und wenn diese damit zufrieden sind, so sey es drum, so wollen wir uns hauen.„ Aber, Kinder, Fufetius hatte würklich wohl kein Herz. Er wollte sehr gerne König über zwey sehr schöne

Städ-

Städte seyn, aber sein Blut und sein Leben wollte J.d.W. 3312.
er dabey nicht wagen, und er sagte also zu der v. C.G.
Römer Könige: „Ich mag mich mit dir nicht 672.
hauen; aber ich weiß andere, die sich hauen sollen.„

Tullus frägt also: „wer denn diese wären?„ und da hört einmal, was der Albaner hier nun saget.

„In Alba, sagt er, sind drey schöne junge Männer, die Brüder sind, und Curiatier heissen. Eben diese haben aber in Rom drey nahe Vettern wohnen, die auch unter einander Brüder sind, und Horatier heissen, die, dächt ich also, die wären die Leute, die den Streit entscheiden könnten. Meine Curiatier hab ich schon befragt, und die haben Lust darzu. Frag du nun die Horatier, ob diese auch Lust hierzu haben; und wenn das ist, so können die drey Curiatier und die drey Horatier sich mit einander hauen. Siegen dann die Curiatier, so bin ich und so sind meine Albaner; siegen aber die Horatier, so bist du und so sind deine Römer die Herren unserer Städte.„

Tullus erstaunt also, da er dies hört, und antwortet voll Erstaunen: „Du selbst erzählst es mir, daß diese Leute nahe Vettern sind. Zum Er-

J.d.W. staunen ists daher, daß diese sich ermorden sollen.„
3312.
v.C.G. Fufetius indessen sagt: „Daran ist uns ja nichts
672. gelegen. Es ist genug, meine Curiatier die wol-
lens thun; und wenns die Horatier ebenfalls nun thun wollen, so laß sie sich die Hälse brechen. Wenn wir Albaner und deine Römer nun uns alle mit einander schlügen, und diese Vettern in der Schlacht gerade auf einander träfen, müßten sie sich dann nicht ebenfalls mit einander hauen? Was ist also Erstaunendes bey dieser Sache?„

Seht, Kinder, das meint hier der Albaner König; und wahr ists immer, im Kriege ist es so. Wer im Kriege dem Soldaten vorkömmt, mit dem muß er sich hauen; und da trifft sichs wohl, daß Vater und Sohn und Bruder und Bruder sich hauen müssen. Der Krieg ist also immer etwas Erschreckliches; aber Fufetius war denn doch ein böser Mensch, daß er dies hier wollte.

Denn wenn auch Brüder im Kriege unterweilen gegen einander fechten müssen, so geschieht das doch von ohngefähr, und kein König wird sie jemals darzu antreiben, daß sie dies thun sollen. Ein jeder König wirds auch ungern sehen, wenn es von ohngefähr geschiehet; und Fufetius hätt also viel lieber andre Menschen darzu wählen sollen,

len, wie das auch Tullus ihm gleich anfangs sagte. J. d. W. 3312. v. C. G. 672.
Metius Fufetius bleibt indessen bey seiner Meinung, und am Ende läßt auch Tullus selbige gelten, und sagt: „so will ich denn hurtig nach Rom hinreisen; ich will meine Rathsherren hierum befragen, auch die drey jungen Leute, die Horatier; und meinetwegen, sind diese insgesammt damit zufrieden, so geb ich dir mein Wort, ich will auch damit zufrieden seyn.„

Nun geht also das Fragen in dem Rathe zu Rom an, und da sagen die Rathsherren: „Ja, wenn die Horatier sich hauen wollen, so mögen sie.„ Sie sagen zugleich aber auch: „Die Horatier sind nicht nur nahe Vettern mit den Curiatiern, sondern die Leute haben sich auch unter einander so lieb, und halten so viel auf einander, daß wirs nicht glauben können, daß sie dergestalt mit ihren besten Freunden sich auf Tod und Leben hauen sollten. Indessen lasse man sie rufen, und höre, was sie sagen.„

Die Horatier werden nun also gerufen; sie kommen sogleich, und da sagt ihnen Tullus, ihr König, alles, was Fufetius vorgeschlagen hat, und frägt also: „Wollt ihr das thun?„ „Zwingen, sagt er, wollen wir euch nicht; es steht also bey euch, ob ihr wollet, oder nicht. Wollt

ihr

J.d.W. 3312. v.C.G. 672. ihr aber, und sieget ihr über eure Vettern, so macht ihr, daß Rom einen König und einen Rath behält, und daß Alba denn gehorchen muß, wenn Rom befiehlt. Ihr könnt also denken, daß uns dies sehr gefallen wird. Ihr könnt denken, daß wir euch dafür recht lieb haben, euch recht ehrenwerth halten, und euch auch recht beschenken werden.„ — Dies alles sagt jetzt den drey jungen Männern der König; und da sagen sie ihm denn wieder: — „Wir können hierzu nichts sagen. Wir haben nemlich unsern Vater noch am Leben, und da müssen wir zuvor doch wissen, was der hier haben will. Erlaub uns derowegen, o König! daß wir gehn, und den Vater nun hierum befragen.

Seht also, Kinder, das waren alles schon grosse und erwachsene Männer, und doch wollen sie nicht nach ihrem Kopfe handeln, sondern erst wissen, was ihr Vater haben will. Das ist also recht schön von diesen dreyen Söhnen; das müßt ihr euch merken, und gern eure Väter oder eure Mütter fragen, ehe ihr etwas thut. Denn eure Eltern sind doch wohl ehrliche, gute Menschen, und dieser Leute Vater der war vielleicht von Dieben und von Schelmen her. Gewiß weiß ich das freylich nicht, aber es kann doch immer seyn; und dennoch ehrten und folgten ihm die Kinder.

Nothwendig also müßt ihr noch mehr als diese eure Eltern ehren. — Hört nun indessen weiter, was jetzt noch mehr geschahe. J. d. W. 3312. v. C. G. 672.

Die Söhne kommen nun zum Vater, sagen ihm, was ihnen der König gesagt, und was sie ihm wieder gesagt; fragen also: — „was sollen wir nun thun, lieber Vater! sollen wir uns hauen, oder nicht?„ — Der alte Vater fällt also diesen Söhnen um den Hals, sagt: „das ist wahr, an euch hab ich doch rechte Freude. Ihr seyd noch Kinder die ihrem Vater Ehre machen. Aber, Kinder, diesmal weiß ichs selbst nicht recht, was ich hierzu euch sagen soll. Doch hört, meine Söhne! Denkt euch einmal, ihr hättet keinen Vater mehr, und ihr solltet euch mit euren Vettern hauen, was wolltet ihr alsdann wohl thun? worzu hättet ihr alsdann wohl Lust?„

„Wir hätten alsdann wohl Lust, mit unsern Vettern uns zu hauen,„ sagten ihm hierauf die Söhne; und da wird der alte Vater noch freudiger, als zuvor. — „Ihr seyd, sagt er, Kinder, wie ihr seyn sollt. Ihr seyd gehorsam; ihr seyd auch beherzt. Geht also, und hauet euch.„ Die Söhne gehn derowegen, sagen dem Könige: „der Vater hats erlaubt, mit

um-

J.d.W. unsern Vettern auf Tod und Leben uns zu hauen; wir
3312. sind das auch zu thun gesonnen; also nur Anstalt
v.C.G. gemacht, daß wir bald uns hauen können.„
672.

Hat derowegen der Vater diese drey Männer nicht genug gerühmt, so könnt ihr wohl denken, Kinder, so rühmt sie nun gewiß der König, der Rath, und alles Volk ganz überlaut. Sogleich wird ein Bote an den Metius Fufetius geschickt; ihm wirds den Augenblick gemeldet, Rom und die Horatier liessen sich seinen Vorschlag gefallen; und ihm wird auch der Tag bestimmt, an welchem der König und diese drey Männer kommen würden, damit er, Fufetius, und seine Albaner bereit seyn mögten. Derselbe ist denn würklich auch mit ihnen bereit; und da hört nun, Kinder, euren Wunder, wie es nunmehr gehet.

Denkt euch, hier, wo ich euch die Linien A hinmahle, hier stehen die albanische Soldaten, und

A ═══════ A

.....

C. C. C.

M.

T.

H. H. H.

.....

R ═══════ R

wo ich euch die Linien R hinmahle, da stehen die römischen. Es bleibt also in der Mitten ein leerer

Platz,

Platz, und in diesem treten nun die Curiatier und auch die Horatier gegen einander, wie hier auf dem Papier C. und H. gegen einander stehen. Zwischen ihnen aber stehen Metius und Tullus, wo hier M. und T. auf dem Papiere stehen, und die haben noch viele Priester, auch noch andere vornehme Männer, auch eine Sau bey sich; und ich will euch sagen, was die da nun machen. J.d.W. 3312. v.C.G. 672.

Die Könige, und die vornehmen Leute, die bey ihnen sind, reden nemlich anjetzt noch näher ab, was geschehen soll, und schwören es sich, daß wenn nun die Curiatier oder die Horatier gewinnen sollten, Alba oder Rom gewonnen haben sollte. Sie schwörens sich, daß sie dann ihr Wort halten wollen; und die Priester, die stehn dabey, und sagen den Königen und den vornehmen Leuten: „Bedenkt auch, was ihr thut: Gott ist ein sehr gerechter Gott; und wenn ihr euer Wort nicht haltet, so wird er euch dafür recht hart bestrafen.„ Das sagen ihnen die Priester; und denn hat der eine dieser Priester einen grossen spitzigen Stein in der Hand, andere Leute aber halten die Sau, und der Priester sagt: „Seht, ihr Leute, werdet ihr euer Wort nicht halten, so wird Gott mit seinem Donner euch den Kopf zerschmettern, so wie ich jetzt dieser Sau den Kopf

zer-

J.d.W. 3312. v.C.G. 672. zerschmettern will.„ Und indem schlägt er aus aller Kraft mit dem Stein dieser Sau den Kopf entzwey, daß das Gehirn und Blut herumsprützt. Die Könige und die Vornehmen aber sagen: „Das ist recht, und so soll Gott auch uns den Kopf zerschlagen, wo wir dereinsten unser Wort nicht halten.„

Seht also, Kinder, das geschieht nun hier; und sobald dies geschehen ist, so gehen auch die Könige, die vornehmen Männer und die Priester fort. Sie gehen etwan da hin, wo die kleinen Punkte ..... stehen, und in der Mitte bleiben nun die Curiatier und Horatier. Die Römer und die Albaner stehn also, reissen ihre Augen auf, und denken: „nun gehts los.„ Denn die Horatier und Curiatier laufen nun schon einander entgegen, und es läßt also, als wollten sie in dem Augenblicke sich nun hauen.

Aber, Kinder, kaum sind diese Curiatier und Horatier bey einander, so schmeissen sie ihre Schwerdter auf die Erde, und gehn, umarmen und küssen sich, wie Brüder. Sie haben sich nemlich jederzeit so recht von Herzen lieb gehabt, und da wollen sie also zu guter letzt nun Abschied von einander nehmen. Das wissen aber die andern Soldaten nicht, daß sie nur dies hier wollen,

len. Sie erstaunen also, und denken, aus dem Hauen werde nun gewiß nichts werden; schelten dieserwegen tüchtig auf die Brüder, daß sie erst sich hauen wollen, und nun doch sich so küssen können. Eh man aber sichs versieht, so lassen die Brüder und Vettern sich einander los, greifen wieder zu ihren Schwerdtern, und fechten und hauen sich, als wenn sie die ärgsten Feinde wären, auf das unerschrockenste herum. Die Römer und die Albaner sehen nun also ihren Wunder, sind begierig, wie dies alles gehen wird, zu wissen; sehn denn aber, daß die Curiatier gewinnen; daß zwey Horatier schon todt zur Erden fallen; daß der dritte aber läuft, so sehr er laufen kann. Die Albaner schreyn also: Victoria! Victoria! denn so schreyt man, wenn man die Oberhand behält; die Römer aber stehn nun da, ärgern sich, und wollen fast weinen, da sie nicht haben siegen können: denn das meinen sie nicht, daß sie noch siegen würden. Sie sehn, zwey Horatier sind nun schon todt, der dritte aber läuft; sie denken also, sie haben sicherlich verloren; und, Kinder, das mußte hier ein jeder wohl gedenken. J.d.W. 3312. v. C.G. 672.

Der eine Horatier aber, der so sehr jetzt lief, der war ein kluger, listiger Mensch, und der machte seine Sache hier ganz anders. Er dachte nemlich: bleib ich hier stehen, so kommen

meine

J.d.W. 3312. v. C.G. 672. meine drey Vettern zugleich über mich her, und denn bin ich verloren. Lauf ich aber, so laufen sie mir nach, und denn bring ich sie vermuthlich aus einander; ich muß also nur laufen. Sogleich lief er denn auch fort, und da liefen seine Vettern ihm nach, der eine aber geschwinder als der andere. Denn, Kinder, sie waren zwar nicht todt, aber sie hatten doch Hiebe bekommen; sie bluteten auch, und sie konnten nun, ihrer Wunden wegen, nicht gleich stark mit einander laufen. Sie blieben derowegen nicht beysammen, sondern der eine lief voraus, der andere etwas hinter dem ersten, der dritte aber noch weiter hinter beyden, und eben das wünschte sich der eine Horatius. Denn nun kehrte er sich um, fiel gleich über den her, der zunächst bey ihm war, und hieb den todt, ging denn auch auf den zweyten los, und hieb auch diesen todt, so daß ihm der dritte nun allein noch übrig blieb. Eben dieser war denn aber der mattes te von allen, und bereits so verwundet, daß er fast nicht mehr fechten konnte. Mit leichter Mühe hieb demnach Horatius auch diesen nun zur Erden, und da war also das Spiel mit einemmal geändert.

Die Albaner nemlich, die vorher so frölich schon Victoria gerufen hatten, die waren nun wie vor dem Kopf geschlagen; die Römer aber, die zu-

zuvor fast hatten weinen wollen, die klatschten jetzt für Freuden in die Hände, und der Albaner König kam nun auch zum Könige der Römer, und sagte: — „Du bist unser König und unser Herr, befiehl, was sollen wir nun thun!„ Das sagte er nemlich, um zu zeigen, daß er, was er geschworen hatte, nun gerne auch erfüllen wollte; und Tullus sagte denn: — „Ich befehl vor jetzt nichts. Seyd indessen unsere Freunde; und so bald ich euch Nachricht sende, daß ihr aus eurer Stadt kommen, und mir helfen sollet, so kommt, und helfet mir.„ — „Das soll geschehn,„ sagte Metius hierauf; und so gingen nun Albaner und Römer aus einander. Die Römer hatten indessen nun einen König, den die Albaner so gut gehorchen mußten, als es die Römer thaten. J.d.W. 3312. v. C.G. 672.

Eben der Horatius aber, der so listig war, und den Römern hier den Sieg verschaffte, eben der that nun bald eine recht gottlose That, und die muß ich euch doch auch erzählen, damit ihr seht, wie bald ein Mensch immer ärger und ärger wird. Horatius hatte nemlich eine Schwester, und diese Schwester wollte gern den einen Curiatier zum Manne haben, und hatte das ihm auch bereits versprochen, daß sie mit ihm nach Alba ziehen wollte. Nun aber hört sie, dieser Curiatier ist todt, und ihr Bruder ists, der ihn

nebst

J.d.W. 3312. v.C.G. 672. nebst seinen Brüdern todt gehauen hat. Sie wird auf ihren Bruder also bitter und böse, und so bald sie ihn nun siehet, so schilt sie ihn, daß er das gethan, daß er mit seinen nahen Vettern sich so gehauen, und ihren Bräutgam nun getödtet hat. Anstatt daß er also diese seine Schwester trösten, und ihr gute Worte geben sollte, so nimmt er seinen Degen, und stößt ihn ihr ins Herz, so, daß sie auf der Stelle niederfällt, und stirbet. Anstatt daß denn auch der Vater diesen Sohn dafür strafen sollte, so lobt er ihn dafür. Und weil er, der Mörder, es denn doch gemacht, daß Rom nun über Alba zu befehlen hat, so will der König Tullus ihn nicht wieder tödten, und sagt: — „Das Volk in Rom mag sagen, ob Horaz dafür nun wieder sterben soll oder nicht.„ Das Volk sagt denn aber: „nein, er soll nicht sterben: denn er hat uns zu Herren von Alba gemacht;„ und er bleibt also am Leben, da er doch wohl verdiente, daß man sein Leben ihm sogleich genommen hätte. Denn bloß um einiger Worte willen seine Schwester zu hassen, und sogar sie todt zu stechen, das ist so abscheulich als etwas in der Welt seyn kann.

Drum merkts euch, Kinder, wenn ihr einmal erst im kleinern etwas Uebels thut, so thut ihr bald im grössern auch, was übel und sehr unrecht

recht ist. — Das ist würklich wahr, und das J. d. M. könnt ihr hier schon sehen. Denn dieser Horatius 3312. v. C. G. und seine Brüder thaten würklich gar nicht recht 672. daran, daß sie aus dem Leben ihrer Vettern sich so wenig machten. Nachdem dies aber einmal erst geschehen war, so wurd es ihnen auch leicht, sich aus dem Leben ihrer Schwester nun nichts mehr zu machen, und ihr das Leben zu nehmen, das sie sehr gerne hätten erhalten sollen. Alle diese Leute, der Vater wie die Söhne, sinds also nicht werth; daß man sie in Ehren hält: denn sie waren böse Menschen, die man verachten muß. Und daß sie dies waren, das ist bald zu begreifen.

Denn hätten z. E. die Römer eben so, wie das Mädchen hier, den Horatius gescholten, so würde Horatius, wenn ers gekonnt, alle Römer eben so gut erstochen haben, als er seine Schwester erstach. Und der Vater, der seinen Sohn hier rühmete, da derselbe das Blut seines eigenen Kindes, seiner Tochter nemlich, fliessen sahe, der würde gewiß den Sohn gerühmet haben, wenn er durch ihn der Römer Blut hier hätte fliessen sehen. Und sind das nicht immer böse Menschen, die lieber andere Menschen erstechen, als sich von ihnen tadeln und schelten lassen wollen?

Ihr

J.d.W. 3312. v.C.G. 672. Ihr seht aber, Kinder, an allen andern Römern ebenfalls, daß Menschen gar bald ärger und ärger werden. Denn da erst Tullus, der König, und sein Rath, und das Volk, sich daraus nichts machten, daß nahe Vettern sich umbringen sollten, so machten sie auch bald daraus sich nichts mehr, da ein Bruder seine Schwester umgebracht hatte. Offenbar also wurden diese Leute immer ärger; und darum müßt ihr nie was thun, sobald es im geringsten nur nicht recht und gut seyn sollte. Hört nun aber, wie es weiter ging.

Es dauert nemlich nun nicht lange, so fängt Tullus, der König von Rom, einen Krieg mit andern Städten an, und befiehlt dem Metius Fufetius, — er soll mit seinen Albanern kommen, und ihm helfen. Metius kommt also, thut, als wenn er dem Könige helfen wollte; geht aber mit seinen Leuten gleich bey Seite, als Tullus und die Römer mit den andern Städten sich schlagen. Er denkt nemlich, er will, sobald die Städte den Tullus seine Leute genug müde gemacht haben, sogleich selbst über den Tullus und die Römer fallen, und sie denn leicht bezwingen; aber er irrte sich gewaltiglich. Denn Tullus besiegt die Leute aus den Städten gar zu bald, noch eh er müde wird; und da sieht Metius

denn

denn wohl, daß ihm, was er wünscht, nicht recht J.d.W. 3312. v.C.G. 672. gelingen werde. Er kommt also eiligst mit seinen Leuten wieder, wünscht dem Tullus viel Glück zu seinem Siege, und thut, als hätte ers recht gut gemeint. Tullus aber läßt allen Albanern nun ihre Waffen, das heißt Degen, Spiesse, Bogen und Pfeile nehmen; den König Metius Fufetius aber zerreissen, und sogleich auch die ganze Stadt Alba anstecken und verbrennen.

Dem Metius Fufetius läßt er nemlich die Füsse an einem Wagen, der rechts hin fähret, die Armen aber an einem andern Wagen, der links hin fähret, fest anbinden, und dann die Wagen fortfahren: und da wird denn Metius nun bald entzwey gerissen. Die Albaner aber, die in ihrer Stadt sind, nicht Arges sich vermuthen, und ihre Soldaten auch nicht bey sich, sondern bey dem Tullus haben, die müssen alle ihre Sachen nehmen, sie auf Wagen packen, und gleich aus Alba nach Rom hinziehen. Denn Tullus schickt geschwinde ziemlich viele römische Soldaten dort hin, und die hauen gleich alle Leute nieder, sobald sie nicht fort wollen, stecken sogleich auch an allen Enden die Stadt in Brand, so daß die armen Leute nun wohl aus Alba müssen.

Alba, Kinder, ist nun also zerstöret; Rom bekommt also viel neue Einwohner, und muß daher schon grösser gebauet werden. Alba aber ist nun

J. d. W. 3312. v. C. G. 672. ganz abgebrannt, und das kann euch immer jammern; den Metius aber, den König von Alba, bejammert nur nicht.

Denn wenn dieser es vor nöthig hielt, daß Leute sich hauen müßten, warum hauete er sich selbsten nicht? Warum nahm er gerade solche nahe Vettern, und nicht andere Leute zu dem Hauen? Ja, Kinder, warum wollte er das nicht thun, was er versprochen, ja zugeschworen hatte? Sein Wort muß der Mensch immer halten, und wer das nicht thut, der ist keinen Augenblick sicher, daß ihn nicht Gott dafür bestrafet, und mit dem haben die Menschen auch kein Mitleiden, wie ich selbst auch kein Mitleid mit dem Metius hier habe. — Und nun seht, Kinder, das sind die zwey Kriege des Tullus, von denen ich euch etwas erzählen wollte.

Ihr werdet hierbey aber sehen, Kinder, wenn Tullus auch in allen Dingen recht gethan hätte, so war das doch nicht recht gethan, daß er den Horatius nicht bestrafte, der gleich so boshaft war, und um einiger Worte willen seine Schwester erstach. Er hatt es also wohl verdienet, daß es ihm nicht immer gut erginge, und das geschah denn auch. Denn er wurde am Ende ganz erstaunend unruhig; war immer traurig, und immer betrübt, grämte also sich beynah zu Tode, und wußte selbst nicht zu sagen, was ihm fehlte. Endlich aber schlug ein Blitz in sein Haus, und dieser Blitz zündete so

ge:

gewaltig alles an, daß er und seine Frau und seine Kinder ohne Rettung darin verbrennen mußten. Dies geschah, nachdem er 33 Jahr König gewesen J.d.W. war. Es kann indessen immer seyn, daß dieses 3344. v. C.G. nicht der Blitz gethan. Es kann seyn, daß die Al- 640. baner, die in Rom jetzt wohneten, gedacht: — „hat er doch unser Alba verbrannt, und sind dabey auch, wie das bey solchem Feuer leicht geschieht, Kinder und Weiber verbrannt, wir wollen ihn also mit Weib und Kindern wieder verbrennen.„

Denn, Kinder, ob es gleich nicht recht ist, so zu denken, und dem wieder etwas Böses zu thun, der uns was Böses that; so denken die Menschen doch sehr oft also. Die Albaner können derowegen an einem Tage, da es gewaltig geblitzet, wohl hergekommen seyn, und des Königs Haus oder Pallast angestecket, dann aber gesagt haben, „der Blitz hat es gethan.„ Und ihr seht, wenn ihr dies bedenkt, wie listig die Menschen sind, um andern Böses zu thun. Wollt ihr also dafür euch hüten, daß sie euch nicht ebenfalls auch Böses thun, so thut ihr ihnen Gutes, und nie, was ihnen leid seyn kann: denn alsdann haben sie euch lieb, und dann werden sie so böse gegen euch nicht seyn.

Nach dem Tode des Tullus Hostilius wählten nun aber die Römer einen neuen König, und der hieß Ankus Marcius. Einige wollten von ihm zwar sagen; — „er wärs gewesen, der des

J.d.W. Tullus Haus angezündet hätte „ und das kann denn
3344. auch wohl seyn ; aber wir wissen dies doch nicht
v. C.G. gewiß, und von diesem Könige hab ich euch ohnedem
640. auch nichts zu sagen. Denn er hat zwar Rom noch grösser gebauet, auch sehr viel Kriege geführet, und immer auch viel Land und viele Städte gewonnen; aber das kann euch nichts helfen, daß ich da
J.d.W. viel von rede. Ich sag euch also, daß, da er starb,
3469. die Römer einen neuen König wählten, der Tar-
v. C.G. quinius hieß, und von dem will ich euch etwas
415. sagen.

Der König Tarquinius mogt nemlich gar zu gerne Krieg mit den andern Städten führen; und da nun schon alle Städte, ziemlich weit um Rom herum, bezwungen waren, und ihm gehorchen mußten, so wollt er gern noch weiter gehen, und ganze Länder nun bezwingen. Da fand er aber einen Mann in Rom, der ihm das wehren wollte, und dieser Mann hieß Näbius, und der gab vor, er wär ein Wahrsager. Im Grunde war er aber ein Schelm ; und das werdet ihr selbst sagen, Kinder, wenn ich euch das dumme Zeug erzähle, was dieser Näbius in Rom anfing.

Es hielt sich nemlich dieser Näbius einige Hüner, die futterte er selbst ; sagte aber, „von diesen Hünern könnt ers allemal erfahren, was geschehen würde, noch ehe es geschähe.„ Er schlachtete auch wohl Ochsen, und sagte, „aus dem Bauche der Ochsen

sen könnte ers wissen, was alles geschehen oder nicht J.d.W. 3469. v.C.G. 415.
geschehen würde.„ Er that denn sonsten aber, als wäre er der ehrlichste und verständigste Mann, und drum liebten und glaubten ihm die Leute, eben so sehr, als sie den Julius und den Numa geliebet, und denselben auch geglaubet hatten. Sie dachten, solch ein ehrlicher und solch ein kluger, verständiger Mann der würde so etwas nimmer sagen, wenns nicht die Wahrheit wäre. Sie gingen also gern zu ihm, und baten ihn bald dies, bald das, was sie gern wissen wollten, vorher zu sagen.

War z. E. der Vater krank, so ging der Sohn zu ihm hin, und sagte: — „O lieber Näv ius, hier hast du einige Thaler, sag mir doch, wird mein lieber Vater auch nicht sterben? wird er wieder besser werden? Und denn nahm unser Herr Näv ius die guten Thaler, und sagte: „ komm um die und die Zeit nur wieder, so will ich dirs sagen.„ Während dessen erkundigte sich Herr Näv ius aber bey den Aerzten nach dem kranken Vater, oder er war selbst auch wohl ein Arzt und Doctor, daß er es immer wissen konnte, ob die Krankheit zum Tode wäre oder nicht, und er hatt also gut Sagen. Er sagte nun dem Kinde wieder, was der Doctor ihm gesaget hatte, oder was er selbst auch wußte; ließ das aber sich nicht merken, daß er von dem Doctor oder von sich selbst dies wüßte. Nein, Kinder, das ließ er sich hier nicht merken; sondern hört nur, wie ers machte.

Er

J.d.W. 3469. v.C.G. 415. Er ging nun, wenn der Sohn z. E. wieder kam, zu seinen Hünern hin, futterte diese Hüner, so daß der Sohn es sahe, und gab recht auf sie acht, als ob er von ihnen alles lernen müßte. Oder er nahm nun auch wohl, wenn er viel Geld bekommen hatte, einen Ochsen, schlug den todt, und sahe dessen Herz und Leber und Lunge u. s. w. recht starr und etwas lange an, und that denn, als lernte er aus dem Ochsen, was er vorher schon wußte, und nun erst sagen wollte.

Sahen nun aber andre Menschen hundert- und tausendmal die Hüner, oder auch die Lunge, das Herz und die Leber des Ochsen an, ja so sahen und so lernten sie natürlich immer nichts daraus. Er indessen, Nävius, sagte immer, er erlernte alles daraus; und da erstauneten die Leute. Sie dachten: der Mann ist klüger, als wir; der Mann sieht, was kein anderer sieht; dem Manne müssen wir nur folgen. Seht, Kinder, so dachten die Leute, und so thaten sie nun auch alle gern, was dieser Nävius gern wollte. Und so bald er ihnen sagte: „Leute, das geht nicht; da werdet ihr grossen Schaden haben; so bald thaten sie das auch nicht, und wenns ihr Leben hätte kosten sollen.

Eben dieser Nävius aber, so ein Erzschelm als er hier auch war, so ein guter Mann war er vielleicht doch darin wohl, daß ers nicht gerne sahe, wenn der König Tarquin die andern Völker immer-

merfort bekriegen wollte. Es jammerte ihm viel: J.d.W. 3469. v.C.G. 415.
leicht, daß dabey Menschen sterben, und sich zunich: te hauen sollten; er kam also her, und widersprach dem Könige, der noch mehr Leute nehmen, und sie zu Soldaten machen wollte. Er sagte: — „Wirst du das thun, so weiß ich es vorher, unser Rom wird denn viel Unglück erleben.„ Und da die Leute dies höreten, und dem Näv̈ius auch glaubten, so wollten sie nun nicht Soldaten werden. Das ver: droß denn aber den König so gewaltiglich, daß er den Näv̈ius nun bald aufs heimlichste erstechen ließ. Und da, Kinder, da fehlte nun wieder nicht viel, so beteten alle Leute in Rom auch diesen Näv̈ius, so wie den Romulus und noch viel andere, an.

Denn Näv̈ius war nun mit einemmale fort, und niemand wollt es sagen, wo er geblieben war. Die Leute merktens also, daß kein andrer als der König Tarquin ihn würde todt geschlagen haben; wurden also bitter und böse auf den König, und der mußte nun glauben, daß, weil fast alle Menschen den Wahrsager Näv̈ius recht herzlich liebeten, sie herkommen, und ihn wieder todt schlagen würden. Ihr könnt also wohl denken, daß ihm da bange wur: de; und da hört nun einmal, wie listig er es macht, und wie abscheulich hier der König lügen kann.

Er läßt nemlich bald alle Leute in Rom zu: sammenkommen, und tritt denn auf, und sagt: — „Ihr lieben Leute, unser guter, ehrlicher Näv̈ius

ist

J.d.W. ist weg, und kein Mensch weiß, wo er geblieben ist.
3469.
v.C.G. Der Mann war aber ein so guter und ein so klu-
415. ger Mann, daß ers wohl werth ist, daß wir ihm alle Ehr anthun. Und seht einmal, wie mirs mit diesem Manne ging.

Ihr wißt es doch, ich wollt es diesem guten Manne niemals glauben, daß er von seinen Hünern lernen könnte, was noch in Zukunft erst geschehen sollte. Ich laß ihn also, nur noch vor wenig Tagen erst, zu mir kommen, und sag ihm, da er kommt: — „O mein lieber Nävius, geh doch nach Hause, sieh doch deine Hüner an, und komm und sag mirs wieder, ob das, was ich jetzt denke, geschehn kann oder nicht? Ich habe nemlich jetzt was vor, was ich sehr gern thun mögte; aber ich weiß es nicht, obs gehen wird, und ich mögts doch gerne wissen.„ — Dies sagt ich dem guten, ehrlichen Mann, und der sagt: „Ja, ich will gleich zu meinen Hünern gehen, und dirs denn sagen, was du wissen willst.„ — Er geht sogleich auch fort zu seinen Hünern hin, und ich bin froh da er nun gehet. Denn das denk ich gewiß, daß ich ihn nun fangen, und ihm es recht beweisen will, daß seine Hüner ihm nichts sagen, und daß er die Leute nur betrüget. Aber hört, um des Himmels willen, wie mirs hier gehet. „

„Nävius kommt nemlich bald wieder zu mir zurück; sagt: ich habe meine Hüner schon besucht, und

ich

ich seh es ihnen an, es wird geschehen, was du, J.d.W. König, gedenkest!„ Ich fang also an aus vollem 3469. v. C.G. Halse über ihn zu lachen, und sage: „Siehst du! 415. bist du nicht ein Schelm und ein Betrüger!„ — Ich nehme gleich auch einen Stein und ein Barbiermesser, und sage weiter: — „Sieh, Schelm, das hatt ich im Sinne, daß du mit diesem Messer hier den Stein zerschneiden solltest, und kann das wohl geschehen? kannst du wohl dies, wie deine Hüner dies doch sagen sollen?„ — So sprach ich, und so schelt ich hier mit diesem Manne: denn ich denk nicht anders, als es sey unmöglich, einen Stein mit solchem dünnen Messer zu zerschneiden; aber, o ihr Leute, es ist zum Erstaunen, was ich hier sahe! — Nävius antwortet: „Ja, ich kann den Stein zerschneiden;„ nimmt den Stein in seine Hand, und schneidet ihn ohne Umstände durch und durch.„

„Seht hier, hier ist noch das Messer; seht, hier ist auch noch der Stein. So saß der Stein zusammen, und so ist er nun geschnitten; ist das nicht mehr, als andre Menschen können? Ich dächt also, ihr Leute, zum ewigen Andenken an diesen guten und wunderbaren Mann liessen wir sein Bild aushauen, und es hier öffentlich auf den Markt hinsetzen. Ich dächt, wir liessen ihm auch einen Altar bauen, vor dem wir niederknien, und zu dem guten Manne beten könnten. Denn, Leute, sicherlich ist er gen Himmel gefahren, und jetzt ein Gott, und nicht ein Mensch.„

Sol-

J.d.W. 3469. v.C.G. 415. Solche abscheuliche Lügen, Kinder, bringt hier der König vor. Er weiset hier auch ein Barbiermesser und zwey Steine vor, und läßt nun, da alle Leute es sehr gerne sehn, des Mannes Bildsäule auf den Markt hinsetzen, auch einen Altar bey der Säule, und ist also denn sicher genug, daß niemand ihm sein Leben nimmt. Denn nun, Kinder, nun sagen alle Leute: „das ist nicht möglich, daß der König unsern Nävius sollt haben tödten lassen. Der König rühmt uns ja den guten Mann so sehr; er ehrt ihn ja anjetzt im Tode noch; er also, er hat ihn sicherlich nicht umgebracht. Wer weiß, wo er geblieben ist; er kann immer, wie Romulus, gen Himmel gefahren seyn, u. s. w.„ Ists also nicht wahr, Kinder, Tarquin war ein listiger Kopf; und die Leute werden manchmal so betrogen, daß es zum Erstaunen ist. — Aber, warum werden sie es? Darum werden sie es, weil sie in ihrer Jugend faul gewesen, lieber herumgelaufen, auch spielen, als etwas lernen mögen, und also dumm geblieben sind. Und so, Kinder, so gehts auch euch einmal, wenn ihr nicht bey Zeit etwas lernet. Merkt euch das, Kinder, und hört nun weiter, wie es dem Könige Tarquin noch ging.

Nävius war nunmehr todt, und Tarquin durfte nicht mehr fürchten, daß ihm die Leute nach dem Leben stehen würden. Er that also, was er wollte, nahm so viele Leute aus Rom, als ihm gut dün-

dünkete, und ging mit ihnen in einige benachbarte Länder, hieb die Leute daselbst todt, die ihn nicht hineinlassen wollten, und machte, daß die übrigen sag: ten: — „wir wollen dir gerne gehorchen, laß uns nur unser Leben.„ Eh ers indessen sich versahe, so kam die Reihe zum Sterben auch an ihm: denn ein paar Kerl hieben ihm mit Holzärten seinen Kopf entzwey, und da war denn alle seine Herrlichkeit mit einemmal geendet. J.d.W. 3469. v. C.G. 415.

Es waren nemlich in Rom noch zween Söhne von dem Könige Ankus Marcius vorhanden, und die dachten: schlagen wir den König Tarquinius todt, so werden die Römer wol einen von uns zum Könige wählen: denn nun sind wir so klein nicht mehr als da, da unser Vater starb; nun sind wir schon groß und klug genug, daß uns das Volk darzu wohl wählen kann. Dies dachten diese Söhne, und dies sagten sie nun auch einigen ihrer guten Freunde; baten sie zugleich, ihnen guten Rath zu geben, wie sie das wohl anzufangen hätten, und redeten endlich mit einander ab, daß sie ihre Sache so anfangen wollten, als ich euch nun gleich erzählen will. J.d.W. 3406. v. C.G. 578.

Ein paar von diesen Freunden sollten sich nem: lich so schlecht ankleiden, als die gemeinsten Leute gekleidet sind. Sie sollten als Holzhauer, mit den Holzärten auf der Schulter, vor dem Pallaste des Königes sich wie von ohngefähr begegnen, und da anfangen, recht tüchtig mit einander zu zanken,

auch

J.d.W. 3406: v.C.G. 578. auch so zu thun, als wollten sie mit ihren Aexten sich sogleich nun hauen. Wenn sie das also thäten, so würde der König Tarquin den Lärmen hören, ans Fenster kommen, und die, die sich so zankten, vor sich rufen lassen, um zu hören, wer von ihnen recht oder unrecht hätte, und warum sie so gewaltig mit einander stritten. Der König würde auch sich dann kein Arges vermuthen, sondern nur hören, was jeder sagen würde, und dann könnte, wenn der eine redete, der andere, auf den alsdann der König so recht nicht sehen würde, ein wenig auf die Seite treten, und mit der Axt ihm seinen Kopf zerspalten, u. s. w.„

Dies alles reden diese Freunde der Söhne des vorigen Königes mit einander ab; dies alles thun sie auch, und dies geschieht denn würklich beynahe alles so, wie sie es sich vermuthen. Denn da die zween Männer sich so gewaltig zanken, so hört ihr Gezänk der König, und so läßt er sie sogleich auch vor sich rufen, und befragt den einen nach dem andern um die Ursach ihres so gewaltigen Gezänks. Da lüget ihm also der eine solch eine Ursach vor, der andere aber bleibt ein wenig bey der Seite stehen, und hauet dem Könige so gewaltig auf den Kopf, daß er im Augenblicke sterben muß.

Anstatt aber, daß das Volk in Rom einen von den Söhnen des vorigen Königes nun zum Könige erwählen sollte, so wählt es einen Mann dazu, der

Ser-

Servius Tullius heisset; nimmt denen, die den König Tarquin gehauen haben, ihr Leben, und will es auch den Söhnen des vorigen Königes nehmen. Das merken indessen diese Söhne, und da säumen sie nun keinen Augenblick, sondern reiten, so sehr sie können, über Hals und Kopf aus Rom. J. d. W. 3406. v. C. G. 578.

Servius Tullius ist nun also König, und, Kinder, das war ein überaus kluger König. Er that in Rom auch sehr viel Gutes; aber er hatte ebenfalls auch mit andern Völkern in Italien sehr viele Kriege, und er that auch den Kindern des Königes Tarquinius sehr vieles Unrecht an.

Denn er war vorhero weiter nichts, als ein Knecht in dem Hause des Königes Tarquinius gewesen; aber Tarquinius hatte ihn lieb gehabt, und ihm recht viel zu gut gethan. Er hätte nun also zu den Römern sehr wohl sagen können: — „Ihr Leute, macht einen von den Söhnen des Tarquins zum Könige, und nicht mich; „ aber das ließ er wohl bleiben. Er fings vielmehr so recht darnach an, daß er der König würde, und schmeichelte den Leuten so sehr, daß sie ihn nun würklich auch zum Könige machten, da sie doch im Anfange nicht ihm, sondern einen Sohn des Tarquinius darzu machen wollten. Und da, Kinder, da kam es denn auch von her, daß er ein erschreckliches Ende nahm; und so klug er sonst auch war, so rettete ihm seine Klugheit doch am Ende nicht.

Von

J.d.W. 3406. v.C.G. 578.

Von dem Könige Tarquinius war nemlich noch ein Sohn am Leben, der auch Tarquinius hieß, und das war ein Mensch, der gerne König seyn wollte; dem das auch sehr verdroß, daß ers nicht war, und daß Servius Tullius es so gemacht, daß ers nicht werden können. Er sann also darauf, wie ers wohl machen müßte, um König zu werden; und das merkte Servius, daß er hierauf so sann. Er glaubt also, am besten wär es wohl, wenn er sich dem jungen Tarquin zum Freunde machen könnte; kam also her, gab ihm seine Tochter, die Tullia hieß, zur Frau, und dachte: nun wird Tarquinius wohl anders gegen mich gesinnet werden, und nun wird ers wohl sehn, daß ich ihn liebe. Denn wenn ich nun einmal sterbe, so bekommt er alles, was ich habe, und das will ich auch, daß er das bekommen soll.

Servius hatte nemlich die einzige Tochter nur, und da konnte freylich Tarquinius mit ihr einmal das alles erben, was Servius besaß, auch König werden, wenn sonst das Volk in Rom ihn dazu haben wollte. Es war also immer klug vom Servius, daß er dem Tarquin jetzt diese Tochter gab, und er konnte nun freylich denken, daß Tarquin auf ihn nicht mehr so bös seyn würde. Ueberdem kam aber Tullia, die Tochter Servius, nun zu dem Tarquinius als Frau ins Haus, und da dachte Servius, diese seine Tochter würde eben-

falls

falls den Tarquinius, ihren Mann, zufrieden spre- J.d.W.
chen, wenn er ja noch böse auf ihn, als ihren 3406.
Vater, wäre. Und, Kinder, das hätt ein jeder v.C.G.
wohl gedenken sollen: denn, Gott sey gelobet, 578.
unter hunderttausend Kindern findt man schwerlich eines, das so gottlos wäre, seines Vaters Tod und Unglück zu wünschen. Ich muß indessen sagen, Kinder, eben diese Tochter Tullia war solch eine gottlose Tochter; und gebt nur acht auf euch, euch werden ordentlich alle eure Glieder zittern, und ihr werdet auch recht ärgerlich werden, wenn ihr es höret, was diese Tullia nun gegen ihren Vater that.

Anstatt nemlich ihren Mann Tarquinius zufrieden zu sprechen, und ihm allen Haß gegen ihren Vater auszureden, hetzt sie den Mann noch stärker wider ihren Vater an, und sagt: „Packe ihn, je eher je lieber, beym Leibe, und schlag ihn todt, den alten Kerl.„ So abscheulich spricht hier die grundböse Tochter, und ihr gottloser Mann thut denn auch gar bald, was dies ruchlose Kind ihm saget. Denn nun giebt er vielen bösen, starken Kerln all sein Geld; verspricht vielen andern bösen Kerln, daß er ihnen noch mehr Geld geben wolle, wenn sie ihm nur helfen würden, daß er König werden kann; und geht nun, da sehr viel gottlose Kerls ihm dies versprachen, mit ihnen auf öffentlichen Markt, läßt die Trompeten vor sich her blasen, und die Leute, die um ihn sind, rufen: „Tarquinius ist König!

Tar-

J.d.W. 3406. v.C.G. 578. Tarquinius ist König!„ und: „Vivat unser König Tarquinius!„

Die andern Leute in Rom erstaunen also, da sie dies sehn und hören. Sie denken wohl gar: „Servius habe abgedanket, und er selbst wolle es haben, daß Tarquinius, sein Schwiegersohn, anjetzt schon König sey.„ Er selbsten, Servius, aber erstaunt, da er dies höret; geht gleich aufs Rathhaus hin, wo eben der Tarquinius ist; sieht, daß Tarquin daselbst auf dem königlichen Stuhl schon sitzet, geht also dreist auf ihn los, und will ihn von dem Stuhl herunterreissen. Aber, Kinder, Tarquinius ist ein junger starker Mensch, und Servius ist alt und schwach, wie alte Leute sind. Tarquin packt also den alten König um den Leib, hebt ihn auf, und schmeißt ihn von einer Treppe herunter, so daß der arme alte Mann wie todt da lieget, und sich nicht regen kann.

Das jammert indessen einigen Leuten, die ihn da liegen sehen. Sie heben ihn also auf, und schleppen ihn, so gut sie können, fort, um ihn nach seinem Hause zu bringen; aber sie bringen so weit ihn nicht. Denn kaum daß sie ihn von der Erden aufgehoben haben, und mit ihm nun fortgegangen sind, so kömmt das abscheuliche Weib, die Tullia, dahin gefahren, sieht ihren alten Vater so fortschleppen; steigt also eiligst vom Wagen herunter, geht zu ihrem Manne, und sagt: — „Bist

du nicht mehr klug im Kopfe? Willst du den alten Kerl so fortschleppen, und noch ferner leben lassen? Den Augenblick schicke einige Soldaten ihm nach, die ihn einholen und ermorden.„ J.d.W. 3406. v. C.G. 578.

Sogleich thut das auch dieser ihr Mann; die Soldaten holen bald den alten König nebst seinen Führern ein, und geben ihm da gleich so viele Stiche, daß er niederfällt, und wie todt in seinem Blute schwimmet. An dem allen hat indessen die ganz unmenschliche Tochter immer noch nicht genug. Sie denkt: „die Soldaten könnten auch wohl meinen Vater unterwegens nicht gefunden, oder sie könnten ihn auch wohl nicht todt gestochen haben; ich muß daher nur selbsten hin, und sehen, wie es ist. Sogleich befiehlt sie also ihrem Kutscher, den Soldaten nachzufahren; und da kommt sie denn in eine Strasse, die nur enge ist, und da liegt mitten auf derselben ihr alter armer Vater, und zappelt noch.

Ihn sieht also der Kutscher, und da hält er gleich die Pferde an, sieht nach der Tullia zurück, und sagt sehr erschrocken zu ihr: — „Ach Prinzeßin! da liegt der König, ihr Herr Vater; ach! er regt sich noch.„ Der gute ehrliche Mensch denkt nemlich, eine leibliche Tochter werde nun schreyen: „Halt! steig herab, und hilf ihn mir auf meinen Wagen heben;„ aber das teufelische Weib das schreyt so nicht. Sie nimmt vielmehr die Fußbank, die sie in ihrem Wagen hat, schmeißt

J.d.W. 3406. v.C.G. 578. sie dem armen ehrlichen Kutscher in voller Bosheit an den Kopf, und sagt: — „Fahre, Schelm, fahre zu, wenn weiter nichts als der alte Kerl da im Wege ist.„ Es fährt also der arme Mensch, wie er nun muß, über den Leib dieses Königes herüber, und da krümmet sich der alte König noch zur guten letzt, und das Blut aus ihm sprützt nun bis in den Wagen, so daß das abscheuliche Weib noch selbst mit diesem Blut besprützt wird.

Ists also nicht wahr, Kinder, euch zittern eure Glieder, da ihr dies hört, und das hättet ihr wohl nie gedacht, daß ein Kind so etwas verfluchtes gegen seinen Vater unternehmen könnte! Ich muß euch also sagen, ich glaub es selbst fast nicht, daß dies so möglich ist, und es kann immer seyn, daß Tullia es so arg hier nicht gemachet hat. Die mehresten Menschen aber habens immer erzählet und geglaubet, und etwas muß denn auch wohl daran seyn. Tullia muß freylich wohl eine sehr abscheuliche Tochter gewesen seyn; und da werdet ihr also wohl recht begierig werden, um zu hören, wie Gott sie nun dafür bestrafet hat. Und wie meint ihr wohl, wie hätte sie, wenn sie das würklich alles that, bestrafet werden müssen?

Wenn wieder jemand gekommen wäre, der sie todt geschlagen hätte, wär das wohl Strafe genug gewesen? — Wenns Gott gemacht, daß ihre Kinder nun wieder gegen sie also gehandelt hätten,

ten, wär das wohl gut gewesen? — Nicht wahr, J.d.W. 3406.
Kinder, beydes wär wohl nicht. — Das gottlo- v. C.G.
se Weib das hatte immer mehr verdient, als daß sie 578.
bloß so todt geschlagen würde, ist das nicht wahr?
Und wenn ihre Kinder so böse von selbst nicht waren, daß sie ihre Mutter hätten ermorden sollen, durfte dann Gott selbsten wohl die Kinder so sehr böse machen? Das begreifet ihr doch wohl, daß der gute Gott dies hier nicht machen konnte. Hört also, was ich euch sage.

Wir wissen nicht, wie es der Tullia ergangen ist: denn die Leute, die damals lebten, erzählen uns das nicht. Aber, Kinder, gut ist es ihr gewiß nicht ergangen, und das können wir wissen, ohn daß es uns jemand erzählet.

Denn, denkt nur selbst es nach, euch zittern alle eure Glieder schon, da ihrs nur höret, was dies gottlose Weib hier that; wird also dies gottlose Weib nicht immerfort gezittert, und sich recht sehr gemartert haben, wenn sie nachher hieran gedacht? Und denn, Kinder, die Bosheit war zu groß; solche grosse Bosheit die kann Gott hier nicht genug bestrafen, die muß er anderwärts bestrafen; und hört nur, ich will euch sagen wo und wie!

Der Leib, den wir haben, der ist so, daß er nicht recht viel ausstehen kann. Denn so bald die Schmerzen sehr sehr groß werden, so stirbt der

J.d.W. 3406. v.C.G. 578. Mensch, und denn fühlt er gar nichts mehr. Solch ein böses, gottloses Weib aber, als diese Tullia war, die muß sehr sehr grosse Schmerzen fühlen, sonst wird sie nicht genug bestraft. Ihre Strafe geht also am besten da erst an, wenn sie einen solchen Leib bekommt, bey dem sie recht sehr grosse Schmerzen recht lange fühlen kann. Und solch einen Leib bekommen alle Menschen nach dem Tode allererst. Und da, da, Kinder, da wird sie auch Gott genug gestrafet haben. Denn wolltet ihr wohl dies böse Weib so unbestrafet lassen? Würdet ihr nicht, wenn ihr könntet, diesem Weibe recht viel Schmerz und Jammer machen? Das würdet ihr ja: denn sie verdienet es; und da könnt ihr leicht gedenken, daß Gott ja wohl eben so gut und eben so gerecht seyn wird, als ihr.

Denn Gott, Gott kann ein solches böses Weib genug bestrafen, und Strafe verdient es auch. Gott wird also gewiß dies thun: denn er ist sehr gerecht, und er thut allen guten Menschen sehr viel Gutes; macht aber allen bösen Menschen auch gerade so viel Schmerzen, als sie verdienen. Und, Kinder, das alles müßt ihr euch merken.

Ihr müßt es euch merken, daß Gott so gerecht ist gegen die guten und gegen die bösen Menschen. Ihr müßt es euch merken, daß wenn auch Gott das Böse nicht gleich, und nicht hier in diesem Leben bestraft, daß ers denn doch nach dem

Tode bestraft. Ja, ihr müßts auch merken, daß manches Böse so groß ist, daß Gott es hier nicht genug bestrafen kann, und also erst dann bestraft, wenn der Mensch den Leib nicht mehr hat, den er jetzo hat, und der, so bald er viel ausstehen soll, gleich auch stirbet. J.d.W. 3406. v.C.G. 578.

Dies alles merkt euch, und dies seht ihr an dieser bösen Tochter schon. Denn daß ein anderer fremder Mensch sie todt geschlagen hätte, oder daß ihre eigne Kinder dies gethan, das wär alles nicht Strafe genug für sie gewesen. Und daß sie beständig zittern und sich grämen mußte, das war auch noch nicht Strafe genug für sie. Sie konnte also nicht jetzt gleich, sondern dann erst bestrafet werden, wenn sie mehr ausstehen konnte, nach dem Tode nemlich, in einem andern Leben, wo man vor Schmerzen nicht mehr sterben kann. Und ich mag da für sie nicht ausstehen, was sie da gewiß ausstehen wird.

In Rom ist nun aber Tarquinius jetzt König; und weil er wohl weiß, daß er dem alten Servius unrecht gethan, so fürchtet er sich, und denkt, die Leute könnten nun auch wohl herkommen, und ihn dafür erschlagen. Er nimmt derowegen so viel böse, dreiste und starke Kerls, als er nur finden kann, zu sich, giebt ihnen viel Geld, und läßt sie beständig, mit ihren Säbeln an der Seite, um sich seyn, so daß kein Mensch an ihm

nun

J.d.W. 3406. v. C.G. 578. nun kommen kann. Er gebietet aber auch, daß die andern Leute in Rom nirgends zusammenlaufen sollen; und wo nur fünf oder zehn Menschen zusammen stehn, und mit einander reden, da können seine Trabanten (das sind eben die Kerls, die er bewaffnet um sich hat,) gleich hingehen, und alle niederhauen. Er aber giebt ihnen, wenn sie das thun, viel Geld dafür, und da thun sie das gerne; und die Leute wagens also nicht, zusammen zu kommen. Sie können derowegen, so gern sie auch mögten, sich nicht mit einander besprechen, auch nicht mit einander hingehen, um den König zu ermorden. Der König lebt also sicher genug; und weil er den bösen Kerls sehr viel Geld schenket, so laufen immer mehr und mehr solcher Kerls zu ihm, so daß er viel tausend um sich siehet, die ihn beschützen, und die keinen Menschen zu ihm lassen, den sie nicht erst ganz durchsuchen, ob er auch einen Degen, oder ein Messer und so etwas tödtliches bey sich habe.

Das könnt ihr indessen wohl denken, Kinder, wenn Tarquinius so vielen Kerls so vieles Geld hingab, so brauchte er gewiß auch Geld in Menge; und woher wollt er das nun nehmen? Er mußte nothwendig stehlen, sonst konnt er so viel Geld nicht bekommen; und das that er denn nun würklich auch. Er nahm einem reichen Rathsherrn und einem reichen Bürger nach dem andern das Leben;

sagte,

sagte, wenns auch nicht wahr war, sie hätten ihm sein Leben nehmen wollen; und ließ Haus und Hof, nebst allem, was diese Leute hatten, verkaufen, sich aber das Geld dafür in seinem Pallast bringen. Das war also gestohlen genug; und das trieb denn auch dieser böse König in einem fort, so daß fast kein reicher Mann in Rom am Leben blieb. Weil er indessen denen, die ihm beystunden, sehr viel schenkte, die aber, die böse auf ihn waren, von seinen Leuten ermorden ließ, so dachten die armen Leute: es ist am besten, daß wir nur stille seyn, so bleiben wir am Leben, und das wir thun, was er will, so thut er vielleicht uns Gutes. Bald wurden also alle Bürger in Rom ganz stille, und thaten alles, was ihnen der böse König befahl. J.d.W. 3406. v. C.G. 578.

Er war denn aber so ein böser Mensch, daß er gar kein Mitléiden mit den armen Leuten hatte, und sie gewaltig plagte. Denn er ließ sehr viel bauen, und da mußten die Leute nun für nur ein wenig Brodt das alles bauen, was er wollte. Er bekam derowegen viel sehr schöne Häuser, die er den gottlosen Kerls, die um ihn waren, schenken konnte; die andern guten Leute aber wurden arm, weil sie nur für ihn arbeiten mußten, und also sonst sich nichts verdienen konnten. Sie hatten nun das liebe Brodt nicht mehr für ihre Kinder: denn er gab ihnen auch des Brodtes nicht genug.

J.d.W. 3406. v.C.G. 578. Wie dieser König aber gegen die Römer so grausam war, so war er gegen andere Leute, die in andern Städten wohneten, gewiß auch ungerecht genug. Beständig führte er Krieg mit ihnen, und dabey brachte er besonders auch einige recht gute Menschen auf eine sehr schelmische und gottlose Art ums Leben. — Ein paar Beyspiele will ich euch davon erzählen.

Nicht weit von Rom war ein Land, welches das Lateiner Land hieß, und worinnen Leute wohneten, die sich Lateiner nannten. Dies Land war nun ziemlich groß, und der Leute in selbigem waren sehr viele. Der König Tarquin wollt also sehr gern, daß alle diese Lateiner seine Freunde würden. Er sah es nemlich, daß er nicht stark genug war, sie zu bezwingen, und dacht also, er wollt sie anjetzt nur sich zu Freunden machen. Sobald sie aber gute Freunde mit einander wären, so wollt er mit ihnen gehen, und andere Leute in andern Landen bezwingen; dann aber diese bezwungenen Leute, die ihm alsdann gehorchen müßten, nehmen, und mit ihnen gegen diese Lateiner gehen, und auch die bezwingen.

Das ließ er indessen sich nicht merken, daß er so arg hier dachte. Nein, Kinder, er that, als meinte ers recht herzlich gut mit den Lateinern, und bat sie, sie mögten mit ihm doch Freundschaft machen, und ihm versprechen, daß sie ihm beystehen wollten,

ten, wenn er Krieg hätte, so wollt auch ers ver- J.d.W.
sprechen, ihnen beyzustehen, wenn sie Krieg hätten; 3406.
und das gefällt denn würklich auch den Lateinern. v. C.G. 578.
Sie geben zur Antwort: „Wir wollen unsre vor-
nehmsten Leute auf den und den Tag in die Stadt Ferentinum zusammen kommen lassen; der Kö-
nig Tarquin mag alsdann nur ebenfalls dahin kom-
men, so wollen wir alsdann mit einander uns be-
sprechen, und das kann wohl geschehen, daß wir
solche Freundschaft mit einander machen.„ Tar-
quin reiset also nach dieser Stadt, und die vorneh-
men Lateiner reisen auch dahin. Als sie aber da zu-
sammen sind, so ändern sich in ihren Gedanken die
Lateiner, und wollen nun mit dem Tarquinius nicht
solche Freundschaft haben.

Denn unter den vornehmen Lateinern ist ein kluger und ehrlicher Mann, der Herdonius heisset, und der merkt die List des Königs Tarquinius, und sagt zu seinen Lateinern: —
„Um Gottes willen laßt uns nicht mit solch einem
Bösewichte Freundschaft machen! Er hat seinem
Schwiegervater, den König Servius, er hat so
viel ehrliche Römer umgebracht und bestohlen; er
will das nemliche auch mit uns nun thun. Er
will, wir sollen ihm jetzt helfen andere Völker be-
zwingen, damit er denen erst befehlen kann; und
kann er das, haben die andern Völker ihm nur erst
geschworen, daß sie ihm gehorchen wollen, so be-

fiehlt

J.d.W. 3406. v.C.G. 578. fiehlt er ihnen gewißlich auch, ihr Gewehr zu nehmen, und mit uns zu kriegen. Dann kommen aber zu viele Leute über uns, und die Leute sind dann auch sehr bös auf uns, weil wir ihm gegen sie geholfen haben; dann sind wir also sicherlich verloren. Er machts alsdann mit uns, wie ers in Rom gemachet hat. Um des Himmels willen lasset uns daher mit dem bösen Menschen nicht solch eine Freundschaft machen! „

Dies sagt der kluge Herdonius, und da denken die vornehmen Lateiner der Sache näher nach. Sie sehen bald, ihr Herdonius hat recht; und da sie dies nun sehn, so wollen sie würklich auch mit dem Tarquinius sich nichts zu schaffen machen. Tarquinius ist indessen ein Schelm, so sehr als es ein Mensch seyn kann; er weiß das alles herum zu ändern, und macht, daß der ehrliche Herdonius sogar sein Leben nun verlieren muß.

Denn er, der schelmische König, tritt nun auf, und sagt: — „Herdonius redet dergestalten wider mich, nicht weil er, sondern weil ich euch liebe. Er will nicht, was euch vortheilhaft ist, sondern euer aller Unglück will er; und weil ers weiß, daß ich dies hindern würde, so will er, daß ihr mich erzürnen sollt, den besten Freund, den ihr habet. Ja, noch in dieser Nacht will er euch alle, die ihr hier seyd, wenn ihr ganz ruhig schlafet, überfallen; und wollt ihr dies nicht glauben, so geht jetzt

gleich

gleich in sein Quartier, da werdet ihr unter seinem Bette und unter den Betten seiner Bedienten viele Degen finden, und es ist doch ausgemacht, daß wir in Frieden hier zusammen kommen wollen. Worzu hat der Mensch also die vielen Degen bey sich? Offenbar ist es, er will dieselben seinen vielen Bedienten geben, daß diese euch im Schlaf erstechen sollen. Das hab ich erfahren, und das weiß der böse Mensch, daß wenn er dies nun thäte, ich alsdann euer aller Tod an ihm gleich rächen würde. Er mögt also, daß ihr und ich nur Feinde würden, damit er ungestraft euch tödten könnte. Geht nur hin in das Haus, in welches er eingekehret ist, und ihr werdet die vielen Degen gewiß daselbsten finden. „ J. d. W. 3406. v. C. G. 578.

Die vornehmen Lateiner erstaunen also, da sie dies hören, und der ehrliche Herdonius weiß, daß er keinen Degen mit sich gebracht hat. Ganz getrost ruft er also: — „Tarquin, du lügest;„ fordert auch die vornehmen Lateiner auf, und sagt: —„Kommt, und seht, ob ihr die Degen bey mir findet. „ — Sie gehn derowegen mit ihm; und da sie die Betten durchsuchen, so finden sie würklich so viele Degen, daß sie darüber erschrecken. Ohn Umstände nehmen sie also den guten ehrlichen Mann beym Kopf, und werfen ihn, mag er doch schreyen wie er will, in den ersten den besten Brunnen, und schmeissen mit Schutt und mit Steinen ihn darin zu Tode. Herdonius.

Die

J.d.W. 3406. v. C.G. 578.

Die Lateiner denkens nun auch sicherlich, sie haben ihr Leben dem Tarquinius zu danken, und machen also Freundschaft mit ihm. Er indessen, der gottlose König, hat selbst die Degens mitgebracht, und ganz heimlich sie in des unschuldigen Mannes Wohnung legen lassen. Denn das hatte er vorhero schon gewußt, daß der ehrliche Herdonius nicht gut auf ihn zu sprechen wäre, und da hatte er sogleich auch Anstalt gemacht, um den guten Mann, so wie ihr eben es gehört, des Lebens zu berauben. Denkt also, welch ein gottloser Mensch der König war, und hört nun noch eine andere Schelmerey von ihm, die immer noch viel ärger war.

Da nemlich dieser König Tarquinius die Lateiner nun zu Freunden hat, so geht er gegen viele Völker, und ist immer glücklich. Er bekommt endlich aber mit einer Stadt auch Streit, die Gabii heißt, und diese Stadt hat ganz erstaunend starke Thore und Mauren, auch Leute, die sich so verzweifelt wehren, daß am Ende der König Tarquinius nicht weiß, wie ers anfangen soll, um in diese Stadt zu kommen. Er denkt also hin und her darüber nach, und fällt endlich auf eine List, die fast nicht grösser zu erdenken war.

Denn er redt es zuvor mit einem seiner Söhne heimlich ab, was sie beyde machen wollen; kommt denn aber öffentlich her, stellt vor allen sei-

nen

nen Soldaten sich ganz erstaunend traurig an, und klagt ihnen, — „er sey ein unglücklicher Vater; sein eigner Sohn steh ihm nach dem Leben, oder halte doch wenigstens mit den Leuten in Gabii die beste Freundschaft. Denn in der Nacht schicke dieser Sohn immerfort aufs heimlichste Boten in die Stadt, die den Leuten alles sagen müßten, was er, der König, am morgenden Tage thun würde, und da wären also die Leute in Gabii beständig auf ihrer Hut, und darum könnte auch er die Stadt nicht überfallen, und sie erobern.„ Dies sagt jetzt der König; dies ist indessen alles erlogen; nichts destoweniger glaubens aber die Soldaten, und der Vater läßt nun seinen Sohn holen, sagt ihm alle diese Lügen ins Gesicht, und der Sohn wird ausgezogen, nackt an einen Pfahl gebunden, und so mit Ruthen bis aufs Blut gepeitscht. Während dessen schilt denn aber dieser Sohn recht heftig auf seinen Vater; sagt: „er thäte unrecht, daß er Krieg mit den tapfern Leuten in Gabii führte.„ Und jedermann glaubt also, der König und sein Sohn die seyn die ärgsten Feinde. Sie sind es aber würklich nicht, sondern sie stellen sich nur so, um die Leute, die in Gabii wohnen, desto besser zu betrügen. J. d. W. 3406. v. C. G. 578.

Denn diese Leute hören das nun bald, daß der König und sein Sohn so sehr uneins sind, und freuen sich, da sie das hören. Der Sohn des Königs aber geht nun bey der Nacht von seinem Vater

weg,

J.d.W. 3406. v. C.G. 578. weg, und gerade nach Gabii hin, kommt dort vor den Thoren an, sagt: er sey des Königes Sohn; er habe seinen bösen Vater verlassen; und wird mit tausend Freuden von den Gabiern empfangen. Denn die Gabier, die das schon wissen, daß dieser Sohn auf seinen Vater so gescholten, und daß ihn der Vater auch so derb gepeitschet hat, die denken, diesem Sohne könnten sie wohl trauen, und trauen ihm also fast alles an. Sie machen ihn gleich zu einem General in ihrer Stadt; und da er das erst ist, so nimmt er einigemale sein Regiment, marschiert damit zum Thor heraus, und überfällt die Römer hin und wieder, so daß er viele todt hauen, und viele gefangen mit sich nach Gabii führen kann.

Da denken also die Gabier, wer weiß welchen tapfern und ehrlichen General sie an den jungen Menschen haben. Sie vertrauen immer mehr und mehr ihm an, und denken das sich nicht, daß dieser Mensch ein Schelm, so wie sein Vater, ist, und daß der Vater mit allem Fleiß von seinen Soldaten einige so schlecht hinstellet, daß sein Sohn sie niederhauen und gefangen nehmen kann. Das alles, sag ich, denken sich die Gabier nicht; aber, Kinder, sie erfahrens nun gar bald, daß sie dies sich hätten denken sollen. Sie erfahrens indessen viel zu spät, und erst da, da es ihnen nicht mehr helfen kann.

Denn der junge Tarquin ruft nun einmal in Gabii alle vornehme Herren und alles Volk zusammen, und tritt, da dies sogleich geschiehet, auf, hat Thränen in den Augen, und sagt: — „Ich bin der unglücklichste unter allen Menschen! Mein Vater steht mir nach dem Leben, weil ich euch, ihr Herren, und euch, ihr Leute von Gabii, so lieb gehabt; und nun, nun steht auch ihr mir nach dem Leben, da ich doch euch so liebe! Womit hab ich aber dies verdient? Wo soll ich armer und unglücklicher Mensch nun hin?„ J.d.W. 3406. v. C.G. 578.

Alle Leute in Gabii erschrecken also, da sie dies hören. Sie haben alle den jungen Menschen so herzlich lieb. Sie fragen also, voll Schreck und Erstaunen: „Wer, wer ists, der dir nach deinem Leben stehet? Sag uns, schreyen sie, sag uns den Verräther, den Bösewicht; und wir, wir wollen ihm das Herz aus dem Leibe reissen.„ Der schelmische Prinz antwortete also: — „Wer kann sie alle nennen, die nach meinem Blute dürsten; einen aber will ich euch nennen, und das ist dieser euer oberster Befehlshaber. — Ja du, du bist der vornehmste unter ihnen, du Antistius Petro! „

Sind also die Gabier vorher noch nicht erschrocken und voll Erstaunens gewesen, so werden sie es jetzt, da dieser Mann, der Antistius Petro, den sie alle für den ehrlichsten Mann in der Stadt ansehen, als ein Meuchelmörder angeklaget wird.

Und

J.d.W. 3406. v. C.G. 578. Und da der gute ehrliche Mann selbst auch voll Erstaunens ist, so ruft er mit allen übrigen: — „Woher weißt du das? Wie kannst du das glauben? Womit willst du das erweisen? „ Und er, der schändliche Prinz, sagt nun: — „Aus den Briefen weiß ich es, die mein Vater fleißig an dich, und die du eben so fleißig an ihn zu senden pflegest. Geht, ihr Leute, geht, ich bitt euch, sogleich in das Haus dieses Mannes; seht in seinem Schreibepulte nach, so werdet ihr die Briefe finden, und sehn, wie verrätherisch dieser Antistius ist! „

Ohne allen Anstand werden also aus der Versammlung einige dorthin gesandt, um alle Briefe fortzunehmen, und sie in die Versammlung zu bringen; die Briefe werden bald auch gebracht, sämmtlich durchgesehen und gelesen; und in der That sind da nun Briefe von dem Könige Traquinius, der den Antistius darüber lobt, daß er den jungen Tarquin ermorden will, und der deshalb ihm sehr grosse Summen Geldes verspricht. Der junge Tarquin ruft derowegen: — „Da seht ihrs, da seht ihrs, daß es wahr ist, was ich sage; und so sind noch mehr Verräther hier, die alle mir nach meinem Leben stehn; was soll ich machen! was soll ich machen! „

Antistius Petro steht indessen ganz verworren da, schreyt: „Ich bin unschuldig! es ist nichts als Betrug hierbey! „ und das ist es würklich auch.

auch. Denn der junge Tarquin giebt den Bedien- J.d.W.
ten des Antistius viel Geld, so wie sein Vater ehe- 3406.
dem den Bedienten des Herdonius viel Geld gegeben v. C.G.
hatte. Und diesen Bedienten giebt er auch die Brie- 578.
fe von seinem Vater, wie dieser Vater ehedem die Degen den Bedienten des Herdonius gegeben hatte. Diese Bedienten stecken auch die Briefe in dem Schreibepult ihres Herrn, wie jene Bedienten die Degen unter die Betten versteckten. Antistius Petro war dieserwegen ganz unschuldig, und die ganze Sache war Betrug. Aber das bedenken die Leute alles nicht. Sie werfen sogleich den unschuldigen ehrlichen Antistius mit Steinen todt, und machen den Tarquin zu ihrem obersten Befehlshaber. Ja sie sagen: — „Wir geben dir alle Macht und Gewalt in die Hände. Haue alle Verräther todt, so viel ihrer auch sind; und was du hier ferner befehlen wirst, das sollen alle Gabier thun, bey Leib- und Lebensstrafe.„ Mit einemmale ist also der junge Tarquin der Oberste in der Stadt, geht nun, und hauet die vornehmsten, klügsten und tapfersten Männer nieder; sagt, sie haben ebenfalls mich tödten wollen; und meldet nun dies alles seinem Vater. Der Vater kommt nun alsobald vor die Thore von Gabii; der Sohn aber öffnet ihm die Thore, und das gute betrogene Gabii ist endlich nun erobert. — Seht, Kinder, das geschahe hier, und das war doch wohl Schelmerey und Gottlosigkeit, da gar nichts drüber gehet! — Doch,

J.d.W. 3406. v. C.G. 578. hört noch eine Schelmerey, die damals auch vorging.

Es kommt einmal eine Wahrsagerin, die man damals Sibylle nannte, zu dem Könige Tarquin, hat neun Bücher bey sich, und sagt: — „Herr, kauft mir diese Bücher ab, da steht alles drin, wie es mit Rom nach 10, nach 100, ja nach 1000 Jahren noch einst werden wird. Es steht hier alles drin, was die Römer thun müssen, wenns ihnen glücklich gehen soll, und wenn sie über alle Völker auf der Erde herrschen wollen.„ — Der König Tarquin frägt also: „Was sollen denn die Bücher gelten?„ und da fordert denn das Weib so sehr viel Geld, daß der König sagt: — „ich mag sie nicht.„

Das Weib aber kehrt sich hieran nur wenig. Sie ist voller List, und denkt: — der König soll wohl kaufen müssen. Nimmt den Augenblick drey von diesen Büchern, schmeißt sie vor den Augen des Königs in das Caminfeuer, hält nun die übrigen sechse dem Könige vor, und sagt: — „Noch ist es Zeit, wenn du kaufen willst.„ Der König wundert sich also über das Weib, und frägt noch einmal: — „Was soll ich denn für diese sechs Bücher dir nun geben?„ Da fordert indessen das Weib gerade wieder so viel Geld, als sie zuvor gefordert hat; und da sagt ihr denn der König: „Du bist gewiß verrückt im Kopfe? Du wolltest ja für alle neun Bücher nur so viel haben, wie kann ich denn für diese sechse dir so viel noch geben?„ Das

Das listige Weib kehrt sich indessen auch hier nicht dran. Sie sagt: — „Ich will nun so viel Geld für diese Bücher haben.„ Nimmt sogleich noch drey Bücher, schmeißt auch diese in das Feuer, und sagt nun noch einmal: — „Noch ists Zeit, wenn du die Bücher haben willst.„ — Das befremdet also den König, daß dies Weib so dreiste ist. Er denkt, die Bücher mögen doch wohl sehr viel Guts enthalten; und fragt derowegen: — „Wie viel soll ich denn für die drey Stück dir geben?„ denkt denn auch nicht anders, als die drey Bücher die werd er nun recht wohlfeil kaufen. Das Weib, die Sibylle, aber sagt ihm wieder: — „Ich habs dir zweymal schon gesagt, wie viel ich haben will. Für diese drey nemlich will ich eben so viel, als für alle neune haben; und noch ist es Zeit; sags aber bald, ob du kaufen willst oder nicht?„ J.d.W. 3406. v.C.G. 578.

Der König wundert sich also noch mehr über dieses Weib. In den Büchern, denkt er, müssen zuverläßig gute Sachen stehn. Er kauft demnach die Bücher der Sibylle ab; und, Kinder, entweder hat ihn das Weib damit betrogen, oder er betrog nun Rom damit. Denn was noch erst geschehen wird, das konnte dies Weib, und das kann kein Mensch recht wissen, das stand gewiß auch hier in diesen Büchern nicht. Ich wollt indessen das am liebsten glauben, daß der König Tarquin das alles, was ich euch von dem Weibe erzählt, so ganz erlogen habe.

J.d.W. 3406. v. C G. 578. Denn, seht nur, Kinder, dem Tarquin waren die Leute in Rom gar nicht gut, und andere Leute in den eroberten Landen warens ebenfalls auch nicht. Er dacht derowegen, es könnte doch wohl kommen, daß die Leute einmal so böse auf ihn würden, daß sie ihn umbrächten, und es wäre daher wohl gut, wenn er die Leute nun nicht noch böser auf sich machete. Er kam also wohl her, nahm diese Bücher, sagte: so und so ist es mir mit diesen Büchern gegangen; eine Wahrsagerin hat sie mir gebracht, und ich habe nun auch drin gelesen. Ich finde, die Götter selbst, etwan unser Gott Romulus, oder Egeria, die Göttin, oder auch Jupiter, haben sicher diese Bücher schreiben lassen: denn in ihnen stehet alles, was wir thun sollen, damit es uns glücklich gehe, und was uns alles auch noch einst begegnen wird.

Dies sagte er wohl den Römern, und er nahm denn auch wohl ein paar Männer, die so ehrlich, wie der Julius Proculus schienen, gab denen viel Geld, und ließ die nun den Römern das nemliche sagen. Denn, kamen nun diese vor ehrlich gehaltene Leute, und sagten die: — „Ja, es ist wahr, ihr Römer, in diesen Büchern steht würklich so viel schönes; es ist augenscheinlich, Menschen können so viel schönes nicht sagen und nicht schreiben, als hier geschrieben ist;„ ja, Kinder, so glaubten die Römer auch, das sey wahr. Und wollte Tarquin nun

etwas gethan haben, was den Römern nicht gefiel, so gab er den vor ehrlich gehaltenen Männern von neuem wieder brav viel Geld, und die sagten dann von neuem wieder: — „Wir haben, o ihr Römer! wir haben in der Sibylle Büchern gelesen, und wir finden, die Götter wollens, ihr sollt dies oder dies jetzt thun, sonst gehts nicht gut mit uns.„ Dies sagten alsdann diese Männer, und das Volk glaubte dann auch diesen Männern, weil es sie für redlich hielt. Das Volk that nun also schon leichter, was gethan werden sollte. Es glaubte aber, die Götter wolltens haben, und es konnte auf dem Tarquinius nicht böse werden. Denn das wußte es nicht, daß er, Tarquin, dies wollte, und daß er die Männer, die sich so ehrlich stellten, zur Betrügerey mit Geld erkaufet hatte. J. d. W. 3406. v. C. G. 578.

Ihr werdet hier nun freylich sagen: —„Ey, die dummen Leute, sie durften ja diese Bücher der Sibylle nur nehmen, und zusehn, ob das, was die Männer sagten, würklich auch drin stünde.„ — Da muß ich euch aber sagen, das konnten sie nicht. Denn die Bücher waren damals noch nicht gedruckt, sie waren bloß geschrieben; und da konnten also der König und auch die andern Männer bald herein schreiben, was sie gethan oder nicht gethan haben wollten. Und denn sagten auch der König und die Männer: — „Die Götter wollen, die Bücher sollen ewig bleiben, damit nach viel tausend Jahren

noch

J.d.W. 3406. v.C.G. 578. noch die Leute in Rom sich darnach richten können. Die Götter wollen also, wir sollen die Bücher nicht jedem in die Hände geben, damit sie nicht beschmutzt und zerrissen werden. Die Götter wollen, nur zwey recht redliche Männer sollen diese Bücher in einer Kirche bewahren, und denn immer zur rechten Zeit den Leuten sagen, was darinnen stehet.„ Seht, dies sagte nun Tarquin, dies sagten auch die Männer, denen er brav Geld gegeben hatte; und da seht ihrs wohl, da konnten die Männer wohl sagen wer weiß was in diesen Büchern stünde, wenn das auch nimmermehr drin stunde. Und was nun Tarquin hier einmal angefangen hatte, das blieb denn auch viele hundert Jahre lang in Rom. Denn man bewahrte diese Bücher immerfort; man wählte immer auch Männer, die man für sehr ehrlich hielt, darzu, daß sie alleine diese Bücher lesen mußten; und wenn nun jemand das gern wollte, daß die Leute in Rom dies oder das thun sollten, so gab er nur den Männern, die diese sibyllinische Bücher bewahren mußten, brav viel Geld, und denn sagten diese Männer: — „Das oder das muß jetzt geschehen; die lieben Götter wollens haben.„ Sagten dieses aber diese Männer, so glaubtens die Römer auch, daß die Götter würklich dieses haben wollten, und thatens derowegen mit Freuden. Ihr seht also, Kinder, wie erstaunend die Menschen oft betrogen werden. Seht nun

aber

aber auch, wie unvermuthet alles Glück des Kö- J.d.W.
niges Tarquin anjetzt zu Ende gehet. 3406. v.C.G. 578.

Er, dieser König Tarquin, kann nemlich nicht in Frieden sitzen, sondern geht nun wieder gegen ein Volk, die Rutuler genannt, zu Felde. Als er aber mit seinen Soldaten vor einer Stadt stehet, die er erobern will, so ist ein Mann in Rom, der Brutus heißt, so dreist, daß er die Leute zusammen ruft, ihnen sagt: sie wären rasend, daß sie solchen bösen König über sich befehlen liessen; und sie dahin bringet, daß sie alle zusammen nun sagen: — „Tarquin soll nicht mehr unser König seyn; und den wollen wir sogleich umbringen, der auch nur ein Wort davon sagen wird, daß wir ihn wieder zu unserm König nehmen sollen.„ So weit, sag ich, bringt jetzt ein Mann in Rom die Leute daselbst, daß sie alle dieses sagen; und sogleich kommen auch diese Leute nun her, und stellen heut tausend, morgen tausend, und so alle Tage andere tausend ihrer Leute, mit ihren Bogen und Pfeilen, mit Spiessen und mit Degen auf die Mauren der Stadt, um den König, wenn er kommt, desto besser zu sehen, und wenn er mit seinen Soldaten kommt, mit allen seinen Soldaten von der Stadt zu jagen, oder wenn sie nicht gehen wollen, todt zu schiessen und todt zu stechen. Mit einemmale ist also Tarquin J.d.W.
aus Rom ausgeschlossen; und da reitet er, so bald 3475. v.C.G.
ers höret, geschwind nach Rom, will den Leuten 509.

gute

J.d.W. 3475. v. C.G. 509. gute Worte geben, daß sie doch bey dem Sinn nicht verbleiben mögen; aber die Bürger von Rom kehren sich an ihn nun nicht, und lassen ihn auch nicht herein.

Er reitet also geschwinde wieder zu seinen Soldaten hin; aber die haben das nun ebenfalls erfahren, was in Rom geschehen ist, und sie sinds auch überdrüßig, daß sie immer im Krieg seyn müssen, daß ihr König auch so gottlos ist. Sie jagen ihn also aus dem Lager, (das ist der Ort, wo die Soldaten, wenn sie im Kriege sind, sich Hütten oder Gezelte bauen, wo sie ihr Essen kochen und schlafen,) heraus, und der König hat nun also auch keine Soldaten mehr. Die Soldaten aber gehn nach Rom, sagen: „wir wollen ebenfalls den Tarquin nicht mehr zum Könige haben;„ und werden, da sie das nun sagen, von den römischen Bürgern recht gern in Rom hereingelassen.

Wo indessen so viele Leute beysammen sind, da ists nicht möglich, Kinder, da müssen immer einer oder mehrere seyn, die befehlen können, und denen alle andere gehorchen. Denn wenn z. E. hier ein jeder thun könnte was er wollte, so würden die bösen Menschen wenn ihr z. E. auf die Strasse ginget, euch nackt ausziehen, und euer Geld und eure Kleider für sich oder für ihre Kinder nehmen. Oder es würden z. E. 20, 30, 50 böse Kerls zusammengehn, des Nachts in eurer Eltern oder eurer lieben

Freun-

Freunde Häuser brechen, die Eltern und die Freun- J.d.W.
de todt schlagen, ihnen alles nehmen, und auch woh! 3475.
euch erschiessen oder erstechen; und was wolltet ihr v.C.G.
denn anfangen, wenn nicht Könige, Fürsten oder 509.
Obrigkeiten wären, die solche böse Leute zwingen könnten, daß sie so böse nicht seyn dürfen? Wo also viel Menschen sind, da müssen Könige oder Obrigkeiten seyn, und also denn auch in Rom. Denn in Rom waren nun mehr als hunderttausend Menschen zusammen, und unter denen waren gewiß auch sehr viel böse Menschen. In Rom mußten also, da kein König mehr darinnen war, irgend ein oder mehrere Männer seyn, die zu befehlen hatten; und da will ich euch denn sagen, was in Rom hierbey nun geschahe.

Die Römer sagten nemlich: „Wir wollen, daß nunmehro zwey Männer über uns befehlen sollen: denn wenn der eine auch ein Schelm ist, so wirds doch nicht der andere seyn. Wir wollen aber auch, daß die zwey Männer nicht beständig, sondern nur ein Jahr hindurch, befehlen sollen: denn wenn die zween auch in diesem Jahre Schelme sind, so werdens doch die andern zween in dem andern Jahr nicht seyn. Diese zween Männer wollen wir selbsten aber alle Jahr uns wählen, und da können wir ja vorsichtig seyn, und nur gute ehrliche Männer darzu wählen. Könige sollen indessen diese Männer hier nicht heissen; Herren der Bürgers

J.d.W. 3475. d.C.G. 509. gerschaft; Bürgermeister, Consuls aber wollen wir sie nennen, und gleich soll unser Brutus, der uns darzu, daß wir den König verjagt, so gut ermuntert hat, in diesem Jahr der eine dieser unsrer Consuls seyn. „ — Dies sagen nun die Leute in Rom, und Brutus wird also der erste Consul oder Bürgermeister von Rom; und von diesem Manne muß ich euch doch etwas sagen.

Junius. Brutus heißt so viel als dummer Ochse, oder dummer Schaafskopf, und so hieß des Brutus Vater nicht. Der hieß Junius; und so hieß von rechtswegen auch dieser sein Sohn, der jetzige Herr Bürgermeister in Rom. Aber, Kinder, die Leute nannten ihn immer Dummkopf; und das will ich euch erzählen, woher das kam.

Der böse König Tarquin, das wißt ihr doch, der brachte sehr viel reiche, und besonders auch die klugen beherzten Männer um ihr Leben, und nahm ihnen ihr Vermögen. Er brachte also auch den Vater des Brutes um: denn der war auch sehr klug, beherzt und reich, und da dachte sein Sohn, dieser Brutus: ich will mich nur stellen, als wäre ich verrückt im Kopfe, so denkt vielleicht der König: „den Narren willst du nur leben lassen: denn der wird dir doch immer keinen Schaden thun, da ist er viel zu dumm darzu.„ Was er denn auch dachte, das that er würklich auch. Er stellte sich, als wär er der dummste Mensch, und er stellte sich

so

so gut, als dumm, daß alle Leute ihn den dummen Kerl nannten, und sicher glaubten, er sey dumm wie ein Ochse. Und das, Kinder, das war gewiß ein recht kluger Streich von diesem Manne. Doch nun sollt ihr auch einen schrecklichen Streich anhören, den eben dieser Mann in Rom gespielet hat. J.d.W. 3475. v.C.G. 509.

Der verjagte König Tarquin schickt nemlich bald nach Rom einige Männer hin, und bittet, „daß wenn ja die Römer ihn nicht fernerhin zum Könige haben wollten, sie denn doch so gut gegen ihn seyn mögten, ihm all sein Hausgeräth, auch das Geld für seinen Pallast, für seine Gärten, Felder u. s. w. zu schicken, damit er doch leben könne, und nicht Hungers sterben dürfe.„ Die Leute in Rom sagen würklich auch ja zu dieser Bitte; verkaufen die Häuser, die Gärten und Felder des Königes; geben das Geld dafür, auch alles Hausgeräthe, den Männern vom Tarquin in die Hände, und sind also noch gutherzig genug gegen diesen ihren bösen König. Er, der König, aber ist ein Schelm und bleibt ein Schelm, auch jetzo noch.

Denn seine Abgesandten (das sind nemlich die Männer, die er nach Rom hinschickte,) müssen in Rom den jungen liederlichen Leuten recht viel gute Worte geben, und sie bitten, „es doch zu machen, daß der König wieder nach Rom hinkommen könnte;„ und das versprechen nun würklich auch einige junge Leute den Abgesandten des Königes. Unter an:

J.d.W. 3475. v. C.G. 509. andern aber versprechen dieses auch die Söhne des Bürgermeisters Brutus. Ich muß euch indessen sagen, warum sie dieses thun. Hört also, was sie vor Ursach hierzu hatten.

Der König Tarquin hatte viele Söhne, die man Prinzen nennt, und diese Söhne waren ziemlich liederlich, thaten auch muthwillig vielen Leuten in Rom gar mancherley zuwider. Eben diese Prinzen hatten aber unter den jungen Leuten in Rom viel gute Freunde, mit denen sie zusammen so liederlich lebten, und andern Schaden thaten, und das alles hatte sich nun gar sehr geändert. Die Prinzen waren aus Rom nun fort; die andern jungen Leute mußten also sich stille halten; und thaten sie was Uebels, so sprach nun keiner für sie, wie sonsten wohl die Prinzen für sie sprachen, wenn sie ihren Vater, den König, baten, daß er sie nicht bestrafen mögte. Das kam derowegen den bösen jungen Leuten in Rom anjetzt sehr übel vor, daß sie so stille sitzen sollten. Sie dachten: ist der König und sind die Prinzen wieder hier, so können wir wieder recht lustig seyn, und allen andern Leuten Possen spielen. Sie redtens derowegen mit den Abgesandten ab: — „die und die Nacht sollte Tarquin und seine Prinzen kommen, so wollten sie ein Thor in Rom eröffnen, sie hereinlassen, und dann mit ihnen die Consuls und alle Feinde des Königes ermorden.„

Das

Das hört indessen ein Bedienter dieser jungen Leute, daß sie das abreden, und der Bediente giebts im Augenblick auch an. Die Römer gehn also geschwinde in das Haus, wo eben dazumal die jungen Leute sind, nehmen sie alle mit sich fort, sperren sie in ein Gefängniß ein, und sehn denn auch, daß die zween Söhne des Herrn Bürgermeister Brutus mit unter diesen jungen Leuten sich finden. Das wird also dem Vater gleich gemeldet; und nun, Kinder, nun kommts, was würklich doch auch schauderhaft und schrecklich ist. J.d.W. 3475. v.C.G. 509.

Denn nun setzt sich der Consul Brutus vor allen Leuten in Rom auf seinen Richterstuhl hin, läßt alle die jungen Purschen aus dem Gefängnisse vor sich führen, sieht dann seine eigenen Söhne, und redet die nun an, doch so, daß ihnen alle Glieder dabey zittern. Denn sie kennen ihren Vater wohl, wie der ist, wenn der so heftig erst mit ihnen redet; und so recht hastig spricht er nun zu ihnen: — „So, so find ich euch hier? hier unter diesen Bösewichtern? Sprecht, was hat euch bewogen, dem Könige Tarquin das zu verheissen, daß ihr ihm die Thore öffnen wollet? Was hat euch bewogen, ihm zu verheissen, euren Vater und viel andere redliche Männer um seinetwillen zu ermorden?„ — So redt er diese seine Söhne hier nun an; und was sollen die Buben ihrem Vater hier wohl sagen? — Sie können nichts sagen, als daß sie abscheuliche Kin-

J.d.W. 3475. v. C.G. 509. der sind; und das sieht, ohn daß sie es sagen, hier ein jeder wohl. Sie schweigen also, und da kommen ihnen die Thränen in die Augen. Denn nun schämen sie sich, und nun thuts ihnen auch leid genug, daß sie so unartig und liederlich bisher gelebet haben, auch von ihrem Vater und andern guten Leuten sich niemals haben warnen und bessern lassen wollen. Ihre Thränen können ihnen aber jetzt nichts helfen, und nun ist es zu spät mit ihnen.

Denn ihr Vater fährt nun fort, und sagt: — „Hört ihrs nicht, ihr Buben, ich frage euch, was euch zu der Gottlosigkeit bewogen hat? Sie aber schweigen abermalen, weinen nur, und schämen sich so sehr, daß sie ihre Augen nicht aufschlagen, und keinen Menschen ansehn können. Ihr Vater sagt also: „Ich seh es wohl, ihr habt nichts, nichts in der Welt, womit ihr euch rechtfertigen könntet; also hieher, ihr Stadtknechte! zieht diesen Bösewichtern die Kleider aus; bindet sie nacket mit ihren Händen an den Pfahl; hauet sie bis aufs Blut mit euren Ruthen um den Leib, und schlagt ihnen endlich dann die Köpfe herunter!„ — Kaum sagt er dies aber, so weinen seine Söhne bitterlich, und allen Leuten jammerts, daß Kinder von einem so guten Vater sterben sollen. Sie denken, diese Kinder werden nun endlich wohl sich bessern; sie fangen also mit diesen Kindern an zu weinen, und schreyen laut: „Ach Brutus! ach! vergib ihnen; ach!

schone ihres Lebens; sie werden sich ja bes- J.d.W. 3475. v.C.G. 509.
sern.„

Die Stadtknechte stehn also ein wenig stille, und denken, Brutus werde seiner Söhne nun wohl schonen. Aber Brutus kehrt sich an alle diese Thränen nicht. „Ich sag euch, spricht er zu den Liktoren, (so nannten nemlich die Römer die Leute, die sie zum Peitschen und zum Köpfen brauchten,) ihr sollt die Bösewichter entkleiden, sie peitschen, und enthaupten. Was steht ihr also? Werdet ihrs bald thun? Ich bin Vater, und ich bin Consul, ich wills, und ich befehls.„ Die Liktoren gehn also, ziehen diese bösen Kinder nacket aus, binden sie an Pfählen an, peitschen sie bis aufs Blut, und hauen ihnen endlich auch die Köpfe herunter, so sehr auch fast alle andre Menschen darüber weinen, und den Vater bitten, daß er seinen Kindern ihr Vergehn vergeben soll. — Was dünkt euch also von diesem Vater, that er recht oder that er unrecht hier?

Ich glaube, Kinder, der Bürgermeister Brutus that ganz recht hieran. Denn die bösen Buben konnten das wohl wissen, daß, wenn der König Tarquin wieder nach Rom hinkäme, er gewiß vor allen andern Leuten den Bürgermeister Brutus, ihren Vater, ermorden würde. Denn eben er war es gewesen, der alle Leute in Rom aufgehetzet hatte, daß sie den König verjagen mußten. Und sol-

che

J.d.W. 3475. v.C.G. 509. che Buben, die bloß deswegen, damit sie liederlich leben können, ihren Vater wollen tödten lassen, was kann man von denen wohl erwarten? Wie werden die wohl gegen andre Leute seyn? Werden die wohl andern Menschen Gutes thun? Das werden sie gewiß wohl nicht; und worzu sollen sie alsdenn in der Welt noch leben?

Wer nicht allen Menschen, wenn ers kann, recht herzlich gerne Guts thun will, der, Kinder, der ists nicht werth, daß er lebe. Und merkts euch, Kinder, nur darum hat euch Gott das Leben gegeben, daß ihr, so viel ihr könnet, allen Menschen Freude machen, und sie ja nicht gern betrüben sollt. Sobald ihr auch dies nicht mehr recht gerne wollet, seyd ihrs auch nicht ferner werth, daß ihr noch lebet. — Es war also ganz recht, daß der Bürgermeister hier die bösen Buben aus der Welt fortschaffte: denn sie hätten doch niemals Guts gethan. Hätt er auch seine Söhne leben lassen, so hätte er die andern bösen Buben eben auch nicht tödten können, und denn wären sie alle im Leben geblieben, hätten also noch sehr viel Böses in der Welt thun können. Das könnt ihr indessen euch wohl denken, Kinder, daß dem Bürgermeister dies sehr wehe that, und daß er sich recht sehr darüber betrübete, daß er so böse Kinder hatte. Freude also wars ihm nicht, daß er sie tödten ließ; aber er mußte es, weil er der oberste Richter war, und also auch sagen und thun mußte,

te, was er als recht erkannte. — Doch, Kinder, jetzt müssen wir auch hören, was der König Tarquin nun that. J.d.W. 3475. v.C.G. 509.

Dem Könige Tarquin wollte das nemliche gar nicht gefallen, daß die Römer alle die jungen Leute so griffen, und hinrichteten. Er wurde hierüber also noch böser auf die Leute in Rom; ging gleich zu einigen Völkern, die nahe bey Rom wohneten, und brachte sie dahin, daß sie sich seiner annahmen, und mit ihm nach Rom hinzogen, um Rom zu erobern, und denn auch zu plündern. Die Römer hörtens aber bald, daß sie dies wollten; sie gingen also aus Rom heraus, dem Könige und diesen Völkern entgegen. Sie kamen sich denn auch bald nahe genug, und da gings gleich auch zum Schlagen, zum Schiessen, zum Hauen und zum Stechen, oder, wie man das sonst wohl nennet, zur Schlacht. In dieser Schlacht gewannen aber die Römer, und der König mußte mit seinen Freunden laufen, so weit als sie konnten. Der gute Bürgermeister Brutus kam hier indessen um sein Leben. Denn er sahe hier in der Schlacht den einen Sohn des Königes, und der sah auch ihn. Er und dieser Sohn des Königes nahmen also ihre langen Spiesse in die Hand, gaben ihren Pferden die Sporen, und ritten in vollem Gallop so auf einander los, daß Brutus den Sohn des Königes, und daß der Sohn des Königes den Brutus durchspiessete,

J.d.W. 3475. v.C.G. 509. und beyde nun mit einemmale todt zur Erden fielen.

Der König Tarquinius wurde indessen nun noch zorniger auf die Römer; und da ers wird, so geht er gleich in ein Land, welches Etrurien heisset, zu einem Könige, der sich Porsenna nennet, und lüget dem von sich so viel Gutes, von den Römern aber so viel Böses vor, daß der König Porsenna endlich sagt: — „Wenn das ist, so will ich dir helfen, und die Römer wohl zwingen, daß sie dich wieder zum Könige machen sollen. Er befiehlt denn sogleich auch seinen Leuten, daß sie ihre Waffen nehmen, und geht mit ihnen und mit dem Könige Tarquin gerade nach Rom.

Etrurien. Porsenna.

Die Römer hörens indessen, daß Porsenna und Tarquin mit sehr viel Soldaten auf sie kommen; sie gehn ihnen also über eine Brücke entgegen, finden die Könige mit ihren Soldaten schon da, und fangen nun an, sich recht tüchtig mit einander herum zu hauen. So brav aber die Römer auch sich hauen, so ist doch Porsenna stärker als sie, und zwingt sie, daß sie laufen, und sich in Rom einschliessen müssen. Er, Porsenna, aber läuft mit seinen Soldaten ihnen nach, und will so mit den Römern zugleich in Rom herein. Da sind indessen drey Menschen aus Rom, und die alleine machens hier, daß er nicht herein kann, und draussen bleiben muß.

Denn

Denn diese drey Menschen stellen sich, sobald ihre Römer über die Brücke sind, auf diese Brücke hin, wo Porsenna herüber will, und hauen so gewaltig um sich herum, daß die Soldaten des Porsenna nicht herüber können. Diese Soldaten hauen nun freylich auch auf die drey Männer; aber so viel Hiebe diese Männer auch bekommen, und so sehr sie auch schon bluten, so bleiben sie doch immer stehen, und hauen immer um sich her, bis die Römer hinter ihnen die Bretter von der Brücke abgeworfen haben. Da hören sie erst auf zu hauen, und da springen sie denn ins Wasser, schwimmen auch glücklich nach Rom ans Ufer, und lassen nun den Porsenna nebst seinen Soldaten jenseits der Brücke. J.d.W. 3475. v. C.G. 509.

Das alles hilft indessen den Römern nur wenig: denn sie haben nun zwar Zeit, ihre Thore fester zu verschliessen und zu verrammen, auch ihre Stadtmauren gut zu besetzen; aber Porsenna macht die Brücke wieder zu recht, zieht ganz um die Stadt mit allen seinen Soldaten herum, und machts also, daß nun kein Mensch in Rom herein kommen kann. In Rom kommen derowegen keine Ochsen, keine Schaafe, keine Schweine, auch kein Korn mehr herein; so viel tausend Menschen aber, auch sehr viel Pferde, sind in der Stadt, die alle essen wollen, und doch nichts zu essen haben. Sie sehn also, sie werden bald vor Hunger sterben müssen, und wissen sich weder zu rathen noch zu helfen. Zu ihrem grossen Glücke ist

J.d.W. 3475. v. C.G. 509. denn aber ein junger Mensch in der Stadt, und der, Kinder, der hilft und rettet nun die Römer, die schon so gut als ganz verloren sind.

Denn dieser junge Mensch geht zu den Bürgermeistern und zu den Rathsherren Roms, sagt: —„Ich bitte euch, laßt mich aus der Stadt heraus; ich will zu dem Porsenna in sein Lager gehn; ich weiß, was ich da machen will; ich versichre es euch, es wird mir gelingen, und ich werde Rom erretten, u. s. w.„ Die Bürgermeister und der Rath wundern sich nun freylich wohl über diesen jungen Menschen; sie denken: „wie kann solch ein junger Mensch uns retten!„ Sie denken aber auch: „was ists denn mehr, was schadets uns, wenn wir ihn zum Porsenna gehen lassen?„ Sie sagen ihm also: —„er könne gehen, wenn er wolle; sie wünschten ihm gut Glück auf dem Wege; und richtete er was Gutes für die Römer aus, sollt es ihnen eine Freude seyn, u. s. w.„ — Sie denken indessen, es ist Thorheit, und der junge Mensch der werde nicht klüger und dreister seyn, als andre Menschen.

Der junge Mensch, er hieß Mucius, der geht nun aber aus Rom, kommt an die Schildwachen vor dem Lager des Porsenna; sagt, als diese, wie die Schildwachen pflegen: — Wer da? rufet: „er sey ein Soldat aus des Porsenna Lager;„ und geht also, weil die Schildwache ihm dies glaubet, in das Lager herein. In demselben sieht er

sich

sich aber um, bis er das Gezelt des Königes Porsen: J.d.W.
na in die Augen bekommt; geht nun in dies Gezelt, 3475.
sieht da einen schönen Herrn sehr prächtig angezogen v.C.G.
sitzen, und denkt, das ist gewiß der König, das ist 509.
er ganz gewiß. Er greift sogleich also unter seinem Rock nach einem Dolch, (das ist ein kurzer Degen,) und sticht diesen Dolch dem Menschen in das Herz, so daß er gleich zur Erden fällt.

Der arme Mensch ist aber nicht der König selbst. Er ist nur der vornehmste Rath des Königes, und der König sitzt neben ihm im Gezelte, sieht, daß Mucius denselben so erstickt, und schreyt also: „Kerl, was fängst du an! Bist du rasend, Kerl! warum erstichst du meinen Rath?„ — Da hörts demnach der junge Mucius, daß er sich sehr geirret hat, und daß der erstochene Mensch nicht, wie ers gemeint, der König ist. Er will also nun auf den König los; aber sogleich reissen ihm die andern, die um den König sind, den Dolch aus seiner Hand, und da schreyt denn der König weiter: „Kerl, sags, was fichtet dich an? Bist du es allein, oder haben noch mehrere sich wider mich verschworen? Sags den Augenblick, oder ich lasse dich peitschen und martern, daß du deiner Schmerzen kein Ende wissen sollst.„

Vor lauter Bosheit und vor Verdruß darüber, daß er den König verfehlet, und einen andern Menschen so erstochen hat, schweigt indessen Muci-

J.d.W. 3475. v. C.G. 509. us ganz stille, bis er das hier höret, daß der Kö-nig ihm mit dem Peitschen und mit grossen Schmer-zen droht. Da sieht er wild um sich herum, erblickt bald in dem Gezelt des Königes eine grosse Pfanne voll brennender Kohlen, streckt gleich seine rechte Hand in diese brennende Kohlen herein, läßt sich muthwillig diese seine Hand fast ganz abbrennen, und sagt dem Könige: „Sieh, was ich mich aus Schmerzen mache! Ob du also mit Schmerzen mich bedroheſt oder nicht, das ist mir gleich; ich mache mir aus allen Schmerzen nichts. Und daß du es nur weißst, die Römer sind fast alle so wie ich. Unsrer haben sich an dreyhundert verschworen, und sie wollen, einer nach dem andern, es wagen, dich zu erstechen. Ich hab damit den Anfang gemacht, und mir ists freylich nicht gelungen, dich zu treffen; aber unter so vielen, unter dreyhunderten, wirds endlich doch einem gelingen. Fahr also nur fort, unser Rom zu belagern, du sollst es gewiß nicht lange mehr können, und bald genug sollst du im Blute liegen, so wie dieser hier, indem er auf den erstoche-nen geheimen Rath hinweiset.

Porsenna und alle die dies hören, erstaunen also über die Dreistigkeit des jungen Menschen. Sie führen ihn ein wenig bey Seite; sie bereden sich nun mit einander, was wohl zu thun am besten sey; und am Ende meinen sie: das beste sey hier wohl, mit den Römern Friede zu machen. Sie alle haben

nem-

nemlich den König Porsenna herzlich lieb, und beson- J. d. W.
ders hat der König auch einen Sohn, der sehr viel 3485.
von seinem Vater hält. Da denkt also dieser Sohn, v. C. G.
und auch die andern Leute: „es könnte doch so kom- 509.
men, wie Mucius gesagt, und es könnte der König würklich doch also erstochen werden.„ Sie bitten ihn derowegen, daß er sein Leben schone, mit Rom Frieden mache, und nach Hause ziehe. Der König läßt denn auch von ihnen sich erbitten; hörts anbey, daß die Römer so böse nicht sind, als Tarquin ihm vorgelogen hat; sagt also dem Tarquin: er könne ihm nicht helfen; macht sogleich Frieden mit Rom, beschenkt überdem den Mucius, und zieht geruhig nach Hause.

Nicht wahr also, Kinder, wenn das alles die Wahrheit ist, so war dieser Mucius ein ganz besondrer Mensch, und Rom hatte wohl Ursach, ihn recht lieb zu haben. Das sagt man aber auch, daß Rom nun dies gethan; daß es den Mucius von Herzen lieb gehabt, und ihn recht sehr geehret habe. Ich muß euch indessen sagen, Kinder, schwören will und kann ich nicht darauf, daß dies alles mit dem Mucius und mit dem Porsenna so gegangen ist. Erzählt wirds freylich wohl, daß es so gegangen sey; aber es ist doch immer möglich, daß viel hierbey erlogen ist. Denn die Römer, und auch andere Völker, wollten immer gern mehr seyn, als andere Leute sind. Sie kamen oft

al:

J.d.W. also her, und sagten: — „Seht, der und der,
3475. und der von uns, der hat so brav gethan; haben
v.C.G. wir also nicht rechte brave Leute unter uns? Habt
509. ihr wohl solche Leute unter euch, die so dreist und so klug auch sind, als diese unsre Leute? So, sag ich, so mogten die Römer sehr gern sprechen, und so mögen die Menschen überall gern sprechen. So rühmen sie denn aber sehr oft ihre Leute, und lügen dabey sehr viel, was ihre Leute gethan haben sollen, da sie doch oft fast nichts gethan. Und so, Kinder, so kann es denn auch hier wohl seyn; gewiß aber weiß ich es nicht.

Tarquin. Porsenna.

Der König Tarquin ist nun also von dem Könige Porsenna verlassen; will aber immer noch an den Römern sich rächen, und ihr König seyn. Er geht also von einem Lande zu dem andern, und bringt bald dieses bald jenes Volk dahin, daß es sich seiner annimmt, und gegen Rom zu Felde gehet. Die Römer sind indessen immer glücklich gegen ihn, jagen immer ein Volk nach dem andern zurück, und verwunden endlich in einer
J.d.W. Schlacht den König Tarquin so gefährlich, daß er
3489. nach vielen Schmerzen, die er genug verdienet
v.C.G. hatte, sterben, und Rom nun auch in Ruhe las-
495. sen muß. Doch, Kinder, was sage ich von Ruhe? Rom blieb niemals ruhig; und kaum war der König todt, so wurde auch des Lärmens und der Unruhe unter den Römern so viel, daß es fast nicht zu sagen ist.

In

In Rom wars nemlich für die armen Leute J.d.W. 3489.
gar nicht gut: denn diese Leute mußten fast be- v. C. G.
ständig im Kriege seyn, konnten also wenig ar- 495.
beiten, und wenig für sich verdienen. Sie beka-
men auch damalen nicht Geld, wie jetzt die Sol-
daten Geld bekommen, sondern sie mußten von ih-
rem eigenen Gelde sich Pferde, Degen, eiserne
Mützen oder Helme, kurz, alle ihre Waffen, ih-
re Kleidung und ihre Speise schaffen. Sie mußten
auch ihren Weibern und Kindern Speise und Klei-
dung schaffen; und das könnt ihr denn wohl den-
ken, das war gewißlich schon was hartes für die
Leute. Ueberdem kamen aber die Feinde auch im
Kriege ziemlich oft sehr nah an Rom heran, mar-
schierten also durch die Felder und durch die Dör-
fer, die den Römern gehörten, hindurch, und
wirthschafteten daselbst auf das erschrecklichste.
Denn sie brannten mehrentheils die Wohnhäuser,
die Ställe und die Scheunen nieder; schleppten
und trieben aber alles Hausgeräthe, alles Korn
und alles Vieh von den Dörfern fort, und in
ihr eigenes Land hinein. Sie machten also, daß
sehr viel Römer, denen die Häuser, die Scheu-
nen, das Vieh u. s. w. gehörete, Bettler wur-
den, und bey andern Leuten, auf deren Feldern
und in deren Dörfern die Feinde nicht gekommen
waren, Gelder borgen mußten, um nur die
Häuser wieder zu bauen, und um nur wie-

J.d.W. 3489. v. C.G. 495. der Vieh zum Ackerbau zu kaufen, auch um Essen und Trinken für sich und ihre Kinder zu schaffen.

Wenn indessen diese armen Leute würklich auch die Häuser, die Scheunen und die Ställe sich wieder baueten, auch neues Vieh sich kauften, so waren, ehe sie es sich versahen, die Feinde wieder da, brannten wieder alles ab, und schleppten wieder alles fort, so daß nun die unglücklichen Leute, was sie geborget hatten, zu der Zeit, zu welcher sie es versprochen, nicht bezahlen konnten; und da griffen die reichen Leute in Rom nun zu, und quälten die armen Leute gar erbärmiglich. Denn damals waren die Menschen gegen arme verschuldete Leute viel härter noch als jetzt.

Wenn nemlich zur jetzigen Zeit, und unter uns, ein Mensch ganz arm, und andern schuldig ist, so sieht man zu, ob er faul und liederlich gelebet hat, oder ob er durch Diebe, durch Feuer, durch Kriege und andere Unglücksfälle so arm geworden ist. Sieht man, daß der arme Mensch nicht liederlich gewesen, nun, so thut man ihm fast nichts zu leide. Sieht man aber, daß er faul und liederlich gewesen, so setzt man ihn zwar ins Gefängniß ein, und giebt ihm Wasser und Brodt, man thut ihm aber sonsten nichts zu leide. Und die Obrigkeiten sorgen doch auch für die Kinder, daß die in Waisenhäuser kommen, wo sie immer

gut

gut gepfleget werden. Die Frauens der verschul- J.d W.
deten Männer aber die dürfen gehen, wohin sie 3489.
wollen, und sich ernähren, so gut sie können. So, v. C.G.
sag ich, so gehts mit armen Schuldnern unter 495.
uns; so gings aber damalen nicht in Rom.

Ein Gläubiger, das ist der, der andern Geld geliehen hatte, der konnte den armen Mann, welcher ihm schuldig war, zu sich in sein Haus einnehmen, ihn da mit Ketten binden, auch ihn zwingen, so lange für ihn zu arbeiten, bis daß er alles abgearbeitet hatte, was er schuldig war. Der Gläubiger konnte auch die Kinder des armen Mannes zu sich nehmen, und sie zur Arbeit zwingen. Er konnte die Kinder und auch die armen Väter prügeln, wenn er wollte, und es war genug, wenn er ihnen Wasser und Brodt nur gab. Das alles, sag ich, konnten damals die Gläubiger gegen ihre Schuldner thun; und das, Kinder, das thaten sie nun würklich auch an viel tausend armen Leuten in Rom. Sie schmissen diese armen Leute in die finstersten Keller ein; sie banden sie des Nachts, damit sie nicht fortlaufen mögten, mit Ketten; sie trieben sie bey Tage zur Arbeit, peitschten sie aber bey der Arbeit jämmerlich, und bis aufs Blut; machtens also, daß die armen Leute in Rom des Jammers und der Noth fast gar kein Ende sahen, und recht bitter und böse auf die reichen Leute wurden, die so erstaunend

grau-

J.d.W. 3489. v. C.G. 495. grausam waren. Und da, Kinder, da gabs denn bald auch einen erstaunenden Lärmen in Rom.

Denn eh man sichs versieht kommt einmal am hellen Tage ein alter ehrlicher Mann, der fast ganz schon abgehungert ist, und der so kläglich aussieht, daß es zum Erbarmen ist, mitten auf den Markt in Rom unter die Leute gelaufen, fängt an jämmerlich zu schreyen, und sagt: — „Ich armer und unglücklicher Mann ich habe in 28 Kriegen als Soldat gedienet, und als ein ehrlicher Kerl tapfer gefochten. Ich hab derowegen mein Bauergut nicht immer recht beackern können, und oft haben die Feinde es abgebrannt und ausgeplündert. Ich hab also Schulden machen müssen, und so gern ich auch gewollt, so wenig hab ich doch dieselben abbezahlen können, weil die Feinde immer wieder gekommen sind, und immer wieder mir das Meinige genommen haben. Ich bin derowegen kein böser liederlicher Mensch; bin aber unglücklich, und zu bedauren von einem jeden, der nur noch etwas menschlich ist. Mein Gläubiger aber ist dies nicht. Er ist ein Unmensch, und er handelt gegen mich wie der grausamste Feind nicht handeln würde. „

„Denn seht, er hat nun, da ich ihn nicht bezahlen kann, mich und meine armen Kinder in ein garstiges finsteres Loch geschmissen. Er hält uns darinnen mit Ketten gebunden. Er giebt uns nur

Was-

Wasser und Brodt, und prügelt mich, daß ich ihm zahlen soll, so abscheulich auf den blossen Leib, daß derselbe ganz zerfleischet ist. Und wollt ihr dies nicht glauben, so seht, hier zieh ich mich vor euren Augen aus. Seht, ists nicht zum Erbarmen, wie ich zerpeitschet bin? Ists nicht zum Erbarmen, daß es einem ehrlichen Manne, der in 28 Kriegen so brav gethan, so jämmerlich ergehen muß!„ J.d.W. 3489. v.C.G. 495.

So spricht hier der alte unglückliche Mann. So reißt er die elenden Lumpen, die ihm sein Gläubiger statt seines eignen Kleides gegeben hat, sich sogleich vom Leibe. So sieht nun alles Volk, wie abscheulich der gute Mann von Peitschenschlägen zerfleischet ist. So kennen nun auch viele unter dem versammleten Volke den alten ehrlichen Mann. Und so rufen sie nun: — „Wir kennen ihn, wir kennen ihn, es ist der bravste Mann; er hat wie ein Held gefochten.„ Alles Volk wird also rasend vor Zorn. Es schreyt: — „Hol der Henker unsre Consuls, unsern Rath und unsre reichen Bürger. Wir armen Leute wir haben für ihr Leben das unsrige in so vielen Kriegen gewaget. Wir haben ihretwegen Kriege gehabt, und in den Kriegen das Unsrige verloren. Wir sind Narren, daß wir uns so mishandeln lassen. Hört Leute, wir wollen zusammenhalten. Wir wollen gleich die alle, die so, wie dieser alte ehrliche Mann, der Schulden we-

gen

J.d.W. 3489. v. C.G. 495. gen in den Häusern der reichen Leute gefangen lie-gen, mit Gewalt herausholen. Wir wollen alles todt schlagen, was uns hierbey sich widersetzen wird. Und so bald die Consuls und der Rath abermalen einen armen Schuldner nehmen, und ihn den reichen Gläubigern in ihre Hände geben will, so wollen wirs nicht leiden; und überhaupt soll nun kein Armer mehr bezahlen, was er bishero schuldig ist. Alle unsre Schulden rühren von den vielen Kriegen her, und an den Kriegen haben die Consuls, die Rathsherren und die Vornehmen mehr schuld als wir. Sie haben uns bewogen, den König Tarquin zu verjagen, und der hat uns so viele Feinde über den Hals gebracht. Sie, die Consuls, der Rath und die Vornehmen, sie mögen also der armen Leute Schulden bezahlen; die armen Leute aber die sollen es nicht. Nein, durchaus sollen sie es nicht.„

Seht, Kinder, so spricht hier das Volk in Rom; so ruft die ganze Menge, die, weil immer mehr und mehr auf den Markt hinkommen, erstaunend groß schon ist. So laufen nun auch diese Leute nach allen Häusern der reichen Leute hin, schlagen alle Ketten, mit welchen die armen Schuldner gebunden sind, entzwey, führen die Schuldner aus den Gefängnissen heraus, und werden endlich so dreist und so wild, daß die Consuls, der Rath und die reichen Leute in Rom nun ihres Lebens nicht mehr sicher sind.

Denn

Denn nun, Kinder, nun kommen mit einem: J. d. W. 3489. v. C. G. 495. male sehr viel arme Männer, die bisher so hundisch und so grausam waren gehalten worden, aus ihren Gefängnissen los, und da könnt ihrs wohl denken, diese alle waren nun recht bitter und böse auf die reichen Männer, die sie so hundisch und so grausamlich gehalten hatten. Diese alle wollten sich nun rächen, und ihre grausame Gläubiger, auch deren Kinder, gern erschlagen. In Rom sahs derowegen nun recht übel aus, und es wäre vielleicht kein reicher Mann, und kein Rathsherr und kein Consul hier am Leben blieben, wenn nicht der eine Consul klug gewesen wäre, und das arme Volk sogleich besänftiget hätte. Servilius hieß dieser kluge Mann, und ich wills euch sagen wie ers machte, daß nun das arme Volk, so wild und böse es auch war, dennoch gleich besänftiget, wieder gut und still gemachet wurde. Servilius.

Er lief nemlich sogleich mitten unter das Volk herunter, und sagte: — „Lieben Leute, lieben Leute, ihr habt recht, ihr habt würklich recht; den Armen geschieht würklich hier zu viel. Aber, ihr Leute, ich bitte, ja ich bitte um des Himmels willen, habt nur bis morgen noch Geduld! Ich komme eben jetzt vom Rathhause. Ich versichre euch, wir Consuls und die Rathsherren wir habens schon beschlossen, den Armen zu helfen, und was sie schuldig sind vielleicht an ihrer Stelle zu bezahlen,

J.d.W. 3489. v.C.G. 495. len, vielleicht auch aufzuheben, so daß die reichen Leute es fahren lassen müssen, und es nicht wie= derfordern sollen; geduldet euch also bis morgen noch. Warum wollt ihr denn noch böse seyn, und euch ärgern? Es soll ja geschehen was ihr haben wollt; den Armen soll nun ja geholfen wer= den; seyd doch derowegen wieder gut und ruhig in der Stadt. Lauft doch auch durch alle Strassen, sagt, was ich euch sage, allen andern Leuten, und macht doch, ich bitte euch, daß ein jeder wieder ru= hig nach Hause gehet, u. s. w.„ So freundlich und so gut redet nun Servilius, und das gefällt den Leuten. Es gefällt ihnen, daß er ihnen in allen Dingen recht giebet; daß er ihnen auch verspricht, daß sie ihren Willen haben, und daß die Armen nichts bezahlen sollen. Sie laufen also, der eine hier, der andre dort hin, sagen, was Servilius, der Consul, versprochen hat, allen andern Leuten wieder, und machen, daß nun alle sich freuen, alle ruhig werden, und gleich nach Hause gehen. — Servilius war gewiß also ein kluger und auch ein guter Mann, und an ihn könnt ihrs sehen was ein einiger guter, kluger Mann zu thun im Stan= de ist.

Denn wenn hier auch tausend Consuls und Rathsherren gewesen wären, die mit dem Volk ge= scholten hätten, würde nicht das Volk alsdann noch seyn erboster worden? Wenn Servilius ein böser

Mann

Mann und ein Schelm gewesen wäre, würde ihm J.d.W. 3489.
das Volk dann wohl geglaubet, und seinetwegen v. C.G. 495.
das alles gleich gethan haben, was er von ihnen
bat? Das seht ihr wohl, das würde das Volk wohl
nicht. Und da seht ihrs denn, wie ihr euch in der
Welt gewöhnen müsset, wenn ihr, wie Gott es will,
viel Guts darin vollbringen wollet.

Ihr müßt nemlich nie jemanden beleidigen und betrügen; nie jemanden beschimpfen, und ihm was Uebels thun, wenns auch nur ein Kind, oder auch der ärmste Bettler wäre. Denn hätte Servilius das jemals wo gethan, und hätte das auch nur ein einiger Bettelmann von ihm gewußt, so hätte auch Servilius nichts Guts hier verrichten können. Denn hätte er hier geredet, hätte er den Leuten hier so sehr viel Guts versprochen, und sie sehr gebeten, so hätte dann der Bettelmann nur sagen dürfen: — „Das ist ein Schelm und ein Betrüger, ihr Leute! Der Mensch, der Servilius, der, stellts euch vor, ihr Leute, der hat da und da, dem und dem unschuldigen Kinde, oder mir armen unglücklichen Manne, dies und das zu nah gethan; glaubt also dem Menschen nicht, er betrüget euch.„ Und dann, Kinder, dann wärs umsonst gewesen, was Servilius hier redete. Dann hätte ihm niemand glauben würden. Dann hätte ihn wohl gar das Volk in seiner Bosheit zerrissen, und dann hätt er nicht Frieden stiften, und nicht so vieler reichen Leute

J.d.W. und so vieler Kinder Leben erhalten können, wenn
3489. schon er es recht gern gewollt. — Früh also, vom
v.C.G. Kleinen auf, müßt ihr gegen alle Menschen guther-
495. zig und aufrichtig seyn: denn sonst kanns kommen, daß ihr in der Folge einmal Guts thun wollet, aber nicht Guts thun könnet. Denn thut ihr einmal das, was böse ist, und sehen das die Leute, so trauen sie euch nichts Gutes zu, und mögen euch nicht einmal gern hören, wenn ihr redet. Merkt euch das, ihr Kinder, und hört nun, wie es weiter ging in Rom.

In Rom war nunmehr alles stille, und das arme Volk das dachte gewiß, es würde geschehen, was solch ein guter ehrlicher Mann, als der Consul Servilius war, versprochen hatte; aber Kinder, das geschah hier nicht. Denn in der Angst hatte freylich wohl der Rath das alles zu thun versprochen, was Servilius auf dem Markte dem Volke versprach; aber da das Volk nur erst wieder ruhig war, da thats dem Rath auch leid, und da wollt ers durchaus nicht thun, was er durch den Servilius hatte versprechen lassen. Ja, der Rath schalt sogar auf den Servilius, der schlechterdings es haben wollte, daß alles geschähe, was er versprochen hatte; und das war denn von dem Rathe gottlos genug.

Die gottlosen Menschen wissen indessen immer etwas, womit sie sich entschuldigen, und daher wußten auch die Rathsherren in Rom und die reichen, vornehmen Leute daselbst sehr viel, warum sie ihr

Wort nicht halten könnten. Und wollt ihrs wissen, J.d.W. 3489.
was sie sagten, warum sie ihr Wort nicht halten v. C.G.
dürften, so will ichs euch erzählen. 495.

Sie sagten: „Die armen Leute hier in der Stadt die haben freylich wohl in unsern Kriegen viel verloren; aber wir sind doch auch in der Feinde Land gewesen, und haben doch daselbsten eben so gut geplündert, auch eben so gut Hausgeräth, Geld und Vieh daraus geschleppt, als die Feinde es bey uns gethan. Von allem Hausgeräthe, von allem Gelde und von allem Viehe aber haben die armen Leute hier eben so viel bekommen als die reichen Leute hier bekommen haben; sie sollten also eben so reich auch seyn, als diese sind; und warum sind sie es nicht? — Es sind liederliche Hunde. Sie haben das Ihrige verfressen und versoffen. Erlassen ihnen unsre reichen Bürger nun ihre Schulden, oder bezahlen wir dieselbe aus der Schatzkammer Roms für sie, so denken diese liederlichen Leute, das müsse so seyn, und das müsse immerfort geschehen. Sie werden also noch liederlicher werden, noch mehr Schulden machen, und dann wieder so wie gestern anfangen zu lärmen, und Gewalt zu gebrauchen, wenn wir nicht wieder ihre Schuld bezahlen, oder die Gläubiger nicht wieder zwingen wollen, ihnen ihre Schulden unbezahlt zu schenken. Wir würden also die liederlichen Leute nur noch liederlicher machen, wenn wir unser Wort hier hielten; und wie können wir das!„

J.d.W. 3489. v.C.G. 495. Seht, Kinder, so allerliebst sprachen hier die reichen Herren; und was meint ihr dazu, hatten sie wohl recht, da sie so sprachen?

Ich glaube, Kinder, gewissermassen hatten sie wohl recht: denn in Rom mogten freylich wohl einige Leute liederlich seyn, und die verdientens freylich nicht, daß man ihre Schulden bezahlete. Aber alle arme Leute waren doch gewiß so liederlich nicht; und wenn sie auch etwas Vieh und Geld und Hausgeräthe aus des Feindes Lande wieder bekommen hatten, so hatten sie doch niemals ihre abgebrannten Häuser, Scheunen, Ställe u. s. w. aus der Feinde Ländern wieder bekommen können. Und wenn auf ihren Bauerhöfen, Meyereyen und grossen Landgütern die Feinde oft gewesen waren, da sie auf andrer Leute Gütern entweder gar nicht, oder doch so oft nicht hinkommen können, so mußten nothwendig wohl einige Leute reicher, und andere Leute ärmer seyn. Es hätte aber auch der Rath die liederlichen bestrafen, und das festsetzen können, daß nur diesesmal, und sonst nicht wieder, die Schulden aus der Schatzkammer bezahlet werden sollten. Ja, es hätte auch der Rath im Anfang gleich das ändern sollen, daß die Gläubiger mit den Schuldnern nicht so abscheulich handeln dürften. Der Rath hatte also wohl wenig recht, und dafür hatte er nun bald auch recht viel Schimpf und Schande, wie ich euch anjetzt erzählen will.

Da nemlich der Rath sein Wort nicht halten, J.d.W. 3489.
und die armen Leute gar nicht retten will, so werden v. C.G. 495.
sie endlich so betrübt über den Rath und über die Vor-
nehmen, daß sie sich aufmachen, mit ihren Waffen
aus Rom herausziehen, und sich auf einem Berge na-
he bey Rom hinlagern. Rom wird also mit einem-
male nun von Leuten so entblösset, daß wenn ein
fremdes Volk als Feind dahin nun käme, Rom er-
obert werden könnte, und da wird den reichen Herren
nun bange. Sie sehn, die Armen wollen alle fort,
und an einem andern Orte sich eine Stadt erbauen.
Sie sehn, wenn nun ein Feind erschiene, so würde
er in Rom eindringen, ihnen alle ihre Haabe und
ihre Gelder, ja wohl gar das Leben nehmen. Sie
denken also, am besten werds wohl seyn, den armen
Leuten ihre Schulden zu erlassen, und sie wieder nach
Rom zurück zu rufen. Die armen Leute sitzen indes-
sen auf dem Berge, fordern nur, daß man ihnen
ihre Frauens und ihre Kinder, nebst ihren wenigen
Sachen, aus der Stadt heraus lassen soll, und thun
sonst keinen Menschen etwas Uebels; zum Beweise
dessen, daß sie so liederliche Leute gewiß nicht waren,
als der Rath sie oft genug beschrieen hatte.

Denn so liederliche Leute, die gern herrlich
fressen und saufen wollen, die sind so still und ru-
hig nicht. Die rauben und plündern, wo sie immer
nur können, und die würden auch mit Gewalt ih-
re Weiber, ihre Kinder und ihre Haabseligkeiten

J.d.W. 3489. v. C.G. 495. aus Rom geführet, oder wohl gar die reichen Leute in Rom angefallen, sie beraubet und ermordet haben. Gewiß also waren diese armen Menschen so liederlich wohl nicht. Denn sie wollten lieber in ein andres Land fortziehen, als die unbarmherzigen reichen Männer ihrer Städt ermorden. Es kam indessen zum Fortziehen hier noch nicht.

Denn die Consuls, der Rath und die vornehmen Leute in Rom sandten nun verschiedentlich an diese Armen, und liessen sie bitten, wieder hereinzukommen, versprachen auch, ihnen alles zu Gefallen zu thun, und alle ihre Schulden aufzuheben. Die Armen liessen sich also bewegen, gingen wieder in Rom herein, und hattens nun auch gut genug darinnen. Denn nun wurde ihnen alles, was sie schuldig waren, geschenket, und nun erhielten sie auch Tribunen; und das muß ich euch sagen, was das für Leute waren, und warum das arme Volk diese Tribunen nun erhielt.

Ihr wißts nemlich, daß der Rath vorhero schon sein Versprechen nicht gehalten, und die Schulden des armen Volkes nicht getilget hatte. Ihr könnts also wohl denken, was diese armen Leute nun dachten, und auch thaten, da der Rath nun wieder ihnen so viel Guts versprach. Sie dachten: „Das verspricht uns freylich wohl der Rath; aber der Rath hat schon öfter gelogen; wir wollen ihn also gewiß nicht trauen;„ und sie sagten derowegen den ersten

Vo:

Boten, die der Rath zu ihnen auf den Berg hin- J.d.W.
sandte, gerad heraus: — „Sie solltens den Herren 3489.
des Raths nur sagen, solchen lügenhaften betrügli- v. C.G.
chen Leuten, als die Rathsherren wären, könnten 495.
sie nicht trauen, und bey solchen harten und grausa-
men Menschen könnten und mögten sie auch fort
nicht mehr wohnen.„

Der Rath schickte geschwind also die ehrlichsten Männer nach dem Berge hin, und ließ versichern, daß er nun gewiß sein Wort halten wolle; aber auch das half hier noch nichts. Die Armen sagten zu den Boten oder Abgesandten: — „Wir wissens wohl, daß ihr sehr redliche Männer seyd; aber wir wissens auch, daß der Rath so gar nicht redlich ist. Eh wir also so wieder in Rom hereingehen, so soll der ganze Rath, und so sollen alle vornehme Männer, und überhaupt alles Volk in Rom erst schwören: — daß alles, was wir schuldig sind, niemals von uns gefordert werden soll. Und weil wirs genug wohl sehen, daß unsre Obrigkeit, die Consuls und der Rath in Rom, nun böse auf uns sind, so müssen wirs befürchten, daß sie sich an uns zu rächen suchen, und bald dies bald jenes thun, oder uns zu thun befehlen, was uns zum Schaden ist. Wir wollen also nicht ehe in Rom herein, ehe wir nicht das Recht haben, uns selbst, aus unsern Haufen, alle Jahre fünf Männer zu erwählen, die uns gegen den Rath und die Vornehmen beschützen. Wenn nemlich der Rath und die Vor-

neh-

J.d.W. 3489. v. C. G. 495. nehmen dies oder jenes thun, was uns schadet, oder uns etwas befehlen, was nicht gut für uns ist, so sollen diese fünf Männer befugt seyn, zu sagen: ob das recht oder unrecht sey. Und wenn sie sagen, es sey unrecht, so soll auch das, was uns befohlen ist, nicht geschehen, und das unterbleiben, was der Rath und die Begüterten thun wollten. Alles Volk soll auch mit dem Rathe uns das schwören, daß dies geschehen, und daß der mit dem Tode bestrafet werden soll, der solch einen Mann, als diese fünfe, irgend einmal schläget, oder sonst verletzet.„ Dies alles forderten hier die armen Leute, und ehe gingen sie auch nicht nach Rom, ehe nicht der Rath und die Vornehmen dies öffentlich geschworen hatten. Die armen Leute wurden also von allen ihren Schulden nun befreyet, und erhielten auch das Recht, solche fünf Männer sich zu wählen; und eben diese fünf Männer nannten sie Tribunen. Von diesen Tribunen werdet ihr auch noch vieles hören; ihr müßts euch also merken, was das vor Leute waren.

J.d.W. 3491. v. C. G. 493.

Die Tribunen waren nemlich Leute, ohne deren Willen nichts in Rom geschehen durfte. Leute, die das Volk beschützeten, wenn der Rath dasselbe plagen wollte, und auch Leute, denen etwas Uebels zu thun in Rom sich niemand unterstehen durfte. Ihr sehts also, der Rath blieb nun so mächtig nicht als zuvor. Er mußte nun sich nach den Tribunen richten. Er mußte auch dem Volke sehr viele gute

Wor:

Worte geben, und alles thun, was es begehrete. J.d.W.
Der Rath der hatte also Schimpf und Schande 3491.
genug, und die verdient denn auch ein jeder Mensch, v. C.G.
wenn er so halsstarrig ist, und nicht recht thun will, 493.
auch so betrügerisch ist, und sein Wort nicht hält.
Doch, Kinder, nun war dieses hier so bald fast nicht
geschehen, als gleich auch ein anderer Streit in Rom
anging, und der war mit einem Manne, welcher
Marcius Coriolanus hieß, und welcher Rom Marcius Coriolanus.
rechtschaffen zu ängstigen wußte.

Marcius Coriolanus war nemlich ein noch junger aber tapferer Mann, und dem verdroß so manches, was in Rom geschahe. Es verdroß ihm, daß der Rath und die vornehmen Leute in Rom den armen Leuten so viel gute Worte gegeben, ihnen alle Schuld geschenket, auch solche wichtige Männer, als die Tribunen waren, hatte wählen lassen. Es verdroß ihn vornemlich aber, daß ihn das Volk in Rom nicht zum Bürgermeister wählete, da ers doch gerne werden wollte. Er suchte also an dem Volke sich zu rächen, und fand bald eine Gelegenheit darzu, die er mit Freuden ergriff.

In Rom entstunde nemlich eine grosse Hungersnoth, und das Korn wurde so selten und so theuer, daß die armen Leute kein Brodt nicht hatten, also nicht wußten was sie essen, und wovon sie leben sollten. Der Rath in Rom schickte also Leute in fremde Länder hin, um Korn zu kaufen, und es

nach

J.d.W. 3491. v.C.G. 493. nach Rom zu bringen; der Rath hat auch die reichen Herren in Rom, die auf ihren Landgütern noch Korn liegen hatten, dasselbe doch gleich nach Rom zu führen, und es sogleich auch zu verkaufen. Das verdroß nun aber diesen Marcius Coriolanus, und anstatt daß er dies hätte loben sollen, so sagte er: —„Ihr seyd nicht klug, ihr Herren, daß ihr Getraide kaufet, und für das Volk so sorget. Laßt die Hunde verhungern, sie sind es werth. Sie sind frech gegen euch; sie haben euch Herren des Raths beschimpfet, und euch, ihr reichen Herren, um eure Gelder gebracht; züchtiget sie nun dafür durch Hunger, und laßt euer Getraide auf euren Kornbodens liegen, bis es noch theurer wird, damit ihr zu eurem Verluste wieder kommt, den ihr bey diesen bösen Leuten erlitten habt. Erst müssen diese Leute wieder kommen, und bekennen, daß sie keine Tribune mehr haben, daß sie auch dem Rathe hier aufs völligste gehorchen wollen, und dann erst mögt ihr euch derselben erbarmen, und sie mit Korn versorgen.

So ohngefähr spricht hier der junge tapfere Marcius Coriolanus, und das spricht er so laut, daß es die Tribunen hören; ja er schimpft auf diese Tribunen so sehr er kann. Er machts also, daß diese gleich zum Volk hingehen, dem Volke diese Reden wieder sagen, und dasselbe so sehr gegen ihn erbittern, daß es ihn aus Rom verjaget. Bitter und böse auf das Volk, auf die Tribunen und auf die vor-

vornehmen Herren, die ihn so fortjagen lassen, geht J.d.W. 3491.
er also aus Rom nun fort; denkt aber auf Rache, v. C.G.
und fängt seine Sache auch dergestalt nun an, daß er 493.
bald genug im Stande ist, die allererschrecklichste
Rache an der Stadt Rom zu üben.

Denn er weiß es, nicht allzu weit von Rom lebt ein Volk, das sich das volskische nennet, das sehr kriegerisch und tapfer ist, das gegen Rom auch gar nicht gut gesonnen ist, und das gern genug die Römer insgesammt von der Erden vertilgen mögte, wenn es sonst nur dieses könnte. Er weiß denn aber nicht, wie er es machen soll, um dieses Volk zum Kriege gegen Rom zu bewegen. Denn nur kurz vorher hat dieses Volk mit Rom gekrieget; er, Marcius, hat selbsten auch gegen dieses Volk gefochten, und das Volk war überwunden worden, hatte um Frieden bitten, und denselben auch beschwören müssen. Er denkt also: „Komme ich zu diesem Volke hin, so wirds mich hassen, weil ich ein Römer bin, und vor andern Römern ihm im letztern Kriege viel geschadet habe. Hasset es aber mich auch nicht, nun so wird es doch gegen Rom nicht kriegen wollen: denn es hat geschworen, Frieden zu halten, und die Leute dieses Volks sind ehrliche Leute, die, was sie schwören, gewiß auch halten. Wie fang ichs also an, um mich durch dieses Volk in Rom zu rächen?„ So denkt er hier bey sich, und hört nun, wie ers macht, und wie er würklich auch die Rö-

mer

J.d.W. mer und die Volsker in einen Krieg verwi-
3491. ckelt.
v. C.G.
493.

Er geht nemlich zu dem Könige der Volsker ins Haus, sagt gerade heraus: — „ich bin der Marcius Coriolanus, der ich im vorigen Kriege den volskischen Volk so viel Schaden gethan. In Rom ist anjetzo aber das Volk ganz wild gegen mich. Es hat mich aus der Stadt gejagt; und willst du, so halte mich als deinen Freund, so gehe mit mir und mit deinen Leuten gegen Rom ins Feld, und ich schwöre dirs, ich will die Römer züchtigen; ich will sie ängstigen, daß sie ihrer Angst kein Ende wissen sollen; ja ich will Rom belagern, und es für dich erobern.„ Dies alles sagt hier Marcius zum volskischen Könige, und dies alles sagt er so dreist, und mit einer so ehrlichen Miene, daß der Volsker König ihm glaubt, dem Marcius sogleich nun lieb gewinnet, ihm seine Hand hingiebt, und sagt: — „Hier hast du meine Hand, du bist mein Freund, und ich will mit dir gegen Rom ins Feld. Aber sage mirs, wie soll ichs machen, da wir doch Frieden zu halten geschworen haben.„ Das will ich wohl machen, sagt Marcius hierauf; und was er sagt das geschieht denn auch, aber auf eine recht schändliche Art.

Denn in Rom, das weiß Marcius, in Rom soll auf einen gewissen Tag ein recht grosses Fest gefeyret werden, und da soll alles in Rom recht herr-

lich

lich hergehen. Er und der König der Volsker reden J.d.W. 3491.
also viel von diesem herrlichen Feste, und sagen vie- v. C.G. 493.
len Leuten im Volsker Lande so viel schönes davon,
daß die Leute denken: — „wenn das in Rom an dem Tage so prächtig und so lustig hergehn soll, so mögten wirs doch auch wohl sehen.„ Es gehen derowegen die volskischen Leute bey hunderten, ja wohl bey tausenden nach Rom, um dort das herrliche Fest zu sehen. Ja der König der Volsker reiset selbsten auch nach Rom, um, wie er seinen Leuten sagt, dort ebenfalls das Fest zu sehen; im Grunde aber, um die Römer und um die Volsker zu betrügen, und um nur Krieg zu haben, ohne seinen und des Volkes Schwur zu brechen.

Denn nun, da er in Rom erst ist, nun geht er zu den Consuls in Rom auch hin, und spricht: — „Ich muß es euch nur sagen, ihr Herren, morgen, wenn ihr so recht froh seyn werdet, morgen wird euer Rom an allen Ecken angezündet seyn, und euer aller Blut wird morgen fliessen müssen. Meine Volsker sind nemlich bey tausenden hier in der Stadt, und diese Leute wollen dieses thun, zu einer Stunde, da ihr am lustigsten seyn, und nichts Arges euch vermuthen werdet. Ich habs ihnen genug widerrathen; sie bestehen aber auf ihrem Kopfe. Ich sag es derowegen euch vorher: denn ich verabscheue diese That, und ich bitte euch, folgt jetzo meinem Rathe. Laßt euch nemlich von dem, was ich euch sage, zu

J.d.W. 3491. v.C.G. 493. keinem etwas verlauten: denn sonst ermorden mich meine Unterthanen als ihren Verräther. Laßt aber in allen Strassen es ausrufen: — „Daß alle Volsker noch vor der Sonnenuntergang aus Rom heraus sollen; so seyd ihr, so bin auch ich gesichert.„

Ihr könnt also wohl denken, Kinder, wie sehr die Herren Bürgermeister hier erstauneten, wie sehr sie den König der Volsker als ihren Freund nun rühmeten, und wie eilend sie das nun thaten, was er ihnen zu thun gerathen hatte. Mit einemmale kamen nun in allen Strassen von Rom die Ausrufer zum Vorschein; „alle Volsker, riefen sie, gehn bey Lebensstrafe noch vor der Sonnenuntergang aus der Stadt.„ Und in dem ganzen Rom wurd nun ein Lärm erreget, der allen Leuten unbegreiflich war.

Die Volsker waren nemlich Freunde jetzt mit Rom. In Rom waren jetzt auch mehrere fremde Völker auf das Fest gekommen. Es konnt also niemand es begreifen, warum gerade die Volsker aus der Stadt weg sollten, und die Volsker selbst begriffens nicht. Sie wußtens, sie hatten in Rom nichts Böses gethan. Sie mußten nun aber heraus. Sie wurden also bitter und böse auf die Römer. — „Sind wir denn, sagten sie, solche abscheuliche Leute, daß wir bey einem Feste zur Ehre der Götter nicht zugegen seyn dürfen? Sind wir schlechter, als alle andere Völker sind? Ist denn das die

Freunds

Freundschaft gegen uns, die uns die Römer in dem letztern Frieden zugeschworen haben? So reden und so schelten nun die Volsker, da sie aus Rom fort müssen; und unterwegens finden sie ihren König, der schändlicher Weise dieser Leute Zorn noch grösser macht. J.d.W. 3491. v. C.G. 493.

Denn der Schelm reitet, so bald er den Bürgermeistern jenes alles vorgelogen hat, aus Rom heraus; reitet aber so sachte, daß ihm die Volsker noch einholen; und da frägt er, so bald er sie siehet: — „Wo kommt ihr her, ihr Leute?„ Und als sie ihm sagen: — „aus Rom kommen wir, da hat man uns recht sehr beschimpfet, und von da haben wir über Hals und Kopf uns jetzt entfernen müssen;„ so sagt er: — „ich weiß es wohl; es ist mir eben also gegangen; und, Leute, das ist ein Schimpf, den wir schlechterdinge rächen müssen. Nun dürfen wirs auch nicht befürchten, daß uns die Götter strafen werden, wenn wir nun wieder Krieg anfangen: denn Rom ists, Rom zwingt uns darzu, und Rom beschimpft uns so, daß wir wohl kriegen müssen.„

Die armen Leute wissen das nun nicht, daß ihr König selbst dies angestiftet hat. Sie denken würklich, Rom habe sie ohne alle Ursach so beschimpft. Sie sagen also: „Ja, Herr, ja, wir müssen auch gegen Rom ins Feld.„ Und da sagt er denn wieder: „Es ist gut, das wollen wir.„

Läßt

J.d.W. 3491. v. C.G. 493. Volsker. Läßt nun auch alle Volsker zusammenkommen, giebt sie dem Marcius Coriolanus, der ihn zu dieser Schelmerey gerathen hatte, und bildet sich ein, er habe nun den Frieden nicht gebrochen, sondern Rom hab es gethan, und die Götter (denn er war auch solch ein unwissender Mensch, daß er viele Götter glaubte,) die müßten nicht ihn, sondern Rom bestrafen. Aber wartet nur, Kinder, ihr sollt bald es hören, die Götter thaten hier nichts; der wahre Gott aber der bestrafte erst den Urheber dieses schändlichen Betruges, den Marcius Coriolanus, nachmalen aber auch den König, der Attius Tullus hieß. Und wie das alles zuging, das sollt ihr sogleich nun hören.

Der König Tullus verließ sich gänzlich auf J.d.W. 3494. v. C.G. 490. den Marcius Coriolanus; er ließ diesen also gegen Rom anziehen, und der ging nun auch mit tausend Freuden dahin, und erschien vor den Thoren der Stadt, da die Römer gedachten, wer weiß wie weit derselbe von ihnen noch entfernet wäre. Kaum war er aber vor diesen Thoren, so schickte er auch Trompeter in die Stadt, und ließ fragen, ob sie sich ergeben wollten oder nicht? — Die Römer nun, die sonst so dreist und herzhaft waren, erschracken, und zitterten und bebeten vor Furcht. Denn sie wußtens alle, daß Marcius Coriolanus ein kluger und tapferer Feldherr war, dem so leicht wohl keiner widerstehen würde. Anstatt also gegen

ihn

ihn herauszugehen, und ihn mit seinen Volskern fortzuschlagen, schicken sie einige vornehme Herren an ihn ab, und bitten ihn: „er mögte doch Rom, seine Vaterstadt, nicht unglücklich machen. Die Bürger in Rom bereueten es, daß sie ihn vertrieben hätten. Er sollte nur die Volsker wieder zur Ruhe bringen, so wollten sie recht gerne ihn in Rom nun wieder leben lassen, ihn lieb und ehrenwerth dort halten.„ Doch Marcius kehrt sich an alle dies Bitten und Versprechen nicht. Er sagt: „Ihr seyds in Rom nicht werth, daß man euch zu Gefallen lebe. Es bleibt bey dem, was ich gesagt, ihr sollt euch meinen Volskern ergeben; und wollt ihr dieses nicht in Güte, so sollt ihrs im Argen bald genug wohl müssen.„ „Dreyßig Tage, sagt er ferner, geb ich euch noch Zeit, daß ihr euch bedenket; denn aber werd ich gegen euch auch Ernst gebrauchen, u. s. w.„ J. d. W. 3494. v. C. G. 490.

So groß spricht hier der kühne Marcius Coriolanus; und, Kinder, würklich geht er nun von Rom auch weg; giebt also den Römern Zeit, ihre Mauren und ihre Thore noch besser zu verwahren, auch noch mehr Leute aus ihren Dörfern und aus den Städten, die mit ihnen gute Freunde sind, und die sie auch ehedem bereits erobert hatten, in Rom hereinzurufen. Die Römer erstaunen also über den Marcius. Sie denken: „der muß seiner Sache recht gewiß wohl seyn. Der läßt uns noch so

J.d.W. 3494. v.C.G. 490. viel Zeit, uns desto besser gegen ihn zu wehren. Der muß es also wohl wissen, daß er uns dennoch werde bezwingen können.„ Sie ängstigen sich nun also noch ungleich mehr als zuvor; unser Marcius aber geht und plündert während der 30 Tage sehr viel Dörfer und sehr viel Städte, die den Römern gehören, reine aus; kommt richtig auch nach 30 Tagen wieder vor Rom, fordert abermal, daß Rom sich ihm ergebe, und macht, daß die Römer nun wieder voller Angst und Schrecken werden.

Denn da er in der Römer Lande so erstaunend plündert, und alles Geld und Gut aus der Plünderung seinen Soldaten giebet, so laufen die jungen Leute aus allen Gegenden haufenweise zu ihm, und lassen sich gerne zu Soldaten machen, um ebenfalls rechtschaffen zu plündern. Marcius hat nun also eine Menge Soldaten um sich, und um Rom herum, so daß die Römer, da sie alle diese Leute sehen, sogleich auch denken, „es sey umsonst, sich gegen ihn zu wehren, und es sey nicht möglich, über so viele Soldaten zu siegen.„

Die Römer schicken also von neuem sehr angesehene Männer zu dem Marcius heraus, und bitten ihn nochmalen, wie zuvor, um Gnade. Er aber mag nichts davon hören; schickt die Abgesandten gleich wieder nach Rom zurück, und sagt: — „Es bleibe ein für allemal bey dem, daß sie sich ihm ergeben müßten, und noch 3 Tage wolle er ihnen Bedenk-

denkzeit geben. „ — Die Abgesandten kommen also traurig nach Rom zurück, und da werden die Bürger Roms noch erschrockener als zuvor; denken aber, ihren Landsmann Marcius am Ende doch besänftigen zu können. J.d.W. 3494. v. C.G. 490.

Sie wissens nemlich, daß jeder Mensch doch etwas Liebe gegen die Priester hat, und daß jeder Mensch auch gern das thut, was ihn die Priester bitten. Sie nehmen also alle Priester, so viel ihrer in Rom nur sind, schicken die zum Marcius heraus, um ihn zufrieden zu sprechen; denken auch, auf dieser Priester Flehen werd dieser Mann doch hören, weil ja die Götter selbst drauf zu hören pflegeten; doch unsre Römer irren sich. Die Priester gehen zwar zum Marcius hinaus; sie flehn und bitten zwar vor ihm genug; aber Marcius kehrt sich an alle diese Priester nicht. Complimente macht er ihnen in Menge, und höflich redt er auch genug mit ihnen; was sie ihn aber bitten, das schlägt er ab, und sagt: — „Sie sollten nur eilen, und nur den Römern es sagen, in wenig Stunden würde er noch näher an die Stadt anrücken; Leitern, und was sonst, um über die Mauren in die Stadt zu kommen, nöthig wäre, das hätt er alles schon bereit; ohn Aufschub würde er die Mauren nun ersteigen lassen, und die Römer mögten also auf ihrer Hut jetzt seyn, und sich wehren, so gut sie könnten. Unversehends wolle

J.d.W. 3494. v. C.G. 490. er nemlich sie gar nicht überfallen: denn das hätt er nicht nöthig. Er wollte, sie sollten sich wehren: denn mit ihnen dächt er dem ohnerachtet fertig zu werden.„ — Mit dieser Botschaft schickt er also die Priester wieder fort; und da, Kinder, da nun die Priester wieder kommen, und dies den Leuten alles haarklein wieder sagen, da wird ein Lärmen, ein Geschrey und ein Gehäul in Rom, das ganz erschrecklich ist.

Denn die Leute, die das nun hören, daß der Marcius so unerbittlich, auch so kühn und unerschrocken ist, die glauben nun ganz steif und fest, es sey umsonst, sich gegen ihn zu wehren. Anstatt also auf die Mauren zu steigen, und von denselben sich gegen den Feind, so bald er kommt, zu wehren, so laufen der Mannsleute sehr viele in die Kirchen, um da zu beten, und um ihre vermeintliche Götter zu bitten, daß sie doch ihnen helfen mögten. Die Kirchen oder die Tempel aber sind alle schon ganz voll von Weibern und von Kindern, die entsetzlich zu den Göttern schreyen, und vor ihnen fast in Thränen schwimmen. Kurz, Kinder, es ist so viel Weinens, Wehklagens und Schreckens jetzt in Rom, daß kein Mensch mehr weiß, was er machen soll, und daß jeder auch das feste glaubt, daß Rom nun schon verloren sey. — Mit einemmale ändert sich aber das alles hier, und ein einziges Weib in Rom ist klüger, als alle Herren

des

des Raths, als alle Priester und alle Männer sind. J. d. W. 3494.
Sie allein errettet Rom, und hört nun, welche v. C. G.
Frau dies war, und wie sie Rom errettet hat? 490.

Die Frau, die dieses that, die hieß Valeria, Valeria.
und die lag ebenfalls in den Tempeln auf den Knien, und schrie so jämmerlich, als andre Weiber schrien, daß doch die Götter sich der armen Stadt erbarmen mögten! Indem sie aber zu den Göttern so gewaltig schreyet, so fällt ihr ein, daß des Marcius Mutter und seine Frau und seine Kinder in Rom noch sind: denn Marcius hatte sie daselbst gelassen, und sie nicht mit sich genommen, da die Römer ihn vertrieben hatten. Sie denkt demnach: der Mensch der wird ja, wenn seine Mutter ihn bittet, und wenn seine Frau ihn bittet, und wenn seine Kinder ihn bitten, doch endlich sich erbitten lassen. Ich will also nur hin zu diesen Frauen und zu diesen Kindern gehen. Ich will sie bereden, daß sie heraus zum Marcius fahren, und Vorbitte bey ihm für unser Rom einlegen. Ja, ich will noch mehr gute Frauens bereden, und mit ihnen allen zu dem harten Mann hinfahren. Wir Frauens wir haben ihm doch nichts gethan, uns Frauens uns wird er derowegen zu Gefallen leben. Also nur fortgemacht, daß wir zu ihm kommen, noch ehe er an die Stadt anrückt, und eh er sie bestürmet.„

So

J.d.W. 3494. v.E.G. 490. So denkt hier die Valeria für sich; so sagt sie, was sie denkt, viel andern vornehmen Frauens; geht auch mit denselben sogleich nun zu des Marcius Mutter, sagt ihr das Anliegen, das sie that, und bittet sie, mit des Marcius Frau, mit deren Kindern, und mit dem ganzen Haufen der Frauens, ihrem Sohn entgegen zu fahren.

Die gute alte Mutter und auch die gute Frau des Marcius liegen beyde aber mit ihren Kindern in ihrer Stube auf den Knien, und beten und weinen, so wie andere, zu den Göttern; wundern sich also, da Valeria mit so viel vornehmen Frauens zu ihnen kommt. Und da sie das erst hören, was Valeria von ihnen bittet, so seufzt die gute Mutter gar herzlich auf, und sagt: — „Ach! Valeria, ach! ihr übrigen guten und vortreflichen Frauens, ach! was denkt ihr doch? Ja, wär ich eine so glückliche Mutter, die das hoffen könnte, daß sie ihren Sohn auf bessere Gedanken bringen würde, o! wie gern wollt ich mit euch zu diesem Sohn heraus; aber gewiß, solch eine glückliche Mutter bin ich nicht. Mein Marcius ist ein Sohn, der ganz anders ist, als andre Kinder sind. Von ihm darf ichs nicht hoffen, daß er durch mich sich jemals werde besänftigen lassen.„

„Denn, sagt sie ferner, voll Unwillens ging er von uns hier fort, sagte es uns auch nicht, wohin er gehen wollte, obschon wir ihn drum fragten. —

ten. — Mutter, sagte er zu mir, du mußt nun mehr denken, als hättest du keinen Sohn. Und Frau, sagte er zu seiner Ehefrau, du mußt nun denken, als hättest du keinen Ehemann mehr. Lebt wohl! rief er; ging so, ohn weiter etwas zu reden, von uns hinweg, und hat nun in den zween Jahren, die er schon von uns ist, nicht ein einzigesmal an uns geschrieben. Was soll ich also von einem solchen Sohn erwarten? und was soll er denn auch thun?„ J. d. W. 3494. v. C. G. 490.

„Er dienet jetzt den Volskern, die ihm Guts gethan haben; und denkt ihr, daß er nun diese Leute verlassen, und nicht für ihren Vortheil sorgen wird? Er hats doch diesen Leuten versprochen, daß er unser Rom recht züchtigen will, und soll er sein Versprechen nun nicht halten, und wird ers thun? O gewiß, ihr guten Frauens, ich kenne meinen Sohn. Ich weiß, was er verspricht, das hält er auch. Es ist daher umsonst, wenn ich für Rom jetzt bitten will: denn sonsten thät ichs gerne.„

Valeria und die andern Frauens sagen indessen: „Das alles schadet nichts. Wird dein Sohn nur dich erst sehen, so wird er genug auch anders Sinnes werden. Wir wissen, er hat dich und seine Frau und seine Kinder lieb. Er hat nach euch vielleicht nicht fragen können. Er hat vielleicht es selbst noch nicht gewußt, wohin er von hier hat ge-

J.d.W. 3494. v.C.G. 490. gehen sollen. Geh also mit uns zu ihm nur hin, du wirst ihn gewiß besänftigen; du wirst gewiß es dahin bringen, daß er mit uns und mit den Volskern einen Frieden schliesset, und das ist ja nicht treulos, wenn er dieses thut; komm also nur, und laß uns zu ihm gehen.„

Mutter und Frau und Kinder des Marcius Coriolanus setzen sich endlich also mit vielen vornehmen Frauens auf Wagen, und fahren eiligst aus Rom heraus, gerade auf das Lager des Marcius hinzu. Bald sehen also des Marcius Schildwachen alle diese Frauens kommen, meldens mithin dem Marcius, und der sieht nun seine Mutter, seine Frau und Kinder von fernen schon, und vorn vor allen andern Frauens auf sich kommen, merkts gleich, was dieses sagen soll; denkt aber: „laßt sie nur kommen; laßt sie nur mich bitten so viel sie wollen. Ich werde thun, was ich beschlossen habe; Rom will ich züchtigen, und den Tribunen in Rom will ich die Hälse brechen; da solls bey bleiben.„

Während dessen kommen aber seine Mutter, seine Frau und seine Kinder ihm immer näher und näher, und je näher sie ihm kommen, je wärmer wird es ihm ums Herz, je trüber werden auch ihm die Augen. Die Mutter, die Frau und die Kinder kommen endlich aber neben ihm, und da fliessen ihm sogleich auch die Thränen aus den Augen; da läuft er, umarmt sie alle, küßt sie aufs zärtlichste,

und

und führt sie in sein Gezelt. Sogleich sagts ihm aber seine Mutter, daß sie zu ihm jetzt komme, um Frieden für Rom zu erbitten, und da will er erst davon nichts hören. Er bleibt dabey, er könne und er dürfe das nicht thun: denn er hätte den Volskern es versprochen, daß er Rom rechtschaffen züchtigen wollte. Er bittet aber seine Mutter, seine Frau und Kinder, daß sie alle bey ihm bleiben, und an Rom nicht mehr gedenken sollten. Doch die Mutter fährt immer fort, inständigst ihn für Rom zu bitten, und fällt endlich vor ihm auf die Erde, und sagt: „Hier lieg ich, und von hier stehe ich nicht wieder auf. Hier sollst du mich, deine Mutter, erstechen, oder du sollst den Römern, was sie dir zu nah gethan, vergeben, Frieden mit ihnen und mit den Volskern machen.„ J.d.W. 3494. v.C.G. 490.

Da bricht endlich also dem harten Menschen das Herz, da seine gute Mutter vor ihm nun so zur Erden fällt. So hart er sonst auch ist, so kann er doch seine gute Mutter so ängstlich nicht flehen und nicht weinen sehen. Und ob er schon es weiß, daß es ihm sein Leben kosten wird, wenn er, was die Mutter will, verspricht, so sieget doch die Liebe zu der Mutter über die Furcht vor dem schrecklichsten Tode bey ihm. Er faßt die Mutter augenblicklich bey der Hand, richtet sie in die Höhe, und spricht: „Steh auf, meine Mutter! ich will von Rom abziehen; doch gewißlich, Mutter!

J.d.W. 3494. v.C.G. 490. du errettest Rom, du bringst aber mich, deinen Sohn, ums Leben.„ Mit tausend Freuden eilen hierauf sämmtliche Frauens nach Rom. Rom wird mit einemmale wieder froh, und preiset die guten Frauens, die es also errettet haben; er, unser Marcius aber, verliert nun bald sein Leben.

Denn er zieht nun wieder in das Land der Volsker zurück, und da wird der König dieses Landes so bös auf ihn, daß er ihn erstechen läßt. Zugleich aber zieht dieser König in eigener Person nun gegen die Römer, und denkt, er wolle auch so mit ihnen spielen, wie Marcius mit selbigen gespielet hatte; aber die Römer haben vor ihm die Furcht im mindesten nicht, die sie vor dem Marcius hatten. Sie gehen sehr beherzt dem Könige entgegen, liefern ihm eine Schlacht, schiessen ihn darinnen todt, und jagen die Volsker in ihr Land zurück, nehmen auch einen grossen Theil dieses Landes für sich. — Und so seht ihr, so hatte der König und auch Marcius nichts als Schaden von der Schelmerey, die sie spielten, und durch welche sie die Volsker mit Rom in Krieg verwickelten. Solche Schelmerey müßt ihr auch immer hassen: denn sie bringt in der Welt nicht Ehre, nicht Vortheil. Sie macht auch, daß Gott an euch keinen Gefallen hat, und das ist sehr was trauriges, wenn ein Mensch so lebt, daß der liebe gute Gott ihn gar nicht loben kann, sondern ihn tadeln und bestra-

sen muß — Das merkt euch, Kinder, und hört nun noch mehr Neues aus Rom.

Rom, das müßt ihr wissen, Kinder, Rom führte beständig Kriege, und gewann auch fast immer, weil die Leute in Rom beherzter als andre Leute waren. So bald indessen Rom gegen irgend ein Volk gewonnen hatte, so nahm es einen grossen Theil des Landes, auch Städte und Dörfer, dem überwundnen Volke weg, und diese Städte, Dörfer und Felder nahmen mehrentheils die vornehmern Leute in Rom für sich. Die vornehmern Leute hatten also genug zu leben; aber die andern armen Leute hatten wenig oder nichts, und mußten doch immer mit in den Krieg gegen andre Völker ziehen. Sie wurden am Ende also verdrießlich über die reichen Leute, und sagten: — „Was haben denn wir davon, daß wir uns krumm und lahm, ja wohl todt schiessen, hauen und stechen lassen? Die reichen Herren die nehmen Land und Stadt für sich, die leben herrlich und in Freuden; wir aber in Hunger und in Kummer; das Ding also das muß geändert werden. Was wir erobert haben, und was wir noch erobern werden, das soll unter uns allen getheilet seyn, sonst können wir nicht zufrieden leben, und sonst wollen wir, wenn Krieg seyn wird, nicht mehr zu Felde gehen. „

J. d. W. 3496. bis 3535. v. C. G. 388. bis 349.

Dies,

J.d.W. 3496. bis 3535. v.C.G. 388. bis 349.

Dies, Kinder, dies sagen hier die Armen, und dies war nun freylich auch so unrecht eben nicht; aber dies war doch den vornehmen reichen Leuten sehr zuwider, und schlechterdings wollten sie die Länder nicht theilen. Sie wollten alleine alles haben, und alles behalten, was sie einmal hatten. Es gab also viel Zank und Streit in Rom zwischen den ärmern und reichern Leuten. Dieser Streit und Zank daurete auch sehr viel Jahre lang, und eh man sichs versahe kam noch ein neuer Streit darzu.

Denn nur die reichen vornehmen Leute wurden Bürgermeisters, Richter und Rathsherren in Rom, und die thaten den Armen oftmals unrecht, wenn die Armen Streitigkeiten und Processe hatten. Was nemlich diesen Herren gefiel, das sagten sie das wäre recht; und wenn die Armen klagten, so sagten sie: „du hast unrecht, du mußt so und so gestrafet werden.„ Fragten die Armen aber: „warum denn? warum ist denn das unrecht was ich thue und was ich fordere?„ so wußten die Herren oftmals weiter nichts zu sagen, als: „das dünkt uns so; das glauben und das wollen wir.„ Die armen Leute sagten derowegen: „Wir können auch das nicht mehr leiden, daß das ferner so hier gehe. Wir wollen ein- für allemal es wissen, was recht und was unrecht ist, damit wir uns darnach richten können. Wir wollen also

Ge-

Gesetze, nach welchen wir hier leben, und nach welchen unsre Obrigkeit und unsre Richter sprechen sollen.„ J.d.W. 3496. bis 3535. v.C.G. 388. bis 349.

„Denn wenn z. E. einer von uns von den reichen Herren Arbeitslohn zu fordern hat, und ders nicht gleich ausgeben will, so wollen wir ein: für allemal es wissen, ob wir einen Tag, oder ob wir zehen Tage warten sollen. Wenn wir einem reichen Manne schuldig sind, und deshalb im Gefängnisse sitzen, so soll es nicht auf ihn ankommen, wie vieles Brodt er uns dann geben will, sondern ein: für allemal soll es ausgemachet seyn, ob er ein halbes oder ob er ein ganzes Pfund Brodt des Tages geben soll. Wenn jemand sich übereilt, und den Consuln böse Worte giebt, so soll es dem Consul nicht erlaubet seyn, hundert und wohl zweyhundert Schläge dem zu geben, der sich übereilet hat, sondern es soll ein: für allemal hier ausgemachet und niedergeschrieben werden, wie viele Schläge solcher Mensch denn haben soll, u. s. w. Das ists, das wollen wir, das soll festgesetzet werden. Wir wollen also Gesetze über das, was wir und was die Obrigkeit hieselbsten thun und nicht thun sollen.„ — Und, Kinder, das war gewiß nichts unrechtes, daß die Leute dieses wollten; das war offenbar so billig, als immer etwas billig ist. Dem ohnerachtet aber waren die Vornehmern in Rom auch hiermit nicht zufrieden. Sie wollten durchaus solche Gesetze nicht ha:

J.d.W. 3496. bis 3535. v.C.G. 388. bis 349. haben, und zankten und stritten sich also, nicht nur der Länder, sondern auch der Gesetze wegen, viele Jahre lang. Dabey gabs denn aber manche listige auch erschreckliche Händel, und die will ich euch erzählen.

Weil nemlich das arme Volk mit aller Gewalt darauf bestehet, daß die Ländereyen vertheilet werden sollen, und die vornehmen Herren in Rom dies schlechterdings nicht wollen; so viel arme Menschen aber nicht gut zwingen können, so lassen sie einen Tribunen, und gerade den, der vor allen andern auf die Vertheilung der Länder bestehet, gar heimlich mit Gift vergeben, und das gerade auch zu der Zeit, und so künstlich, daß alles arme Volk in Schreck und Entsetzen geräth, daß es sehr gern auch stille schweigt, und eine Zeit hindurch nicht mehr drauf dringet, daß die Aecker vertheilet werden sollen.

Denn alles ist schon abgeredet, und als morgen am Tage sollen alle Leute in Rom zusammenkommen, und da will der Tribun Mann vor Mann befragen: „ob nicht die Länder vertheilet werden sollen?„ und wenns denn die mehrsten wollen, so solls geschehen. Die mehresten in Rom sind aber arme Leute, und wollen sagen: ja, es solle geschehen; und das wissen die Vornehmern in Rom. Sie sehen, wo das so bleibt, und wo das morgen geschiehet, so werden die Ländereyen vertheilet werden.

den. Sie eilen also, um das zu hindern, und ver- J.d.W.
giften dem Tribunen den Abend vorher seine Spei- 3496.
se, machens also, daß, da der Morgen kommt, der 3535.
gute Tribun in seinem Bette liegt, todt und so v. C.G.
kalt wie ein Eis schon ist. Das Volk erschrickt de- 388.
rowegen heftiglich, nimmt gleich den todten Tribu- bis
nen aus dem Bette heraus, legt ihn auf öffentli- 349.
chem Markte hin, und besiehet ihn genau, um
zu sehen, ob man demselben Gewalt gethan, und
ihn ermordet habe. Das arme Volk sieht aber,
er ist nirgendswo geschwollen, nirgendswo gelb,
braun oder blau, auch nirgends verwundet. Es
urtheilt also, er habe keinen Gift bekommen: denn
der Gift macht mehrentheils Geschwulst, färbt
auch den Leib, und das findet sich hier nicht. Es
urtheilt auch, er sey nicht erstochen, nicht erwür-
get worden: denn auch das pflegt man am Leibe
sehn zu können. Das Volk denkt derowegen, er
sey auf andre Art so plötzlich gestorben; und sogleich
sind nun auch die Vornehmern mitten unter diesem
Volke, predigen und sagen: — „Da seht ihrs,
da seht ihrs offenbar, dem Tribunen dem hat kein
Mensch etwas gethan; aber die Götter, die Götter
haben diesen bösen Menschen, der uns unsre Fel-
der, die wir so lange schon gehabt, wegnehmen
wollte, so plötzlich getödtet, damit er dies nicht
könnte. Da seht ihrs also, wie wenig die Götter
dieses haben wollen. Da seht ihrs, wie es euch

J.d.W. 3496. bis 3535. v. C.G. 388. bis 349. ergehen wird, wo ihr nicht ruhig seyd, und wo ihr unsre Länder uns noch nehmen werdet. Seyd derowegen verständig, ihr Leute, und laßt euch warnen, sonst machens die Götter mit euch eben so, wie mit ihm, dem Tribunen.„ — So sprechen hier die Vornehmen, und so sprechen auch die Priester, die zur damaligen Zeit nur vornehme Leute waren. Es glaubt also das einfältige Volk den bösen lügenhaften Leuten, und geht ganz geruhig nach Hause, weil es nicht anders denkt, als die Götter wolltens nicht, daß den reichen Leuten die Länder abgenommen würden.

In der Folge tritt indessen ein Mann unter diesen armen Leuten auf, sagt: — „das arme Volk wäre nicht klug, daß es so etwas glaubte. Die Götter hätten den Tribunen gewiß wohl nicht getödtet; aber die vornehmen Herren hätten es gethan. Sie hätten ein Gift ihm beygebracht, das nicht wie andere Gifte wäre, das keine Geschwulst im Leibe machte, das man also dem Todten auch nicht ansehn könnte, u. s. w.„ Und weil dieser Mann hier dies nun sagt, so besinnen sich die Leute. Sie sehen, daß dies genug wohl wahr seyn wird, und fordern nun wieder, daß die Länder sollen vertheilet werden. Besonders aber treibt ein Mann die Leute hierzu an, der gewiß ein ganzer Mann seyn mußte, und der auch euch gefallen wird.

Der Mann hieß Siccius Dentatus, und der tritt nun hier auf, und sagt: — „Seht, ihr Leute, ich bin ein Mann, der 120mal in grosen Schlachten und in kleinen Gefechten gewesen, und der sein Leben darin gewaget hat. Seht, ich habe gefochten, wie ein braver Kerl fechten muß: denn hier, ich will mich auskleiden, hier hab ich, nicht im Rücken, sondern vorn im Vorderleibe, 45 Wunden. Zählt sie nur, so werdet ihrs sehen, und ich hab also gewißlich wohl gestanden, und bin vor dem Feinde gewiß wohl nicht gelaufen. Seht auch, hier sind 25 Cränze, die meine Feldherren mir zur Ehre auf mein Haupt gesetzet haben, weil ich mich verschiedentlich und vor andern tapfer verhalten; bald die Mauren der Feinde zuerst erstiegen, bald aber diesen oder jenen meiner Mitbürger, der schon dem Feinde unterlag, errettet habe. Seht auch, hier sind 25 schöne Pferdegeschirre; hier sind auch 18 schöne Spiesse, 60 goldne Armbänder, und 83 goldne Halsketten: denn so oft hab ich mich mit einzelnen Feinden herumgehauen, und so oft hab ich zu Fuß und zu Pferde sie besieget, daß ich alle diese schöne Pferdegeschirre, alle diese schöne Lanzen, Armbänder und Halsketten ihnen habe nehmen, und für mich erbeuten können. Nicht wahr also, ich bin ein Soldat, wie mans seyn muß; ich habe auch gefochten genug, und also wohl ein Recht an den Ländereyen, die wir den Feinden abgenommen haben?

3496. bis 3535. v. C. G. 488. bis 349. Siccius Dentatus.

J.d.W. 3496. bis 3535. v. C.G. 488. bis 349.

Indessen, ihr Leute, auch nicht einen Fußbreit Landes habe ich erhalten. Die reichen Herren, die fast nicht gefochten haben, die haben alle Ländereyen im Besitz; ich armer Kerl aber, und andere ehrliche Kerls, die so wie ich recht brav gethan, die haben nichts. Ist das nun wohl erlaubt? wollt ihr noch länger dieses leiden?„ — Dies alles redt hier dieser Mann; und, nicht wahr, Kinder, der Mann gefällt euch wohl, und der mußt auch das Volk nun wieder böse machen?

Ihr habt recht, Kinder, das Volk das mußte hier wohl wieder böse werden, und es wurd es auch; aber es half ihm nichts, und es bekam noch immer kein Land. Denn der reichen Leute waren in Rom sehr viele, und wenn die einigen armen Leuten einige gute Worte gaben, auch ihnen etwas schenketen, so schwiegen diese Armen immer stille, und die übrigen Armen, die nun dennoch redeten, und Länder haben wollten, die bekamen sogar einmal Schläge von den reichen Leuten, mußten also nur schweigen, und den Vornehmern ihre Länder lassen. Mit den Ländereyen also bliebs noch immer so, wie es war; mit den Gesetzen aber, die das Volk begehrete, damit ging es besser, doch ebenfalls nach vielem Streite. Denn die Herren Patricier, das sind die Rathsherren in Rom, die stritten lange dagegen, bis ein Unglück kam, welches sie darzu nöthigte, daß sie dem armen Volke die Verfertigung der Gesetze versprechen mußten.

Rom lag nemlich an einem grossen Flusse, der die Tiber hieß, und da wagts einmal ein erstaunend dreister Mensch aus dem Lande der Sabiner, sich mit 4000 Soldaten auf Kähnen zu setzen, die Nacht hindurch auf der Tiber bis nach Rom zu fahren, um daselbst auch ein festes Schloß einzunehmen, welches das Capitolium hieß, und so hoch auf einem Berge lag, daß wenn die Leute drauf waren, die acht gaben und sich wehreten, kein Mensch dasselbige leicht erobern konnte. Die Römer hatten indessen an nichts weniger gedacht, als daß ein Mensch so dreiste seyn, und so in der Nacht nach Rom hinsegeln würde. Sie hatten derowegen den Berg und das Schloß darauf fast gar nicht bewachet, und waren nun also in grossen Nöthen. Denn von dem Berge konnten die Sabiner, besonders in der Nacht, herabgehen, bald hier bald dort in Rom die Häuser erbrechen, sie ausplündern, auch anstecken und verbrennen. Die Römer mußten also die Sabiner von dort vertreiben, oder sie waren ihres Lebens nicht sicher; mußten auch Tag und Nacht um den Berg herum liegen, und ihn bewachen, damit die Sabiner nicht herunter kämen. Da wollte nun aber das arme Volk den Vornehmern in Rom jetzt gar nicht helfen, und die Sabiner baten die Armen, daß sie zu ihnen kommen, und ihnen helfen mögten.

J.d.W. 3496. bis 3535. v.C.G. 388. bis 349.

Tiber. Sabiner. Capitolium.

J.d.W. 3496. bis 3535. v.C.G. 388. bis 349.

Natürlich wurd also den Vornehmern in Rom jetzt bange. Sie gaben den Armen nun recht gute Worte, versprachen nun Gesetze zu machen, griffen hierauf mit den Armen die Sabiner an, hieben sie bald nieder, und machten endlich Gesetze, mit denen das Volk zufrieden war. Da gings denn aber immer bald gegen dieses bald gegen jenes Volk ins Feld, und da schlug sich also Rom rechtschaffen wieder herum, und eroberte immer mehr und mehr Länder und Städte. Besonders aber eroberte es nunmehr eine Stadt, die Falerii hieß, und das ist sonderbar genug, wie diese Stadt erobert wurde.

Falerii.

J.d.W. 3591. v.C.G. 393.

Falerii war nemlich eine sehr feste Stadt, und die Leute in der Stadt hatten es geschworen, sie wollten lieber sterben, als sich den Römern ergeben. Sie wehrten sich also auf das verzweifelteste, und da mußten die Römer lange Zeit vor ihr stehen, und konntens nicht absehen, wie sie es machen sollten, um in die Stadt zu kommen. In der Stadt lebt indessen ein Mensch, der viel vornehmer Leute Kinder unterrichtete, und dieser Mensch, dem alle Leute recht sehr viel Guts zutrauen, nimmt sichs vor, die Stadt den Römern in die Hände zu bringen. Er kommt also her, und geht alle Tage mit seinen vornehmen Schülern vor das Thor der Stadt, als wollte er die Kinder nur spatzieren führen. Er gehet aber von Tage zu Tage weiter vor

dem

dem Thore in das Feld hinaus, so daß die Leute in J.d.W. 3591.
der Stadt und auch die vornehmen Kinder an solch v. C.G. 393.
ein Gehen schon gewöhnet werden. Endlich aber
geht er bis zu den Schildwachen der Römer hin,
und fordert, daß dieselben ihn und alle vornehme
Kinder zum obersten römischen General hinführen.

Die Schildwachen führen also ihn selbst und auch die Kinder zu ihrem obersten General, der dazumal Camillus hieß; und da der abscheuliche Mensch vor diesem General nun kommt, so sagt er: „Siehe, Herr, diese Kinder bring ich dir. Sie sind die vornehmsten Kinder aus der Stadt. Was immer auch ihre Väter in der Stadt nur wollen, das geschiehet sogleich in ihr. Behalt also diese Kinder, und bald werden ihre Eltern sie wieder bey sich haben wollen; bald werden sie die Stadt dir übergeben, wenn du nur diese Kinder ihnen geben wirst. Sieh also, wie gut ich es mit dir und mit den Römern meine. Ich mach es jetzt, daß du die Stadt bekommen kannst, ohn ferner einen Mann davor zu verlieren. Ich hoffe derowegen, du selbst und auch die Römer ihr werdet mich recht gut belohnen.„ — Dies thut, dies denkt und spricht nun der Verräther. Er denkt, wie sehr der Römer General ihn nunmehr loben und beschenken werde; aber, Kinder, dieser Römer (er ist es immer werth, daß ihr seinen Namen Camillus nicht vergesset,) der han- Camil-
delt hier als ein recht edler und ganz vortreflicher lus.
Mann.

Er

J.d.W. 3591. v. C.G. 393.

Er sieht nemlich den verrätherischen Lehrmeister mit Verachtung und im Zorne an. „Meinst du, sagt er, daß ich und daß auch Rom solch einen schändlichen Kerl, wie du, belohnen, und in Ehren halten werden? Du bist wahrhaftig nicht werth, daß du noch lebest. Du bist ein Bösewicht, da du den Leuten untreu bist, die dir viel Guts, ja ihre Kinder selbst vertrauet haben.„ Und indem ruft er die Profosse; (die man damals Liktoren nannte,) und da sie kommen, so sagt er: — „Zieht mir den Kerl nacket aus, bindet ihm die Hände auf den Rücken, und gebt allen diesen Kindern recht lange schlanke Ruthen, daß sie den Bösewicht vor sich her in ihre Stadt Falerii herein peitschen. Und ihr, Kinder, hauet den abscheulichen Menschen rechtschaffen: denn solcher Verräther, der euch auch ein so böses Beyspiel giebt, der verdients, gepeitscht zu werden.„ Der Herr Lehrmeister wird hier also ausgezogen, gebunden, und von seinen Schülern nach Falerii herein gepeitschet. Die Falerier aber erstaunen, da sie die Kinder und deren Lehrmeister in solchem Aufzuge sehn. Sie hören indessen bald, wie diese ganze Sache ist. Sie können sich also über den guten ehrlichen Camillus nicht genugsam verwundern. Sie denken nun, alle Römer sind eben so gut, und eben so redlich, als dieser ist. Sie werden derowegen schlüßig, sich mit Rom zu vertragen; und sie unterwerfen sich nun von freyem Stücken diesem

Rom.

Rom. Denn sie glauben, solchen guten ehrlichen Leuten könne man ohne Schaden immer unterworfen und gehorsam seyn. — Was also die Gewalt vor Falerii nicht ausrichten konnte, das richtete hier die Gutherzigkeit des Camillus aus; und von diesem Manne werd ich euch sogleich noch mehreres sagen. J.d.W. 3591. v. C.G. 393.

Camillus war nemlich nicht nur ein gutherziger, sondern auch ein kluger und ein tapferer Mann; aber Kinder, eben deswegen wurden sehr viel vornehme Leute ziemlich böse auf ihn. Es verdroß nemlich diesen Leuten, daß fast jedermann den Camillus rühmete, ihn für besser hielt, als andre Männer, und daß er denn seine Sachen allemal auch besser machte, als andere. Camillus bekam also hierdurch schon einige Leute zu seinen Feinden. Wenn er denn aber eine Stadt eroberte, so ließ er seine römische Soldaten nicht immer so plündern, als sie wohl wollten, und darum machte er sich auch die Soldaten nun zu Feinden. Kurz, Kinder, es kam nun so weit mit diesem guten ehrlichen Manne, daß man ihn als einen bösen Menschen verschrie, daß die Leute dies von ihm auch glaubten, und daß er endlich aus Rom fortgehen mußte, so wie ehedem Marcius Coriolanus dieses mußte. Er machte indessen seine Sache hier ganz anders, und wenn ich euch alles werde erzählet haben, denn sollt ihr das einmal sagen, welcher Mann von beyden euch am besten gefällt,

fällt, und welcher wohl der beste unter ihnen gewesen ist. Hört also genau hier zu, damit ihrs sagen könnet.

J.d.W. 3591. v.C.G. 391. Schon da, da Camillus aus Rom fortging, schon da wünschte er nicht Rache gegen Rom, sondern Gelegenheit, den Römern Guts zu thun. — „O ihr Götter, sprach er dazumal, habt ihr mich lieb, o so gebt mir doch Gelegenheit, daß ich den Römern Guts thun kann!„ Und schon dies, Kinder, schon dies war schön von ihm. Hört indessen noch mehr schönes von dem Manne.

Etrurien. Er war kaum aus Rom gegangen, so kamen auch Leute aus einem Lande in Italien, das Etrurien heisset, nach Rom, und sagten, — sehr viel tausend Gallier (das sind Leute aus Frankreich,) wären in Etrurien angekommen. Sie eroberten und plünderten daselbst alle Städte. Sie hieben alle Männer darinnen nieder, und sie wollten Städte, Dörfer und Felder für sich nun nehmen, sie bewohnen und bebauen, da doch diese Städte, Dörfer und Länder den Galliern nicht zugehöreten. — Sie bitten anbey die Römer, die mögten doch so gut seyn, und ihnen gegen die Gallier helfen; und sie sagen: „die Gallier würden gewiß fortgehen, wenn nur die Römer sie bedroheten. Denn vor den Römern, die so tapfere Soldaten wären, würden die Gallier sich genugsam fürchten, u. s. w.„

Dies

Dies alles sagen hier die Leute aus Etrurien den Römern, und die Römer nehmen also drey vornehme Männer aus Rom, schicken sie sogleich nach Etrurien hin, und befehlen ihnen, den König der Gallier zu fragen, — „warum er nicht in seinem Lande bliebe? und warum er ein fremdes Land so verwüsten, auch erobern wollte?„ — Die drey Männer aus Rom gehen also nach Etrurien, treffen da die Gallier, und fragen den König dieser Leute (der damals Brennus hieß,) das, was sie ihn fragen sollen. Das nimmt ihnen aber der König der Gallier sehr übel, und giebt zur Antwort: — „Rom hat um uns sich gar nicht zu bekümmern, und wir habens auch nicht nöthig, den Römern Red und Antwort über das zu geben, was wir thun oder nicht thun wollen. Alle Städte und alle Lande gehören dem Volke, das das stärkeste ist; und können wir die Etrurier bezwingen, so ist Etrurien das Unsrige.„ J. d. W. 3593. v. C. G. 391. Brennus.

Das war nun freylich ein dummes und abscheuliches Gerede. Denn auf diese Art, Kinder, auf diese Art gehörte auch den Spitzbuben und den Strassenräubern, wenn sie stärker als eure Väter sind, Haus und Hof und Geld und Gut eurer Väter zu. — Die Gallier waren indessen nun schon so, daß sie so albern und so ungerecht gedenken und auch reden konnten. Die drey Männer hätten also nach Rom hingehen, und das wiedersagen sollen; aber nein, sie werden, da sie dies hören, bitter und

böse

J.d.W. böse auf die Gallier; gehn gleich zu einigen Etrus-
3593. riern, und fallen nun mit denselben über einige Gal-
v.C.G. lier her, und schlagen sie größtentheils auch todt.
391. Sie denken nemlich, sie wollens doch sehen, ob die Gallier, oder ob die Römer und Etrurier stärker sind. Sie denken nun auch, die Römer und Etrurier seyn stärker, und gehn, als hätten sie etwas recht grosses nun gethan, nach Rom.

Der König der Gallier erfährt das aber, daß die drey Männer, die Abgesandten Roms, gegen einige von seinen Galliern gefochten haben. Er hat bishero aber den Römern nie etwas zu leide gethan, und diese drey Römer haben sichs nun unterstanden, gegen seine Leute zu fechten. Er wird also recht sehr über diese Leute erboset, schickt gleich nach Rom, und läßt daselbst nun sagen: — „Die Abgesandten Roms hätten dieses Unrecht ihm und seinen Leuten angethan. Er frage an, ob die Römer dies befohlen hätten oder nicht? Hätten sie es nicht befohlen, so sollten sie diese drey Männer bestrafen, oder vielmehr zu ihm hinsenden, damit er selbsten sie bestrafen könnte. Thäten sie dieses aber nicht, und hätten sie den Abgesandten solch Betragen anbefohlen, oder billigten sie jetzt dasselbe, so erklär er ihnen den Krieg, und würde den Augenblick auf Rom marschieren.„

Dies war nun würklich nichts unbilliges vom Brennus, dem Könige der Gallier. Denn, Kin-

der,

der, das ist schon unter allen Völkern ausgemacht, J.d.W. 3593. v.C.G. 391.
daß die Boten und Abgesandten eines Volks und ei-
nes Königes an den andern König nichts feindseliges
thun dürfen, und daß ihnen auch kein Mensch etwas
zu nah thun darf. Und da verdienten also die Abge-
sandten Roms allerdings wohl Strafe. Die Römer
aber kehrten sich diesesmal hieran nun nicht. Ihnen
gefäll es, daß ihre drey Männer so dreist gewesen
sind, und sie denken auch, wie sie mit so vielen schon
im Kriege fertig geworden wären, so würden sie mit
den Galliern auch wohl fertig werden. Sie bestrafen
also die strafwürdigen Abgesandten nicht, und lassen
dem Könige Brennus sagen: — „Es wäre freylich
nicht recht, was diese Männer gethan hätten; es
wären junge feurige Männer, die diese Sache vor-
her nicht recht bedacht. Er mögt also ihrer Jugend
dies zu gute halten.„

Der König Brennus hört dies aber, was die J.d.W. 3594. v.C.G. 390.
Römer jetzt zu dieser Sache sagen. Er wird also der-
massen ergrimmt über sie, daß er sogleich Etrurien
verläßt, und auf Rom loszieht. Rom hört dies
aber, daß er kommt; es lacht nun ordentlich darü-
ber, daß dieser König Rom besiegen will; nimmt
gleich seine Soldaten, und gehet ihm so recht getrost
entgegen. Eben die leichtsinnigen Männer aber, die
vorher als Abgesandten Roms die Gallier beleidiget
hatten, eben die werden hier die obersten Anführer
der römischen Soldaten, und denken, mit den

Gal-

J.d.W. 3594. v. C.G. 390. Galliern wollen sie bald fertig werden. Kaum sind sie aber im Angesichte derselben, so stürzen sich auch diese Gallier über sie, hauen sie größtentheils nieder, jagen ihrer viele in einen Fluß, nehmen auch ihrer sehr viele gefangen, zerstreuen aber die übrigen auf der Flucht. Und da, Kinder, da siehts recht jämmerlich in Rom nun aus, da diese Nachricht dahin gelanget.

Denn in Rom sind nun keine Soldaten. Auserhalb Rom, in den Landen, die zu Rom gehören, sind hin und her noch wohl Soldaten; aber die Gallier sind schon nahe bey Rom, und wer will die so zerstreueten Soldaten nun gleich zusammenbringen? Rom weiß sich also nicht anders zu rathen, als daß es, um auf lange Zeit zu essen und zu trinken zu haben, die alten Männer, die Weiber und die Kinder aus Rom nach andern Städten laufen, oder, wenn sie können, fahren läßt; daß es alle junge Männer, die sich noch wehren können, auf das feste Schloß, das Capitolium nemlich, heraufgehen lässet; daß es allen Vorrath vom Brodt, vom Korn, vom Mehl, vom Fleisch, vom Biere und vom Weine eiligst auf dies feste Schloß herauf schleppt, und nun sich vornimmt, auf demselben, da Essen und Trinken nun dort ist, sich so lange, als es möglich sey, zu wehren.

Merkts euch indessen, Kinder, nicht alle alte Männer gingen hier aus Rom, sondern etwan 80 vor-

vornehme alte Herren blieben hier zurück; und hört einmal, warum sie dieses thaten, und was sie in Rom nun machten. Gewiß, ihr werdet erstaunen, wenn ihrs höret, daß die Menschen so gut und auch so dumm seyn können. J. d. W. 3394. v. C. G. 390.

Die achtzig alte vornehme Herren sagten nemlich: wir wollen nicht aus Rom; wir haben hier gelebt, wir wollen hier auch sterben. Sie sagten ferner: die Götter die sind böse auf uns und auf unsre Stadt. Werden wir uns aber freywillig hier todtschlagen lassen, so werden sie besänftiget, und wieder gut gegen Rom gesonnen werden; wir wollen uns also hier in der Stadt todtschlagen lassen! Die dummen Priester, die damals waren, sagten auch, das wäre wahr. Sie bestärkten also die einfältigen alten Männer in ihrer Meinung, und thaten, als hätten sie mit den Göttern gesprochen, und als hätten diese ihnen gesagt: die alten Männer sollten das nur thun, und sie, die Priester, sollten sie darzu ermuntern.

Die alten Männer zogen sich also ihre besten Kleider an, nahmen jeder einen Stuhl, setzten den vor ihrer Hausthüre sich hin, sich selbsten aber, jeder mit einem Stocke in der Hand, auf diesen Stuhl, und rückten und rührten sich nicht von demselben, sondern saßen wie ein Klotz so stille, und warteten, daß der König Brennus und seine Gallier kämen.

Die:

J.d.W. 3594. v.C.G. 390. Dieselben kamen nun auch vor Rom, sahens, daß kein Mensch auf den breiten Mauren; gingen an die Thore heran, fanden auch da keinen Menschen; rückten also in Rom herein, und wunderten sich, da sie alle Häuser leer von Menschen fanden; erstaunten aber, da sie hin und wieder die alten Männer sahen, die so geputzet waren, und die wie Klötzer vor ihren Hausthüren auf den Stühlen sassen.

Um des Himmels willen, dachten sie, was soll denn das bedeuten? Die alten Kerls die sind so stille; sie haben keine Degen, keine Spiesse, keine Pfeile bey sich. Sie laufen nicht; sie bitten nicht um ihr Leben; was muß das wohl seyn? Sie gehen also an diese alte Männer heran. Sie fragen sie dies, sie fragen sie jenes; aber sie mögen fragen was sie wollen, die alten Knaben sind wie stumm, und bleiben auch stumm. Es faßt endlich also ein Gallier den einen dieser alten Herren bey seinem Barte, zupft ihn daran, und sagt: „so rede doch, du alter Narr; was sitzst du hier?„ und da, Kinder, da wird das Spiel sogleich auch ernstlicher. Denn in dem Augenblicke nimmt der alte Römer seinen Stock, und hauet damit den Gallier, der ihm am Barte zupft, so derbe ins Gesicht, daß ihm das Hören und das Sehn vergeht. Da werden aber die Gallier, die dieses sehen, böse, ziehen ihre Schwerdter aus, und hauen alle diese alte Männer nun in tausend Stücken. Gewiß also, die alten Männer

ner hier die waren gewißlich wohl recht gute Leute, aber auch recht grosse Narren, daß sie nicht fortgegangen waren, und sich ohn Ursach hier zerhauen liessen. Denn, Kinder, um ihres Todes willen gings mit Rom nun gar nicht besser, es ging vielmehr viel schlimmer noch damit. J.d.W. 3594. v. C.G. 390.

Denn die Gallier brachen nun alle Häuser auf, plünderten sie insgesammt ganz reine aus, und schickten auch ihre Trompeter auf die Festung, auf welcher die jungen Leute waren, und liessen sagen: — sie sollten sich ergeben, oder sie würden sogleich die ganze Stadt Rom anstecken, und hernach auch die Festung, das Capitol, belagern.„ Die jungen Leute liessen indessen wieder sagen: „Sie würden sich nicht ergeben, sondern sie würden sich wehren, wenn die Gallier sie belagern würden.„ Und da, Kinder, da nahmen die Gallier viel tausend Feuerbrände in die Hand, und steckten alle Häuser damit an, so daß Rom, welches jetzt erstaunend groß schon war, an allen Ecken und Enden brannte, und die Gallier hörten auch mit ihrem Sengen und Brennen hier nicht ehe auf, ehe nicht Häuser und Tempel in Rom, bis auf die einzige Festung, das Capitol, von dem Feuer ganz und gar verzehret waren. Und nun umzingelten sie den hohen Berg, auf welchen das Capitol erbauet stand, so daß kein Römer herauskommen konnte, und daß es schien, als wären alle Römer nun verloren. Doch, Kinder, nun kommts, nun wer:

J.d.W. 3594. v.C.G. 390. werdet ihr den guten ehrlichen Mann, den Camillus, wieder sehen.

Dann Camillus war, wie ihr schon wißt, vorher bereits aus Rom vertrieben, und da hört er nun das grosse Unglück, das seine Vaterstadt betroffen hat. Er wird also recht sehr dadurch gerührt; ermuntert die Leute der fremden Stadt, in der er jetzt ist, daß sie mit ihm gehen sollen; und geht mit ihnen, überfällt und schlägt einige tausend Gallier todt, die im Lande umherziehen, und aller Orten für ihren König rauben und plündern wollen. Er macht also, daß die römischen Soldaten, die nach der Schlacht mit den Galliern sich zerstreuet hatten, da sie von ihm nun wieder hören, recht gerne zu ihm laufen, daß endlich auch viel andere Soldaten, aus noch andern Städten, zu ihm kommen, und daß er also viel tausend Soldaten zusammenbringet, mit denen er endlich gerad auf Rom losgehet.

In Rom ängstiget während dessen aber der König Brennus die jungen Leute auf dem Berge in einem fort; und da sie endlich alles aufgegessen haben, so legen sie sich aufs Bitten; bringen tausend Pfund Gold zusammen, und schicken dieses Gold dem Könige Brennus, damit er fortziehen, und sie herunterlassen möge. Der König will dies auch; eben aber, als die jungen Leute das Gold ihm bringen, eben da kommt Camillus an. Es wird also ein erstaunend Lärmen in Rom. Camillus kommt bald

mit

mit den Leuten, die das Gold tragen, und mit dem J.d.W.
Könige Brennus zusammen; sagt zu den Leuten: — 3594.
„tragt das Gold wieder auf das Capitol; „ zu dem v. C.G.
Brennus aber: — „mache dich fertig zur Schlacht.„ 490.
Und da gehts denn in Rom ans Hauen und ans Stechen. Die Gallier aber werden geschlagen; müssen aus Rom heraus; werden noch weit verfolget, auch alle niedergehauen, und das Capitol nebst den Leuten, die darinnen sind, das wird alles durch den Camillus errettet.

Das kann nun wohl seyn, Kinder, daß dies so recht wohl nicht die Wahrheit ist, und daß etwan die Gallier von selbst hier weggegangen sind. Aber, Kinder, wenns nun Wahrheit wäre, so sagt einmal, wie gefällt euch denn der Camillus? War der Mann nicht gutherziger als Marcius, und fühlt ihrs nicht; ists einem Menschen nicht eine Ehre, wenn er so gutherzig ist, und denen gerne Gutes thut, die ihm was Böses thaten? — Machts doch derowegen auch also! — Habt nie einen Haß gegen Menschen, die euch Uebels thun; sondern helfet ihnen gerne, so sehr ihr könnet, und wie ihrs hier an den Camillus gesehen habet, und gleich noch sehen werdet.

Denn Rom war nun abgebrannt; die alten J.d.W.
Männer, die Weiber und die Kinder waren aus 3596.
Rom geflohen. Ihr könnt also wohl denken, das v. C.G.
erste, was nun in Rom geschahe, war freylich wohl 388.

J.d.W. 3596. d. C.G. 388. das, daß alle, die daraus entflohen waren, wieder hereingerufen, und daß Rom nun auch von neuem erbauet wurde. Rom hatte vorher aber so viele Völker besieget, und war jetzt, wie ihr wohl denken könnet, ziemlich schwach, auch mit dem Bauen sehr beschäftiget. Sehr viele Völker dachten derowegen: — „jetzt ist es die beste Zeit; jetzt müssen wir den Römern ungehorsam werden; jetzt müssen wir sie bekriegen, und sie von der Erden vertilgen, ehe sie noch sich erholen, und wieder mächtig werden.„

Bald kamen also verschiedene Völker auf die armen Römer los, und da wären sicherlich die Römer ganz vertilget worden, wenn nicht Camillus sie beschützet hätte. Camillus war nemlich der klügste Mann, der damals war; er ging auch unaufhörlich und sehr getrost gegen alle Feinde Roms zu Felde; und wenn diese glaubten, daß sie recht sicher wären, und nichts befürchten dürften, so war er, ehe sie es sich versahen, vor ihrem Lager, und schlug sie immer einmal über das andere, so daß sie den Römern nichts anhaben konnten, und daß die Römer vornemlich diesem Manne ihr Leben und ihr Glück zu danken hatten. Das werdet ihr nun freylich nicht wissen, wie denn auf einen einzigen Mann so viel ankommt, und wie denn ein einziger Mann im Kriege so gar viel thun kann. Aber, so ihr gröser werdet, so werdet ihrs genug begreifen, und genug auch sehen, daß im Kriege fast alles darauf

ankommt, daß der General Verstand besitzet. Hier will ich indessen wenigstens ein Beyspiel von der Sache euch geben, damit ihr doch einigermassen sehet, wie das möglich ist. J.d.W. 3596. v. C.G. 388.

Camillus hatte einmal in diesen Kriegen sehr viele Feinde vor sich stehen, und lange so viele Soldaten nicht, als die Feinde hatten. Er wollte aber diese Feinde nun doch schlagen. Er wartete also, bis ein Wind entstunde, der nach die Feinde hin wehete; und so bald dieser Wind nun war, so ließ er seine Soldaten grosse Feuerbrände nehmen, und ging so mit denselben auf die Feinde. Der Wind wehete nunmehr aber den Rauch und die Flammen den Feinden ins Gesicht; und was sollten die nun thun? Sie liefen nun gerne weg, da sie vor dem Rauche nicht sehen, und vor den Flammen auch nicht fechten konnten, dachten auch, auf ihrer Flucht da würden sie gar nichts zu fürchten haben. Camillus hatte indessen auch hinter den Feinden einige von seinen Soldaten gar heimlich hingehen lassen; und da nun die Flüchtlinge kamen, und nur ans Laufen, nicht ans Fechten gedachten, ja, so hieben die Römer sie gar leichtlich nieder. Ihr seht also aus diesem einem schon, was ein kluger General und Befehlshaber zu thun im Stande ist. Denn was halfs hier den Feinden Roms, daß sie so sehr viel tausend Soldaten hatten? Rom hatte den guten und klugen Camillus, und der schlug durch seine Klugheit viel

J.d.W. 3614. v.C.G. 370. Tausende zu Boden. — Und dies sey genug von dem grossen Manne, dem Camillus. Denn nun will ich euch etwas von einem Knaben erzählen, und der Knabe, denke ich, soll euch ebenfalls gefallen.

Lucius Manlius.

Lucius Manlius, ein reicher Mann in Rom, hat nemlich einen Sohn, und der kann nicht gut reden, sondern stammelt, wenn er reden soll. Das ist nun freylich des armen Jungen seine Schuld wohl nicht, und ein vernünftiger Vater würde ihn deshalb bedauret haben; er, dieser Vater aber, ist so rasend, und hasset dieserhalb den armen Schelm so sehr, daß er ihn auch nicht vor Augen sehen mag. Er nimmt ihn also, schickt ihn auf das Land, läßt ihn da arbeiten, wie das gemeinste Baurenkind, hält ihn sonsten auch sehr strenge, und lässet ihn nichts lernen, da er doch recht gut dies könnte.

Eben dieser Vater ist aber auch sonsten noch ein harter und ein sehr böser Mann. Er bringts also dahin, daß ein Tribun in Rom ihn öffentlich vor allem Volk anklagen, und ihn aus Rom vertreiben will. Das sieht denn auch der Tribune hier genug, daß dies ihm leicht seyn werde: denn alles Volk haßt diesen Mann; und da ists denn so gut, als wär er schon aus Rom vertrieben.

Der Sohn des Manlius der hörts indessen, daß ein Tribun in Rom, so seinen Vater plagen und vertreiben will. Stillschweigend geht er also

von

von seinem Dorfe weg, die ganze Nacht durch, und kommt des Morgens früh in Rom, frägt da, wo der Tribune wohnt? geht zu desselben Hause hin, klopft dort an des Tribunen Thüre, und frägt den Bedienten, der ihm die Hausthür öffnet: — „Wo ist der Herr, der Tribun? ich hab was nöthiges mit ihm zu sprechen.„ J.d.W. 3614. v. C.G. 370.

Weil es indessen noch am frühen Morgen ist, liegt der Tribun auch noch im Bette; und da sagt der Bediente: „Mein Herr der schläft annoch.„ Eben der Bediente frägt indessen: — „Wer er denn sey? auch, ob er nicht noch warten könne?„ und da sagt ihm der junge Mensch: — „warten könne er nicht. Er sey der Sohn des Lucius Manlius; er mögte nur sogleich ihn melden: denn sehr nothwendig wärs, was er dem Herrn zu sagen hätte.„ — Der Bediente glaubt nun dies; geht also, weckt seinen Herrn, und sagt es ihm, daß dieses Mannes Sohn im Hause wäre, und gern sogleich ihn sprechen wollte.

Der Tribun denkt aber: — „der Sohn des bösen Mannes der ist da, der will mich sprechen; was wird der hier wollen? Was anders, als noch neue Klagen über seinen Vater führen, und meine Anklage dadurch noch stärker machen.„ Er sagt also dem Bedienten, — „er solle den jungen Menschen nur ins Zimmer vor sein Bette führen;„ und da kommt also der junge Mensch vor das Bette

J.d.W. 3614. v. C.G. 370. te des Tribunen, grüßt ihn aufs höflichste, und sagt: — „er hätte sehr was heimliches mit ihm zu sprechen; er wünschte derowegen mit ihm allein zu seyn.„ Der Bediente muß also sich sogleich entfernen; der junge Manlius aber greift sich unter seinen Rock, zieht von dort einen blossen Dolch hervor, setzt denselben dem Tribunen auf die Brust, und sagt: — „Schwöre mirs den Augenblick, daß du meinen Vater nicht verklagen willst, oder ich durchbohre dir das Herz!„

Der Tribun wird also blaß und starr vor Schreck. Er sieht den blitzenden Dolch. Er sieht, der junge Bursche ist voll Feuer und voll Wuth, und sticht gewiß auch zu, wo er nicht gleich dies schwöret. Er schwört also, daß er den alten Manlius niemals verklagen will, und dankt dem Himmel, daß er nur mit diesem Schwure noch sein Leben retten kann. Er sagt indessen dies, was ihm mit diesem jungen Menschen hier begegnet ist, bald öffentlich; und da die Leute das nun hören, so bewundern sie die Liebe, die dieser Sohn zu seinem Vater hat, und der Vater schämet sich, daß er solch einen Sohn so hart gehalten, und so wenig geliebet. Der Vater wird dem Sohne nun recht herzlich gut, und der Tribune mag ihn nun nicht verklagen, weil er seinen Schwur nicht brechen will. Nicht wahr also, Kinder, wenn das auch schon nicht recht hier war, daß der Sohn einen Tribu-

nen

nen erstechen wollte, so wars doch immer schön von J.d.W.
ihm, daß er seinen Vater hier nicht wollt verkla- 3614.
gen, und aus Rom verjagen lassen. — Hört indes- v. C.G.
sen noch eine Geschichte von einem andern jungen 370.
Menschen, der auch in Rom jetzt war, und der et-
was that, wobey euch alle Haare zu Berge stehen
werden, weil es gar zu fürchterlich ist.

In Rom reißt sich nemlich mitten auf dem J.d.W.
Markt die Erde von einander; und da wird denn 3624.
in der Erde eine ganz entsetzlich tiefe und weite v. C.G.
Gruft. Die einfältigen Leute in Rom sehen aber 360.
diese grosse Gruft in der Erde, und sind so klug
nicht, daß sie denken sollten, nichts als ein Erdbe-
ben habe diesen Riß in der Erde und diese Gruft
gemacht. Nein, Kinder, sie denken, da in der
Erde da sitze irgend ein Gott oder ein Geist, und
der reisse die Erde von einander, weil er etwas
geschenket haben wolle, und also Platz machen müs-
se, um das Geschenke zu erhalten. Das, sag ich,
das denken die einfältigen Leute in Rom, und ge-
wiß denken zuerst die Priester also. Denn die Prie-
ster sagen: — „Dies grosse Loch in der Erde das
werde nie ehe zugefüllet werden, ehe nicht das
schätzbarste, was Rom nur hätte, da hinein gewor-
fen würde. Die Priester mußtens also wohl glau-
ben, daß da in der Erde solch ein Geist vorhanden
wäre, und daß der von den Römern das begeh-
rete, was ihnen so recht schätzbar wäre. Oder sie

muß-

J.d.W. 3624. v.C.G. 360. mußten auch Lust haben, unter der Erden sich heimliche Gänge zu graben, und denn durch diese Gänge alles kostbare, Gold und Silber, was in dieses Loch geworfen würde, heimlich heraus zu holen, und für sich denn zu behalten. Kurz, sie meinten, das kostbarste, was in Rom nur wäre, das müßte da herein, sonst liesse sich das Loch nicht ausfüllen, und das dumme Volk das glaubte nun auch diesen Priestern. Es stand da nun und wimmerte über das gefährliche Loch. Es wollte dieses Loch gern füllen; es merkte aber, Gold und Silber, das meinten die Priester, das wäre das schätzbarste, was Rom nur hätte, das müßte da hinein, und dies Gold und Silber das wollte doch niemand gern so von sich werfen. Da also, Kinder, da wußte nun kein Mensch in Rom wie das am Ende noch mit diesem ungeheuren Loche werden würde.

Curtius. Da ist denn aber ein junger Mensch, mit Namen Curtius, in Rom, und der denkt: — „Die Priester sagen, das kostbarste, oder das, was Rom am liebsten hat, das müsse hier in dieser Gruft herein. „ Was ist denn also das, was da herein nun muß? Gold und Silber ist in unserm Rom so viel nicht werth als gute beherzte Soldaten, starke und dreiste junge Kerls, so wie ich. Die sinds gewiß, die unser Rom am liebsten hat. Die sinds derowegen, die müssen da hinein. Ich wills also nur thun; ich will in diese abscheulich finstre

Gruft

Gruft mich selbst hereinstürzen, so liegt denn etwas drinnen, was hier in Rom vor allen andern Dingen uns am liebsten ist! J. d. W. 3624. v. C. G. 360.

Eiligst geht er, der junge Curtius, nach Hause; sattelt sich sein Pferd, zieht sich seine besten Kleider an, nimmt auch alle seine Waffen in die Hand, kommt so auf den Markt geritten, und sagt zu den Leuten, die um die abscheuliche Gruft dastehen: „Seht mich an, ihr Leute! haben unsre Römer wohl was liebers, als Jünglinge, so wie ich; Waffen und Pferde, so wie die meinigen? —„ „Das ist wahr, schreyen also die Leute, das ist wahr, Curtius, nichts haben wir hier lieber, als solche Pferde, solche Waffen, auch solche Leute, wenn sie dabey beherzt auch sind.„ Und kaum schreyen dies die Leute, so giebt er seinem Pferde auch die Sporen, und stürzt sich mit dem Pferde in diesen abscheulichen Abgrund herunter. Das hieß also ein tapferer Römer; das war also ein rechter Held. Und da, Kinder, da waren allererst die Römer so klug, daß sie nun mit Fleiß das grosse Loch zuschmissen. Denn nun, dachten sie, nun hätte der Geist, oder der vermeintliche Gott in der Erden, das liebste aus Rom, was er hätt haben wollen. Vorher aber dachten sie das nicht, und drum schmissen sie vorher auch nur wenig Sand und Steine herein, weil die Priester sagten, es könnte das vorher nichts helfen; es müßte erst das schätzbar-

J.d.W. barste aus Rom herin. Kein Wunder also, wenn
3624.
v.C.G. nun das Loch gefüllet wurde, und wenn vorher
360. dies nicht geschehen konnte. Die Priester hatten indessen hier wohl Gold und Silber gemeinet. Sie durftens nun aber nicht recht sagen, daß die Römer Gold und Silber lieber hätten, als tapfere Soldaten. Sie mußten also wohl sagen: „das schätzbarste, was Rom nur hätte, das läge nun in der Gruft.„ Sie konnten derowegen jetzt die Leute nicht mehr abhalten, diese abscheuliche Gruft zu füllen. Der arme Curtius aber der war gewiß hier zu bedauren. Er hatte immer wohl ein gutes Herz, und er wollte die Römer gern aus ihrer Unruh helfen. Im Grunde aber brachen ihm die Lügen der damaligen bösen Priester seinen Hals. Drum, Kinder, drum ists unter den Christen ein sehr grosses Glück, daß sie redliche Priester haben, die ihnen solche dumme Dinge nicht in ihre Köpfe setzen, als wohl die römischen Priester bey den Römern thaten.

J.d.W. Ihr wißt indessen, Kinder, die Römer führ-
3626.
v.C.G. ten beständig Krieg; und da will ich euch nun aus
358. einem Kriege, den sie jetzo führeten, doch etwas noch von dem jungen Menschen, dem Manlius, sagen. Der war nemlich immer mit im Felde; und da er einmal mit den Römern in dem Lager gegen gewisse Gallier stehet, so tritt ein Gallier, ein ganz ungeheurer Kerl, hervor, geht etwas nahe

he an die Römer heran, und sagt: — „Was seyd ihr vor Kerls! Ihr seyd Kinder, und nur Schurken gegen mich! Hat einer unter euch das Herz, sich mit mir zu hauen, so komm er her!„ So lärmt dieser Kerl in einem fort; und weil er so ungeheurig groß vom Leibe ist, weil sein Schild, sein Spieß und sein Säbel ungeheurig groß auch sind, so scheuen sich alle Römer vor dem Kerl, und das verdrießt am Ende den jungen Manlius. Es verdrießt ihn, daß der Kerl alle Römer so für Schurken hält. Es verdrießt ihn auch, daß kein Römer das Herz hat, mit dem Kerl sich zu hauen. Er gehet also zu seinem General, sagt ihm, er wolle dieses thun; und geht, da dieses ihm sein General erlaubet, auf den riesenmäßigen Kerl getrost los. J.d.W. 3626. v. C.G. 358.

Der Riese sieht denn aber den jungen Menschen auf sich kommen; denkt, was will doch der kleine Kerl gegen mich grossen Mann? und hält es fast der Müh nicht werth, vor selbigem viel Vorsicht zu gebrauchen. Er hat an seinem linken Arm ein grosses Schild, wie damals alle Soldaten solche Schilde hatten; er hält also nur dieses Schild sich vor, und denkt, es ist genug, wenn du den kleinen Kerl nur zurücke stössest; mit dem kannst du nur spielen; und stössest du mit dem Schilde ihn nur an, so purzelt er auch schon zur Erden. Der junge Manlius aber ist so klug, und bückt in sei-

nem

J.d.W. nem Laufe sich, da der grosse Kerl mit dem Schilde
3626.
v.C.G. auf ihn stossen will, bis unter dem Schilde her-
358. unter; kommt nun also zwischen dem Schilde und zwischen dem Kerl zu stehen, und giebt ihm, eh noch der Kerl sich besinnen kann, mit seinem klei-nen Dolche so viel Stiche in den Leib, daß er, so ungeheuer groß er immer ist, gleich todt zur Erden fällt. Und da säbelt er ihm nun den Kopf vom Lei-be, nimmt eine schöne goldne Kette ihm vom Halse, hängt sie sich, so blutig sie auch ist, um seinen eignen Hals, und kommt als Sieger unter tausend Jubel-geschrey zu dem Lager der Römer zurück. Den Rö-mern wächst denn aber der Muth, und die Gallier überfällt nunmehr ein Schrecken. Sie sehn, die Römer wollen nun kommen, und sich mit ihnen schlagen. Sie laufen also, was sie können, davon, und der einzige junge Mensch der wars also, der durch seine Dreistigkeit für diesesmal die Gallier forttreiben konnte. Eben dieser junge Mensch that aber in seinem Alter noch etwas, worüber ihr er-staunen werdet; und das will ich anjetzt euch sagen.

J.d.W. Dieser Manlius wurde nemlich einmal
3644. Bürgermeister in Rom, und weil gerade damals
v.C.G. Krieg auch war, so ging er als der oberste General
340. oder Feldherr mit den Römern ins Feld, und be-fahl, da er in dem Felde war, daß kein Soldat aus dem Lager gehen, und sich mit dem Feinde ehe hauen sollte, ehe er es nicht befehlen würde.

Er

Er hatte indessen einen Sohn bey sich im Lager, und J. d. W.
der Sohn war schon groß, war sonst auch ein guter 3644.
Sohn, und dabey erstaunend dreist. Derselbe v. C. G.
Sohn der sieht denn aber, daß einmal einer von 340.
den Feinden näher auf ihn kommt, und hört, daß derselbe ihm trotzet, indem er zu ihm spricht: — „Du bist ein feiger, furchtsamer Kerl, wie ein Weib, so furchtsam bist du. Denn hast du Herz, so komm her, und haue dich mit mir.„ — Dies, sag ich, dies hört der Sohn, daß der eine von den Feinden zu ihm so spricht; und da, Kinder, da dieser Sohn das hört, den Kerl auch vor sich nun siehet, so wird er, weil er Herz genug im Leibe hat, so hitzig, daß er daran nun nicht gedenket, was sein Vater ein: für allemal verboten hat, und daß er gleich seinem Säbel zieht, auf den großsprecherischen Kerl gehet, und sich so beherzt und glücklich mit ihm hauet, daß er ihn todt zur Erden streckt, und daß er alle seine schöne Waffen ihm nun nehmen kann.

Dies alles sehn denn aber die Römer, die in ihrem Lager sind, mit an; und da sie dieses sehen, so freuen sie sich über den dreisten und geschickten jungen Menschen, denken auch gewiß, daß ihr Feldherr, der Vater von diesem jungen Menschen, hierüber sich noch stärker freuen werde. Eben dasselbe denkt denn auch der junge Mensch, und er nimmt also die schönen Waffen, die er dem Feinde

ge-

genommen hat, zusammen, bringt sie zu seinem Vater hin, und sagt: „Siehe hier, mein lieber Vater, wie glücklich ich gewesen bin! Ein verwegner Kerl aus dem feindlichen Lager trotzte mir, und sprach mir Hohn. Ich dacht also an dich, und an das Beyspiel, das du mir damals gabest, da du den Riesen unter den Galliern zur Erden streckest. Ich ging sogleich, hieb mich mit dem großsprecherischen Kerl herum; und sieh, so hab ich mich gehalten, daß ich dir diese schöne Waffen hier jetzt bringen kann.„

J.d.W. 3644. v.C.G. 340.

Da ist nun, Kinder, wie schon gesagt, kein einiger im Lager, der über diesen jungen Menschen sich nicht freuen sollte; da ist aber der alte Vater ganz anders, als alle andre Leute sind. Anstatt nemlich, daß er, wie andre thun, den Sohn nun rühmen, und ihn küssen sollte, so kehrt er ihm den Rücken zu; läßt gleich seine Soldaten zusammentreten, stellt vor denselben sich nun hin, läßt auch seinen Sohn vor sich hintreten, und sagt zu ihm: — „Du bist mein Sohn, und du weißst genug, ich liebe dich von ganzem Herzen. Aber, sage mir, wie hast du das wagen können, wider den Befehl zu handeln, den ich, dein Vater und dein Feldherr, dir und allen Soldaten hier gegeben habe?„

„Denk nur, sagt er ferner, denk nur selbst, mein Sohn, du bist ein Soldat, so wie es andre sind.

sind. Kannst du meinen Befehl übertreten, so J.d.W. 3644.
könnens alle andere; und was hab ich dann zu be: v.C.G.
fehlen? was wird dann nicht jeder Soldat für Bö: 340.
ses thun, wenn er, wie du, das thun darf, was
er will? Also, mein Sohn, du bist ein tapferer
junger Mensch, und dafür muß ich dich loben, und
dich belohnen. Du bist aber auch ein ungehorsa:
mer Sohn, und ein ungehorsamer Soldat, und da:
für muß ich dich bestrafen. Tritt derowegen nä:
her zu mich! „

Der Sohn tritt nun also näher zu dem Va:
ter hin; ihm zittern aber alle Glieder, und die
Soldaten stehn, als hätte [illegible] der Blitz und Don:
ner gerühret. Denn, Kinder, sie hören von Be:
lohnungen, und sie hören auch von Bestrafungen
den alten Feldherrn sprechen. Sie sehen, wie ernst:
haft der alte Mann jetzt ist, und sie kennen ihn,
daß er nicht spasset. Sie zittern und sie beben de:
rowegen um des guten tapfern jungen Menschen
willen, und denken: „was wird doch das noch wer:
den?„ Indessen nimmt der Vater aber einen
Cranz, setzt selbigen dem Sohne auf das Haupt,
und spricht: — „Siehe da, mein Sohn, also be:
kränz ich dich, weil du ein tapferer Soldate bist;
und dies ists, dies thu ich dir zur Ehre; und hier:
mit hast du also die Belohnung, die deinem Muthe
gebühret. Weigere dich indessen nun auch der Be:
strafung nicht: denn ich sag es dir, du mußt ster:
ben!

J.d.W. ben! Stirb also gern mein Sohn, und gib durch
3644. deinen Tod den Soldaten hier die Lehre, daß sie ih=
v.C.G. ren Feldherrn folgen müssen! „
340.

Indessen schreyn nun aber die Soldaten für diesen Sohn um Gnade. Sie denken auch, ein Vater werde gegen seinen Sohn so strenge wohl nicht seyn, daß er sich gar nicht sollte über ihn erbitten lassen. Doch, Kinder, alles Denken, alles Schreyn und Bitten ist bey diesem Vater hier vergebens. Er ruft die Liktoren, die immer ein Bündel Stöcke und auch recht gute scharfe Beile bey sich führen mußten, und befiehlt ihnen, seinen Sohn auszuziehen, an einem Pfahl ihn anzubinden, ihn mit den schlanken Stöcken bis aufs Blut zu peitschen, und dann mit den Beilen auch den Kopf von ihm herunter zu hauen. Die Soldaten stehen derowegen alle wie vernarret da, denken immer noch, es sey nicht möglich, daß ein Vater um solcher Ursach willen gegen solch einen vortreflichen Sohn so unmenschlich hart seyn könne; aber, eh sie es sich versehn, so ist der gute Sohn erbärmiglich zerpeitschet, und so liegt auch sein Kopf nun schon zur Erden. Da können sich also die Soldaten nicht länger mehr halten; da fluchen sie laut über einen so strengen Vater, und beweinen mit viel tausend Thränen den guten, aber unglücklichen Sohn desselben. Weil indessen die Soldaten, ehe sie im Krieg hereingingen, immer erst schwören mußten, daß sie ihren Generalen und Officiren ge=

gehorchen, und ihnen nie etwas Uebels thun woll- J.d.W.
ten, so that denn auch hier kein einziger Soldat dem 2644.
alten strengen Vater etwas Uebels. Sie alle aber v.C.G.
sahn, daß es ihnen nicht besser gehen würde, wenn 340.
sie nicht folgsam wären. Sie waren nun also gehor-
samer als zuvor; und bald schlug denn auch der alte
Mann den Feind, so daß die Römer alle nun mit
ihm recht sehr zufrieden waren.

Ihr indessen, Kinder, ihr seyd mit dem Al-
ten so recht wohl nicht zufrieden? Euch dünkts
auch wohl, als hätte dieser Vater so scharf hier
nicht seyn sollen? — Gut ists, wenn euch das
dünkt. Das zeigt, daß ihr ein gutes mitleidiges
Herze habet, und das erhaltet auch immer nur in
euch. Wisset indessen, es giebt Männer, die da
meinen, der alte Mann der habe das nicht gerne ge-
than; er hab es aber thun müssen; und ob das wahr
sey, das werdet ihr, wenn ihr grösser seyd, selbst
ausmachen können. Jetzt könnt ihrs aber immer
glauben, es sey nicht recht gewesen, und so leicht
müsse man überhaupt keinem einigen sein Leben neh-
men.

Von dem nemlichen Kriege, in welchem der
junge Manlius sein Leben so verlor, muß ich euch Manli-
indessen hier noch eines sagen, das auch besonders us.
ist, und das euch lehren wird, wie viel klüger wir
Christen anjetzt sind, als ehedem die Leute waren.

J.d.W. 3644. v.C.G. 340.

Die Leute in Rom glaubten nemlich, die Götter (deren sie, obschon nur ein Gott ist, doch immer viele glaubten,) die wären unterweilen böse, und würden auch nicht ehe wieder gut, ehe nicht irgend einer oder mehrere Menschen freywillig sich in Stücken hauen liessen. Dann nemlich, wenn das geschähe, und wenn die Götter solches Blut nur sähen, dann würden sie wieder gut mit den Leuten, und dann ginge es den Leuten auch wieder gut, und in allen Dingen glücklich genug. Dies, sag ich, glaubten die Leute in Rom, und eben deswegen liessen sich auch, wie ihr es schon gehöret, die 80 Rathsherren in Rom vom Brennus und von seinen Galliern in Stücken hauen. Eben deswegen kam nun aber in diesem Kriege auch ein Mann, welcher

Decius.

Decius hieß, her, und ging freywillig und ganz allein mitten in der Schlacht, mitten unter die Feinde. Und da ging er nicht hin, um andere todt zu hauen, und denn lebendig zu den Römern wieder zu kommen, nein, Kinder, er ging bloß darum dorten hin, damit er selbsten todt gehauen würde, und er hieb sich dorten auch mit allem Fleisse so lange herum, bis er so todt gehauen war. Denn dadurch, glaubte er, dadurch würde er es machen, daß die Götter gut gegen Rom gesonnen würden; und da seht ihr also, welch ein guter Mensch der Decius seyn mußte; wie unglücklich aber dazumal die besten Menschen waren, da sie so dum-

dumme Dinge von ihren Göttern glaubten, und da sie das nicht wußten, daß nur ein Gott ist, der recht gut ist, der gewiß nicht Menschenblut fordert, wenn er uns Guts thun soll. — Hört nun aber auch etwas von einigen Weibern in Rom.

In Rom sterben einmal sehr viel vornehme Männer, und diese vornehme Männer sterben alle sehr plötzlich, sterben alle auch auf gleiche Weise, da doch sonst unter den Menschen der eine auf diese, der andere auf eine andere Art zu sterben pfleget. Es sterben aber auch, wie gesagt, nur die Männer in Rom, die vornehm sind, nicht aber die Jünglinge, auch nicht die Weiber. Es scheint also wunderbar, daß gerade diese dergestalt sterben, und man begreift es lange nicht, woher das rühret. Endlich aber kommt eine Dienstmagd zu dem neuen Consul, und sagt ihm, sie wolle ihm das sagen, woher das komme. Darüber freut sich nun der Consul gewiß nicht wenig. Er sagts der Dienstmagd gleich, daß ihm dies lieb seyn würde, wenn sie dies ihm sagen könnte. Und da sagt sie denn, daß die Ehefrauen dieser Männer alleine an diesem Sterben schuldig wären. Sie kochten nemlich allerley giftige Kräuter, und mischten alsdann von dem ausgekochten Gifte, immer etwas unter die Speisen der Männer. Wollte auch der Consul dies nicht glauben, so sollt er nur sogleich in das und in das Haus, das sie ihm bezeichnet, hineingehen. Er

J. d. W. 3653. v. C. G. 331.

J.d.W. würde alsdann mit eignen Augen die Weiber solche
3653. giftige Kräuter kochen sehen, und eben jetzt wisse
v.C.G. sie, eben jetzt wären die Weiber in diesen Häusern
331. mit dem Kochen dieser Kräuter beschäftiget.

Der Consul geht gleich also mit noch andern Männern in die bezeichnete Häuser, findet da würklich auch die Weiber beym Kochen, frägt, was sie da kochten? und hört, daß sie alles leugnen wollen, und andre gute Kräuter nennen, die sie wohl kochen konnten. Er nimmt also diese Kräuter ihnen weg, will nachmalen aber die Weiber in sein Haus oder vor Gericht hinrufen, und sie da zwingen, daß sie selbsten nun von dem Gekochten trinken sollen; aber die Weiber die merkens hier nun bald, daß er dies will. Sie sehn, sie sind verrathen; sie werden Schimpf und Schande haben, auch ihr Leben nun verliehren. Sie gehn also zusammen, bereden sich mit einander, und saufen freywillig, die eine wie die andere, von dem Gifte, so daß sie alle, 360 an der Zahl, plötzlich niederfallen, und sterben. Das waren gewiß also abscheuliche Weiber, und das war gewiß nur gut, daß sie so sturben: denn die hätten wer weiß wie viele Männer noch ums Leben bringen können. Indessen, Kinder, mogten die Männer auch wohl wenig gut jetzt seyn, und sie mogten die armen Frauens genug wohl plagen. Denn wenn die Männer gute Männer sind, so thun die Frauens ihnen so leichte wohl

so

so vieles nicht zu leide. Sie lieben sie alsdann, und sie erhalten ihnen gern ihr Leben, anstatt daß diese es verkürzeten. — Doch nun, Kinder, nun wieder etwas anders, und zwar vom Kriege.

Wie Rom Jahr aus Jahr ein Kriege mit seinen Nachbaren führte, so führte es jetzt auch einen Krieg mit einem Volke, welches sehr beherzt und mächtig war, und dies Volk hieß das samnitische. Der jetzige oberste General dieses Volkes aber hieß Pontius, und der war ein überaus kluger Mann, hatte aber einen Vater der noch klüger war, und hätte sicherlich die Römer ganz bezwungen, wenigstens sein Volk, die Samniter, vor Rom beschützet, wenn er diesem seinem Vater nur gefolget wäre. J. d. W. 3663. v. C. G. 321. samnitische.

Denn der Pontius ist, da er gegen die Römer zu Felde liegt, so listig, daß er grosse Heerden Vieh fortschickt, und den Treibern des Viehes sagt — „Treibt mir das Vieh nach der Stadt Luceria hin: denn ich will mit meinen Leuten von hier fort, und auch nach Luceria hingehen, und da müssen wir alsdann etwas zu essen finden.„ Er weiß das aber, daß die Römer sehr auflauren, und daß die Heerden Vieh nicht so bald unterwegens seyn werden, als auch die römische Soldaten sie sehen, und wegnehmen werden; und eben das will er haben, daß dies geschehe; und eben dies geschieht nun auch würklich.

Die

J.d.W. 3663. v.C.G. 321. Die Heerden sind aus dem Lager des Pontius so bald nicht fort, so sehen sie auch die Römer, und so sind die Römer auch da, nehmen sie für sich, und fragen die Treiber der Heerden, wohin sie mit diesen Heerden hätten gehen wollen? Die Treiber sagen also: — „nach Luceria wollten und sollten wir gehen: denn dahin will unser Pontius mit seinem Heer nun ebenfalls auch gehen.„ Und da denken die Römer, das wär ja wohl gut, wenn wir noch ehe dahin gingen, und wenn wir da schon wären, ehe Pontius dahin käme. Dann würd er sich vielleicht erschrecken, auch an nichts weniger, als an uns gedenken, und von uns vielleicht überfallen werden können.„ Die Römer erkundigen sich also nach dem nähesten Wege dahin, um ehe als Pontius dahin zu kommen, und hören von den Leuten des Landes, daß ein Weg durch das Gebürge gehe, der viel näher als der Weg sey, den Pontius nehmen könne. Sie beschliessen also, durch das Gebürge zu gehen, und gehen sogleich nach dem Gebürge zu.

Eben das will aber Pontius gern haben. Er will gar nicht nach Luceria hin, sondern er will nur die Römer gern zwischen den recht hohen Bergen haben, und sieht nun zu seiner Freude, daß die Römer dazwischen gehen. Er kennt indessen alle Berge, und läßt die Römer immer ziehen, bis sie in ein Thal oder Niederung zwischen solchen Bergen kommen, aus dem sie gar nicht wieder können. Denn

heim-

heimlich und vorher hauet er, wo man wieder her: J.d.W. 3663. v.C.G. 321.
auskommen kann, die größten stärksten Bäume ab,
und schmeißt einen Baum mit seinem Stamm und
Zacken über den andern, so daß Menschen so wenig
als Pferde herüber kommen können. An dem Ort
aber, wo die Römer in das Thal zwischen den Ber:
gen hereingegangen sind, macht er es, so bald die
Römer nur erst durch sind, eben also, und rings
herum besetzt er alle Berge mit seinen Soldaten.

Die Römer denken indessen, er ist auf dem
andern Wege nach Luceria, und denken das hier
nicht, daß er hinter den Bergen rings herum um
sie verborgen liegt. Sie gehen also ganz getrost nun
immer fort, bis sie dahin kommen, wo sie aus dem
Thal zwischen den Bergen herausgehen wollen. Denn
da sehn sie die niedergehauenen Bäume, und viele
samnitische Soldaten, die hinter den Bäumen ste:
hen, mit Pfeilen und mit Steinen auf sie werfen.
Sie eilen also zurück, und wollen wieder aus dem
Thale heraus, an dem Orte, wo sie in dasselbe
zwischen den Bergen hereingekommen sind; aber zu
ihrem Erstaunen liegen nun dorten auch schon solche
Bäume, und stehen nun dorten auch schon die
samnitischen Soldaten. Sie laufen also an die ho:
hen Berge zur linken und zur rechten Hand hin,
denken, sie wollen da hinüber; aber die Berge sind
von diesen Seiten unersteiglich hoch; überall kom:
men nun Samniter auf denselben zum Vorscheine;

über:

J.d.W. 3663. v.C.G. 321. überall schmeissen die Samniter nun sehr grosse Steine den Römern, die hinauf wollen, auf die Köpfe, und schiessen auch mit Pfeilen nach ihnen. Von allen Seiten sind also die Römer eingeschlossen; sie können nirgends, nirgends mehr hindurch; haben aber nur wenig noch zu essen und zu trinken; wissen sich derowegen nicht zu rathen, nicht zu helfen. Und da, Kinder, da versieht es nun der Samnier Pontius, der seine Sache sonst so recht vortreflich gut gemachet hatte.

Denn da er die Römer so eingeschlossen hält, da schickt er zu seinem alten Vater hin, läßt dem dies grosse Glück nun melden, und frägt: — „was er ihm rathe, daß er nun machen solle?„ Der alte kluge Mann läßt ihm also wieder sagen: — „er rathe ihm, alle diese Römer frey und ungehindert ziehn zu lassen; doch einen ewigen Frieden mit Rom zu schliessen;„ und das befremdet diesen Pontius, dem Sohn des Alten. Er denkt, der Vater hab entweder den Boten, oder der Bote hab den Vater nicht genug verstanden. Er schickt also von neuem zu dem Vater hin, und frägt von neuem ihn: „was er denn rathe, das er nun machen solle?„ Der Vater siehts denn aber, der Sohn ist nicht geneigt, die Römer so ganz frey zu lassen; er sagt also: — „Ich rathe meinem Sohn, daß er alle Römer, so viel ihrer auch sind, gleich niederhaue, und keinen einzigen am Leben lasse.„

Der

Der Sohn erstaunt derowegen, da er anjetzo J. d. W. 3663. v. C. G. 321. dies nun höret. Er kann es nicht begreifen, wie sein Vater erst so gelinde, und jetzt so grausam denken könne. Er glaubt also gewiß, der Vater hab den Boten nicht so recht verstanden, oder der Bote habe auch die Sache nicht so recht berichtet. Er sendet derowegen eine dritte Botschaft an den Vater, und läßt ihn bitten, selbst zu ihm zu kommen, selbst auch das Gedränge der Römer zu sehen, und dann ihm desto sicherer zu rathen. Es kommt also, wie gebeten, der alte Vater zu dem Sohne hin, und sagt, da er selbst nun alles sieht: — „ich bleibe immer noch bey dem, was ich bereits gerathen habe.„ Da aber der Sohn ihn frägt, „wie dies denn möglich sey, daß er so ganz verschiednen Rath ihm geben könne? „ so erklärt es ihm der Vater, und sagt zum Sohne: „Jetzt hast du die Römer ins Gedränge, und du kannst mit ihnen machen was du willst. Die Römer aber sind Leute, die kriegerisch, stark und rachbegierig, doch auch dankbar sind. Thust du ihnen also Gutes, und lässest du sie los, so werden sie uns Samniern ewig dankbar seyn, und ewig unsre Freunde bleiben. Beschimpfest du sie aber in dieser ihrer Noth, so ruhen sie gewiß auch nicht, ehe sie sich an uns gerächet haben, und wir haben dann mit diesem mächtigen zornigen Volke zu fechten. Entweder also haue sie alle todt, damit sie viel Jahre lang gegen uns nicht fechten können,

J.d.W. 3663. v.C.G. 321. oder laß sie ganz unbeschädiget los, damit sie gegen uns nie fechten mögen. „ Und, Kinder, dieser letzte Rath der war gewiß recht schön, und der würde gewiß auch die Römer und die Samnier zu recht guten Freunden haben machen können. Hört indessen, wie schlecht hier nun der sonst so kluge Pontius die Sache macht.

Er denkt, so etwas muß er doch die Römer hier beschimpfen. Er läßt also, da sie um aller Götter willen ihn um Frieden bitten, zur Antwort sagen: — „Ja, er wolle Frieden machen, sie alle auch heraus, und nach Rom hinlassen; aber alle ihre Waffen müßten sie ablegen, und ihm dieselben übergeben, auch alle ihre Pferde müßten sie ebenfalls ihm geben; und dann wollte er auch zwey Spiesse in die Erde stecken, und einen dritten Spieß quer drüber legen, und durch diese Spiesse sollten sie denn alle gehen, sich also bücken, und damit bekennen, daß er sie überwunden hätte, und daß sie vor ihm sich beugen müßten. Dies sagt Pontius; und die armen Schelme, die Römer, wollen sie nicht Hungers sterben, so müssen sie wohl thun, was Pontius hier haben will. Sie lassen also alle ihre Pferde und alle ihre Waffen in dem Thale; Pontius aber steckt die Spiesse so, wie gesagt, daß sie aussehen wie ein kleiner niedriger Galgen, und da müssen nun die Römer allesammt durchkriechen; die Samnier aber stehn und sehn das an, klatschen dabey

bey in die Hände; lachen die Römer aus, und ma- J.d.W. 3663.
chen, daß diese sich schämen, aber auch bitter und v. C.G. 321.
böse auf die Samnier werden. Das alles war in-
dessen Thorheit von dem Pontius; das konnte of-
fenbar den Samniern nichts helfen; das that ih-
nen aber gewaltigen Schaden, wie ihr nun gleich
auch sehen sollet.

Denn, Kinder, die Römer gehn nun nach Rom; in Rom hörens aber die Leute, daß es diesen unter den Samniern also gegangen ist, und daß sie so beschimpfet sind. Die Leute in Rom wollen de-rowegen vor Zorn und Wuth nun bersten, und wis-sen nicht, weder was sie mit den beschimpften Rö-mern, noch auch was sie mit den Samniern jetzt machen sollen. „Die Schurken, sagen sie, die sich so haben einschliessen lassen, warum haben sie sich nicht besser vorgesehen? Warum haben sie sich nicht durchgehauen? Warum sind sie nicht lieber verhun-gert, als daß sie sich so beschimpfen lassen? Und wie haben solche Schurken sich unterstehen können, Frieden zu machen? Wir wollen sie alle, wenn sie kommen, von der Stadt wegjagen; wir wollen keinen von ihnen in Rom einlassen: denn solche schlechte Kerls brauchen wir in unserm Rom hier nicht!„ So reden hier in Rom die Leute, und so wollen sie die armen von den Samniern beschimpf-ten Römer nun gar nicht einmal vor Augen sehen.

J.d.W. 3663. v. C.G. 321. Die armen Schelme kommen indessen immer näher und näher nach Rom; und da sie denn der Stadt nun immer näher kommen, da jammerts endlich doch den Römern in der Stadt. Sie denken, „die armen Leute können dafür so recht wohl nicht. Der Consul, ihr oberster Feldherr, der ists, der kann dafür, der hat sie geführet, den haben sie auch gehorchen müssen; den wollen wir also strafen; den andern armen Leuten aber den können wir das wohl vergeben.„ Sie laufen also haufenweise aus der Stadt den beschimpften Landsleuten entgegen, sind recht freundlich gegen sie, trösten sie auch, und wollen mit ihnen in die Stadt hereingehen. Die ehrlichen Kerls schämen sich aber, können vor Schaam fast gar nichts sprechen, sehen auch fast keinen ihrer Freunde aus der Stadt ins Angesicht, und wollen durchaus nicht bey Tage in die Stadt hereingehen, sondern warten, bis es dunkel wird, und schleichen sich dann allererst in aller Dunkelheit hinein, weil sie doch allzu sehr sich schämen.

Der Herr Bürgermeister aber, der die armen Leute so geführet hatte, der wird nun sogleich auch vorgefordert, soll nun Red und Antwort geben, warum er nicht vorsichtiger gewesen ist? warum er auch nicht lieber Hungers sterben, als solchen Frieden machen, und sich beschimpfen lassen? Man denkt also, dem Manne werds nun übel gehn, und der werde sich mit nichts entschuldigen können; aber,

Kinder, alle Römer erstaunen über ihn, da er erst redet. J.d.W. 3663. v.C.G. 321.

Denn das gesteht er ein, daß er hätte können klüger seyn, und daß er rings herum die Berge hätte sollen untersuchen lassen, um zu sehn, ob hinter ihnen auch Samniter wären. Das aber, daß er Frieden gemacht, das, sagt er, das sey recht, und seine Meinung wär dabey sehr gut gewesen.

Er hätte nemlich gedacht: — „durchhauen können wir uns nicht; wir müssen also verhungern, oder alles thun, was der Feind nur haben will. Verhungern wir nun aber, so sind so viel tausend Römer, als ich hier bey mir habe, nicht mehr am Leben, und unser Rom kann sich alsdann an den Samniern nicht rächen. Der Feind hat indessen mich betrogen, ich will ihn also nun wieder betrügen. Er fordert, daß ich Frieden mit ihm schliesse, und daß ich diesen Frieden auch beschwöre; ich will das also thun, und er ist dann betrogen genug. Denn, ihr Römer, ihr habt mir das nicht befohlen, daß ich Frieden machen soll. Ihr habt es also auch nicht Ursach, diesen Frieden zu halten; und folgt nun meinem Rathe: nehmt mich, bindet mich, schickt mich zu dem Pontius, und laßt ihm sagen: „Er würd es wissen, und wenn ers nicht wüßte, so hätt er sich darnach erkundigen sollen, daß kein Consul in Rom Frieden machen könnte, und daß allemal erst (wie denn auch würklich dies in Rom so war,)

J.d.W. war,) der ganze Rath und alles Volk vom Frieden
3663. zuvor die Umstände und die Bedingungen wissen,
v.C.G. auch sie genehmigen müßte.„ Laßt ihm ferner sa-
321. gen: „Ich wär verwegen genug gewesen, vor mei-
nem eigenen Kopfe, ohne den Rath und das Volk
in Rom darum zu fragen, mit ihm und den
Samniern einen Frieden zu schliessen; ihr aber woll-
tet von demselben schlechterdings nichts wissen. Ihr
gäbet derowegen mich, als einen strafbaren Mann,
so gebunden, wie er es sähe, ihm in die Hände, da-
mit er mich bestrafen könnte. Ihr erklärtet aber,
daß ihr den Frieden gar nicht halten würdet, und
daß ihr sogleich wieder gegen ihn im Felde seyn
wolltet.„

Diesen Rath also den giebt anjetzt der Consul;
und da wundern sich die Römer, daß der Mann so
klug doch ist, auch so viel Muth hier hat, und sich
so gern vom Feind will martern lassen. Sie sehn
also, er hat wohl nichts aus Furcht, sondern alles
nur aus guter Meinung gethan, um nur so vieler
Tausend Leben zu erhalten. Sie werden derowegen
dem Consul wieder gut; meinen aber doch, daß es
unrecht wäre, den Frieden nicht zu halten, und daß
die Götter dies wohl strafen würden. Er indessen
bleibt dabey, das wäre recht; und sagt: — „Wie,
wenn ich dem Feinde nun geschworen hätte, daß ich
euch alle ermorden, oder daß ich unser Rom anste-
cken wollte, müßtet ihr dann euch alle hier ermor-

den

den lassen? müßtet ihr sodann das Feuer gar nicht J.d W.
löschen, das ich dem Schwur zu folge hier anlegen 3663.
liesse?„ v. C. G. 321.

Da stutzen also die Römer; sie meinen, es sey das doch wohl wahr, was der Mann (er hieß Posthumius,) hier sagte. Sie nehmen derowegen den Posthumius, binden und führen ihn, wie er selbst es will, zum Pontius; lassen dem auch alles sagen, was sie ihm sagen sollen, und rüsten sich sogleich nun wieder, um gegen die Samnier in den Krieg zu gehn. Posthumius.

Der gute Pontius siehts also zu spät, daß in der That sein Vater klüger war, als er. Er bereuets nun, daß er dem Vater nicht gefolgt; schilt aber tüchtig auf die Römer, und schilt gewißlich auch mit Recht darauf. Denn, „was, sagt er, soll ich mit dem Consul machen? Ist euch in Rom das nicht gefällig, was er versprochen hat, so muß es euch auch nicht gefällig seyn, was ich um seines Versprechens willen hier geschehen ließ. Ich habe eure Soldaten freygegeben, bloß weil der Consul Frieden schwor. Gilt also dieser Schwur nun nicht, so muß auch das nicht gelten, daß diese Soldaten freygelassen sind. Schickt derowegen die Soldaten alle wieder an den Ort und an die Stelle hin, wo sie damals waren, da sie des Consuls Schwur in Freyheit brachte. Schickt alle diese Soldaten, und nicht diesen einzigen Consul. Den

will

J.d.W. 3663. v.C.G. 321. will ich nicht, und der kann gehen, wo er hergekommen ist.„ — Dies spricht hier Pontius; er jagt also den Consul wieder zurücke; er erstaunt über die Ungerechtigkeit der Römer; denkt indessen, sie werden sich eines bessern besinnen; doch, Kinder, er denket dies vergeblich genug.

Die Römer bleiben bey dem, was ihr Posthumius meinet. Einige ehrliche Römer schreyen zwar immer noch: „es sey nicht recht!„ Die mehresten aber sagen: „ja, es sey das recht.„ Und da gehen nun die Römer auch von neuem in das Feld, schlagen bald und oft die Samnier; schlagen sie aber immer nur so, daß sie sich von Zeit zu Zeit im Felde zeigen können. — Nach mehr als dreyßig Jahren, in welchen sie fast beständig mit den Samniern sich schlagen, werden endlich aber diese Leute von den Römern völlig überwunden, und der gute Pontius wird nun selbsten auch gefangen genommen, nach Rom gebracht, und daselbst enthauptet. Den Römern gings also auch hier sehr gut; den Samniern aber gings hier übel. Und wer hatte hier wohl recht? Und that nun hier der gute Gott auch recht? — Das wollen wir doch jetzt noch fragen.

Pontius. J.d.W. 3692. v.C.G. 292.

Stellts euch einmal vor, Kinder, da die Römer so eingeschlossen waren, daß sie verhungern mußten, da Pontius aber sie alle gehen ließ, war da nicht gleichsam ein Kauf und ein Handel? Ich denke, ja, da war ein Handel: denn die Römer sagten:

ten : — Wir wollen Brodt haben, und unser Leben uns erkaufen, was sollen wir dafür nun geben ? Pontius aber sagte : — „ Gebt mir eure Waffen und den Frieden, so geb ich euch das Leben und das Brodt.„ Dieses alles war gleichsam das Geld, was Pontius für den Frieden gab; und wollte Rom den Frieden nicht, so mußt es auch das Geld nicht wollen, das Pontius dafür gegeben hatte. Rom hatte freylich das nicht nöthig, den Frieden zu halten, und das zu thun, was sein Consul versprochen hatte : denn der hätte viel Uebels wohl versprechen können. Rom hatt es aber nöthig, und war schuldig, alles wieder zu geben, was Pontius dafür gegeben hatte, nemlich die Soldaten. Die Römer hatten also unrecht genug ; die Samnier aber hatten recht ; und wars denn nun wohl recht von Gott, daß ers den Römern gut, den Samniern aber übel gehen ließ ? — Ich sage ja, das war wohl recht ; und höret nur, warum dies wohl ganz recht seyn konnte. J.d.W. 3692. v. C.G. 292.

Die Samnier hatten diesmal gegen Rom wohl recht ; sie hatten sonsten andern Leuten aber noch viel mehr zu nah gethan, als anjetzt die Römer ihnen thaten. Und hätten sie die Römer hier bezwungen, so wären sie noch stärker und noch muthwilliger geworden, als sie vorher schon waren. Sie hätten alsdann noch mehrern Völkern noch grösser Unrecht anthun können ; und wollte Gott das nicht,

J.d.W. 3692. v. C.G. 292. so mußt er sie nur schwach werden lassen, so daß sie des Bösen nun nicht viel thun konnten. Gott kann also, weil er das immer weiß, wie böse die Leute sind, und wie böse sie seyn werden, so etwas immer thun, und er ist nicht ungerecht dabey, sondern er ist gutherzig gegen die Menschen; und das müßt ihr euch merken, ihr Kinder.

Daß aber die Samnier auch die besten Menschen gewiß nicht waren, davon will ich euch wenigstens ein Beyspiel geben, woraus ihr dieses sehen werdet. Eben damals nemlich, da sie mit den Römern so sehr viel Kriege führten, und von den Römern oft geschlagen wurden, liessen eben dieser Pontius und die andern Befehlshaber der Samnier auf dem Felde ein Gezelt, wie ein Haus so groß, hinsetzen, liessen in dasselbe einen Samnier nach dem andern rufen, und forderten, er sollte sagen: — „Hört, o ihr Götter! ich schwör es euch, ich will thun alles, was Pontius und andere Officier mir sagen werden. Ich schwör es, ich will gegen die Römer fechten, und nie vor ihnen laufen. Ich schwör es auch, ich will, wenn ich einen Samnier sehe, der in der Schlacht vor den Römern laufen will, denselben gleich erstechen, und nicht laufen lassen. Dies alles schwöre ich, dies will ich thun; und wo ich dies nicht thue, so sollt ihr Götter mich und alle meine Kinder und Kindeskinder hier und dort verdammen.

Solch

Solch einen erschrecklichen Schwur, sag ich, J.d.W. forderten jetzt Pontius und die andern vornehmern 3692. v. C.G. Samnier von ihren Soldaten. Und wenn nun ein 292. Soldat zu ihnen in das Gezelte kam, das so hörte, daß er so erschrecklich schwören sollte, und nicht bald so schwor, so hieben sie ihn in Stücken. Seht also, so hart waren hier die Samnier gegen ihre eigene Leute; meint ihrs also nicht, Kinder, daß sie gegen fremde Leute noch viel härter würden gewesen seyn? Wars nicht also gut, daß diese Leute überwunden wurden, und nun nicht mehr thun durften, was sie wollten, sondern das thun mußten, was Rom von ihnen haben wollte? Die Römer waren dazumal so recht gut freylich nicht, aber sie waren doch besser noch als andere Völker. Immer also war es gut, daß es ihnen nun auch besser ging; und, Kinder, das geschah auch überall. Denn den Römern gings nicht nur gegen die Samnier hier so gut, sondern es ging ihnen auch gegen andere Völker gut genug, so, daß sie immer mächtiger und mächtiger wurden.

Denn kaum hatten sie die starken Samnier be- J.d.W. 3703. bis 3712. v. C.G. 281. bis 272. Taren-tum. siget, so bekamen sie mit einer Stadt einen Krieg, die Tarentum hieß, deren Bürger erstaunend reiche Leute waren; die sehr viele Völker in Italien zu ihren guten Freunden hatte, und die nun diese vielen Völker gegen Rom aufhetzete, daß sie alle zusammen gingen, und mit Rom nun Krieg anfingen. Ja, die reichen Leute in Tarent riefen auch noch einen

J.d.W. 3703. bis 3712. v. C.G. 281. bis 272. Epirus. Pyrrhus.

nig aus Epirus in Griechenland übers Meer nach Italien hin, um die Römer recht zu ängstigen, und sie ganz und gar nun auszurotten. Dieser König aber hieß Pyrrhus, und der kam denn auch mit Freuden nach Italien, brachte viel Soldaten mit sich dahin, und schlug würklich auch einigemale die Römer. Die Römer kehrten sich an dem allem aber nicht. Waren sie gleich einigemale tüchtig geschlagen worden, so gingen sie dennoch immer frisch wieder auf den Feind los, und schlugen ihn endlich so oft und so sehr, daß der gute König Pyrrhus fast alle seine Soldaten verlohr, und wieder nach Hause gehen mußte; daß endlich aber die Römer die schöne reiche Stadt Tarent erobern, auch alle die Völker unterthänig machen konnte, die der Stadt Tarent geholfen hatten. Rom hatte nun also sehr vielen Völkern in Italien zu befehlen, that ihnen aber nicht sonderlich Uebels, sondern Gutes; machte also, daß alle diese Völker die Römer liebeten, und ihnen halfen, so bald ein neuer Krieg entstand. Und der, Kinder, der entstunde nun auch bald. Ein recht gefährlicher Krieg war es, noch gefährlicher, als der mit Tarent und mit dem Pyrrhus. Von demselben will ich euch sogleich auch etwas sagen, wenn ich nur hier noch erst das werde gesagt haben, was in dem Kriege mit dem Pyrrhus ein Römer that, der Fabricius hieß.

Fabricius.

Während des Krieges mit dem Pyrrhus und mit den andern Völkern war nemlich in dem einem Jahre dieser Fabricius Consul in Rom, und zugleich der oberste General über die römische Armee. Pyrrhus hatte aber, wie ich schon gesagt, im Anfange des Krieges die Römer geschlagen, und mit den Römern sah es derowegen im Anfange sehr gefährlich aus: denn Pyrrhus war ein kluger General, und es schien also, als würde er beständig siegen. Da hatte indessen dieser Pyrrhus einen Leibarzt bey sich, und der sahe das, daß die Römer so in Nöthen waren. Er dachte derowegen: helfe ich den Römern, so werden sie mir recht viel Geld dafür geben; und das will ich also nur thun. Ich bin der Leibarzt des Königes. Ich muß ihm immer sagen, was ihm zu seiner Gesundheit dient. Ich muß ihm unterweilen Tropfen, oder Pulver, oder Pillen geben, damit er immer gesund verbleibe, und mir trauet er. Was ich ihm gebe, das glaubt er, das sey für ihn auch gut, und das ißt oder trinkt er auch. Wie leicht kann ich ihm also nicht Gift eingeben, und also ihn tödten? Ist er aber todt, so haben die Feinde Roms solchen klugen General nicht mehr, als dieser mein König ist, und so gehn auch die Soldaten, die er hier hat, wieder fort von hier. Das wird gewiß den Römern helfen; das will ich also thun.

J. d. W. 3703. bis 3712. v. C. G. 281. bis 272.

Dies alles, sag ich, denkt der Mensch, der Leibarzt, hier; und da er dies bey sich genug bedacht,

J.d.W. 3703. bis 3712. v. C.G. 281. bis 272.

dacht, so schreibt er dieserhalb an den Feldherrn Fabricius, meldets ihm, daß er seinen König vergiften wolle; und glaubt es sicherlich, daß dieser Römer sich recht herzlich hier erfreuen werde. Aber, Kinder, hier könnt ihrs sehn, wie gut zu dieser Zeit noch mancher Römer war. Denn Fabricius nimmt gleich den Brief, schickt ihn dem Könige Pyrrhus zu, und läßt ihm sagen: „solchen Doctor hätte er, und er sollte vor dem Menschen sich doch hüten.„ So sehr elend es also den Römern jetzt auch gehet, und so leichte auch die Römer nun sich helfen und erretten könnten, so will doch der grosse gute Mann, der Consul Fabricius, das nicht, daß sein Feind, der König, durch solchen Betrüger und Verräther sterben soll. Er warnt also den König, und denkt, die Götter würden, wenn sie sonst es wollten, den Römern doch wohl helfen, ohn daß er ein Schelm hier würde, und mit solchen Spitzbuben, als der Leibarzt wäre, sich verbände. Er entdeckt also dem Könige dies alles, und macht, daß der erstaunt, und dem Fabricius sehr vieles schenken will. Aber das alles mag Fabricius nicht haben. Er ist zwar nur ein armer Mann, aber er nimmt dennoch nichts vom Könige geschenkt; schlägt nachmalen auch den König tüchtig genug, und wird also mit Schuld daran, daß dieser König sich aus Italien fortpacken muß. — Nicht wahr also, Fabricius war wohl ein guter Mann, nicht betriegerisch,

risch, nicht haabsüchtig, aber ehrlich; und wenn so recht viele Römer waren, so wars ihnen wohl zu gönnen, daß sie die Völker besiegeten, und von den andern Völkern nicht besieget wurden. — Doch nun, Kinder, nun müssen wir von dem neuem Kriege reden, den Rom nun wieder führen mußte, und von dem ichs sagte, er wäre sehr gefährlich gewesen. J.d.W. 3703. bis 3712. v.C.G. 281. bis 272.

Wisset nemlich, Kinder, wir theilen die Erde in vier grosse Theile ein, die wir Welttheile nennen, und die Europa, Asia, Afrika und Amerika heissen. In Europa wohnen wir, und in Europa liegt auch Italien und Rom. In Afrika aber, dem dritten grossen Theile der Erde, lag, nahe am Meere, eine Stadt; die Carthago hieß, und diese Stadt war erstaunend groß, wohl grösser noch als Rom, war auch erstaunend reich, und hatte in Afrika sehr viele Länder schon erobert, auch in Europa schon sehr viel von Spanien und von Sicilien im Kriege an sich gebracht, sonst auch noch Sardinien und andere Insuln (das sind Länder, die rings herum mit Wasser umgeben sind,) erobert. Wie das aber immer so ist, wie die Menschen nie genug bekommen können, und immer noch mehr haben wollen, so können auch die Leute in Carthago nicht genug bekommen, und so wollen sie auch Italien gern haben, darinnen die Römer wohnen. Diese Römer wollen indessen, was Carthago. Sicilien. Sardinien.

sie

J.d.W. 3703. bis 3712. v. C.G. 281. bis 272.

sie einmal haben, gern behalten, und ebenfalls auch gern noch mehr Länder für sich haben und beherrschen. Sie mögen also die Carthaginenser in Italien nicht leiden; ja, sie mögen nicht einmal die Carthaginenser auf der grossen Insul Sicilien leiden. Denn diese Insul liegt nahe an Italien; und da denken die Römer: sind die Leute aus Carthago so nahe bey uns, so kommen sie bald auch näher und näher zu uns, und wohl gar bis nach Rom. Sie sehens nemlich, Carthago hat das überall in allen Landen so gemacht. Sie glauben also, Carthago werd es wieder also machen; und da entstehet nun der gefährlichste Krieg zwischen Carthago und zwischen Rom.

J.d.W. 3720. bis 3743. v. C.G. 264. bis 241. Messana.

Denn die Carthaginenser kommen immer weiter und weiter in Sicilien, bis nah an Italien heran, und wollen die schöne Stadt Messana erobern. Diese Stadt liegt nun aber von Italien nicht weit, und das macht die Römer also bange. Die Leute in Messana merktens indessen, daß den Römern vor den Carthaginensern bange ist. Sie schicken also, da sie sich selbsten nicht genugsam gegen Carthago wehren können, nach Rom, und bitten die Römer, daß sie nach Messana kommen, und ihnen gegen die Carthaginenser helfen mögten. Das gefällt nun den Römern nicht wenig. Sie gehen sogleich zu Schiffe nach Messana in Sicilien herüber, und da geht denn der Krieg mit den Carthaginensern im Augenblick auch an.

Die

Die Carthaginenser sagen nemlich: — „Ihr Römer, ihr habt hier auf der Insul Sicilien nichts zu suchen. Wir sind ehe hier gewesen, als ihr; wir haben schon viele Städte hier erobert, und wir lassen euch, was ihr in Italien erobert; laßt uns also, was wir hier erobert haben. Die Römer sagen aber: — „Bleibt ihr in Afrika, ihr Carthaginenser, und wir wollen in Europa bleiben. Wir lassen euch in Afrika die Länder erobern, laßt ihr uns in Europa sie erobern. Und sind wir nicht mit allem Rechte hier? haben uns nicht die Leute in Messana hieher gerufen? Sollen wir andern Menschen nicht helfen? wollt ihr und könnt ihr dies uns wehren?„ So, Kinder, so sprechen hier die Römer und die Carthaginenser. Jeder Theil glaubt, er habe recht. Jeder Theil ist auch dreist; und der eine will nicht nachgeben, der andere aber will es eben so wenig. Beyde fangen also an, sich mit einander herumzuhauen, und hauen sich nun 23 Jahre lang so gewaltig herum, daß sehr viel hunderttausend Menschen jämmerlich dabey ums Leben kommen.

J. d. W. 3720. bis 3743. v. C. G. 264. bis 241.

Denn, Kinder, bald gewannen die Carthaginenser, bald aber gewannen die Römer, und die Carthaginenser hatten, so wie die Römer, vielen Völkern zu befehlen. Waren heut also zehn oder zwanzig, ja wohl vierzig und noch mehr tausend Römer oder Carthaginenser todt gehauen, so schrieben die Generale nach Rom oder nach Carthago

hin,

J.d.W. 3720. bis 3743. v.C.G. 264. bis 241.

hin, und denn befahlen die Rathsherren in Rom und in Carthago den Völkern, denen sie zu befehlen hatten, daß sie zehn, zwanzig: oder vierzigtausend junge starke Kerls gleich wieder bewaffnen, und nach Sicilien, oder sonst nach einem andern Lande schicken sollten. Es waren derowegen gleich wieder Soldaten da, wenn auch noch so viele todtgehauen waren, und es konnt also der Krieg so lange dauren, als solcher Leute noch genug am Leben waren. Nach 23 Jahren hatte endlich aber Carthago so viel Leute schon verlohren, daß es keine mehr fortschicken konnte. Es bat nun also um Frieden; mußte aber zur Strafe sehr viel Millionen Thaler an Rom bezahlen, auch das ganze schöne Sicilien verlassen. Und dies Sicilien nahmen die Römer nun für sich, bis auf einen Theil davon, der einem Könige in Sicilien gehörete. Denn dieser König hatte den Römern im Kriege gegen Carthago immer gut geholfen, und darum liessen ihm die Römer nun sein Land; nahmen sich aber das übrige Land Siciliens, und hatten nun also noch mehr Leuten zu befehlen, als vorher. — Ich muß indessen von diesem langen Kriege, der so gefährlich war, noch etwas, das ganz besonders ist, erzählen.

Die Römer waren nemlich in diesem Kriege hier so dreist, daß sie übers Meer hinschifften, und auch in Afrika den Krieg anfingen. Nach Afrika und nach Carthago führte sie aber ein Mann, der

At=

Attilius Regulus hieß, der damals Bürgermeister in Rom, und der oberste Feldherr der Römer war. Dieser Attilius war indessen ein so armer Mann, daß, da einer seiner Knechte schelmisch von ihm läuft, zugleich aber den Pflug, die Egge, etwan eine Holzaxt, und andere kleine Dinge, die seinem Herrn, dem Attilius, gehören, diebischer Weise verkauft, er, der grosse und mächtige Bürgermeister und General, nicht im Stande ist, sich diese Kleinigkeiten wieder zu kaufen, und daß der Rath in Rom das alles für ihn kaufen mußte, wenn seine Frau und Kinder den Acker wieder pflügen, ihn besäen, aberndten, und also leben sollten. Denn weiter, Kinder, weiter hatte dieser vornehme Mann nichts im Vermögen, als solch ein kleines Bauer: ja Cossathen: oder Käthnergut, und was er davon erndtete, davon mußte er, seine Frau und seine Kinder leben. Stellt euch also die Leute vor, die damals waren. Einen Halbbauer, oder Käthner, oder Cossathen hatten sie zu ihrem obersten General und zu ihrem obersten Herrn und Richter. Das war auch nicht jetzt nur so in Rom, sondern das war auch ehedem schon so in Rom gewesen, und schon ehedem hatten sie solche Bauren oder Käthner zu Bürgermeistern und zu Generals gemacht. Einmal, ja mehrmal nemlich, einen Bauer, der Quinctius Cincinnatus hieß, und denn auch einigemale einen andern, der den

J.d.W. 3720. bis 3743. v.C.G. 264. bis 241. Attilius Regulus.

Quinctius Cincinnatus.

J.d.W. 3720. bis 3743. v.C.G. 264. bis 241. Curius Dentatus.

Namen Curius Dentatus führete. Und eben diese Männer waren die tapfersten Soldaten, schlugen glücklich die Feinde, und eroberten sehr viel Länder. Die Römer thaten indessen doch nicht recht daran, daß sie solche Männer so sehr arm seyn liessen; sie thatens aber auch nur jetzo noch, und bald nachher wurd es ganz anders schon in Rom. Denn die, die erst einmal Bürgermeister oder Generale wurden, die nahmen sich bald nach dieser Zeit, wenn sie gegen die Feinde kamen, so viel als sie wollten, und wurden so reich, als oft kein Fürst und auch kein König ist.

So arm indessen der jetzige Feldherr Roms, unser Attilius Regulus, auch ist, so ein guter Soldat ist er denn doch; und so schlägt er auch in Afrika die carthaginensischen Soldaten, so bald er sie nur siehet; geht, nachdem er viel Tausende von ihnen niedergehauen hat, gerade auf Carthago los, und will Carthago selbst belagern und erobern.

Die Carthaginenser sehn denn aber, die mehresten der Soldaten, die sie bey sich hatten, sind schon todt, und der Attilius darf kaum ein oder mehrere Regimenter von ihnen wo sehen, so schlägt er sie sogleich zu Boden, oder nimmt sie gefangen. Sie denken also, sie seyn verlohren; schicken derowegen Boten ihm entgegen, und bitten ihn um Frieden. Da ist der alte arme Mann indessen so erschrecklich stolz und hart gegen die Leute von Carthago,

go, daß er für den Frieden so viel fordert, daß die Leute unmöglich ja darzu ihm sagen können, und zu ihrem Glücke ist denn auch ein Mann aus Griechenland bey ihnen, der Xanthippus heisset, und der einzige Mann der ändert hier die ganze Sache nun sogleich. J. d. W. 3720. bis 3743. v. C. G. 264. bis 241. Xanthippus.

Denn da die Leute in Carthago so traurig sind, sich so ängstigen, und das feste glauben, daß Attilius die Stadt erobern, und denn auch plündern, und wohl gar verbrennen würde, so sagt er: — „Was ängstiget ihr euch, ihr Leute? und was weinet und heulet ihr? Ihr wollt, die Götter sollen euch helfen; ihr schreyt auch zu den Göttern, daß sie dieses sollen, und die Götter haben euch bereits geholfen, aber ihr erkennets nicht. Sie haben euch Verstand gegeben, daß ihr klug seyn könnet; und wenn ihr dieses seyd, so ist euch geholfen genug. Ihr seyd aber nicht klug. Ihr macht immer nur schlechte dumme Leute zu euren Generalen, und da müssen eure Soldaten wohl verliehren. Macht derowegen nur kluge Leute darzu, so sollt ihrs sehen, ihr werdet den Attilius schlagen, so wie er euch geschlagen hat, und die Götter haben euch alsdann genug geholfen.„

Dies hören nun die Leute in Carthago, daß dieser Grieche hier so spricht. Dies hören vornemlich auch die Rathsherren dieser Stadt. Sie lassen also den Xanthippus vor sich kommen, und sagen:

— „Was

J.d.W. 3720. bis 3643. v. C.G. 264. bis 241.

— „Was hören wir? was sprichst du? Sind unsere Generale nur dumme Leute? Sag uns, was haben sie dummes gethan? Sag uns, was würdest du wohl klügers thun?„ — Xanthippus ist denn aber dreist, sagt: „ja, er habe das gesagt, und das und das wär dumm, was der und der General, da und da gethan. So und so, sagt er, hätte der, und so und so hätte jener General thun sollen, und dies und das würd er gethan haben, wenn er an dieser Generalen Platz gewesen wäre.

Was dieser Mann indessen sagt, und näher zeigt, das sieht denn auch der Rath, das ist so unrecht nicht. Es sagt also der Rath: — „Es ist das alles gut, was du uns sagst; komm derowegen her, wir machen dich zum obersten General; geh nun, und schlage dich mit dem Attilius, und zeige, daß du klüger bist.„ Er, der griechische Mann, der Xanthippus, aber spricht: — „Das will ich thun.„ Geht aus dem Rathe fort, sieht die Soldaten, die noch sind, genauer an, findet, es sind ihrer nur noch 16000 Mann; läßt dem ohnerachtet aber seinen Muth nicht sinken, sondern geht mit ihnen aus der Stadt, gerade auf den Attilius los. Attilius denkt indessen mit diesem Manne eben so, wie mit den andern Generalen aus Carthago sich zu schlagen, und bald mit ihm fertig zu werden; aber, Kinder, dieser Mann ist

ihm

ihm zu klug. Er schlägt recht glücklich hier fast alle Römer todt, und nimmt den alten Attilius lebendig auch gefangen. J.d.W. 3720. bis 3743. v.C.G.

Mit einemmale ist also Carthago nun von der so grossen Gefahr befreyet. Es betet fast den Helden, den Xanthippus, an, und freuet sich halb todt, da es den Attilius in Ketten nun gefangen siehet. Je mehr der Mann vorhero getrotzet, auch Carthago hatte beschimpfen und zu Grunde richten wollen, destomehr lachen sie ihn nun aus, destomehr beschimpfen sie nun ihn, und desto schlechter suchen sie ihn auch zu halten. Er muß nun in ein finsteres Loch hinein, und in demselben bekommt er so wenig und so schlechtes Essen, daß er beynah verhungern muß. 264. bis 241.

Die Carthaginenser sind indessen nun so dumm, und ärgern sich bald nach diesem Siege bloß darüber, daß gerad ein griechischer, und nicht ein carthaginensischer Mann solch einen schönen Sieg erfochten hat. Sie machen also, daß der griechische Mann auf sie nun böse wird, von ihnen fortgehet, und auch nur gehen muß, damit er nicht noch mehr gehasset, und wohl gar ermordet werde. Kaum ist er aber fort, so kommen wieder andre Römer nach Afrika hin; so gehts den Carthaginensern auch sehr übel, und so wünschen sie sich nun den Frieden mit Rom.

Sie

J.d.W. 3720. bis 3743 v.C.G. 264. bis 241.

Sie denken indessen, zu diesem Frieden werde niemand ihnen leichter verhelfen als Attilius: denn der komme alsdann, wenn Frieden würde, aus dem finstern Loche heraus, und der werd also vor allen andern es recht gerne sehn, wenn Frieden würde. Sie nehmen ihn also, sagens ihm: sie wollten Gesandten nach Rom hinschicken, und ihn mit diesen Gesandten. Er sollte mit denselben in Rom um Frieden bitten; doch aber erst versprechen, daß er wiederkommen, und wieder gefangen liegen wollte, wenn er den Frieden nicht zu Stande brächte; und das läßt sich der alte Mann gefallen, weil er gefangen ist, und also auch gehorchen muß. Er verspricht, um Frieden zu bitten, auch wieder zu kommen, und nicht in Rom zu bleiben, wenn Rom nicht Frieden machen wollte. Carthago denkt also: — „der werds nun wohl betreiben, daß Rom nun Frieden mache.„ Carthago aber irret sich gewaltiglich.

Denn der alte Mann kommt nun nach Rom, bittet daselbsten auch, wie ers versprechen müssen, die Römer um Frieden; redet gar bald aber ganz anders. Die Römer bitten ihn nemlich, weil er denn doch ein Römer wäre, ihnen auch aufrichtig zu sagen, was er denn meine, obs gut für Rom seyn würde, wenn Rom anjetzt den Frieden gäbe? Und da antwortet ihnen der Alte: „er sey ein Gefangner; Carthago habe ihm anjetzo zu befehlen; er dürfe

se also nichts reden, was Carthago nicht erlaubete.„ J.d.W. 3720. bis 3743. v.C.G. 264. bis 241.

Dies hören indessen die Abgesandten von Carthago, die mit dem alten Mann nach Rom gekommen sind, und die denken, der alte Mann der wird gewiß nicht wieder hungern, und in solchem finstern Loche liegen wollen. Der wird gewiß also den Frieden hier nicht widerrathen, sondern gern darzu ermahnen. Sie sagen also: „Rede nur, du alter ehrlicher Mann! rede getrost! wir erlaubens im Namen von Carthago, daß du frey deine Meinung sagest.„ Und da, Kinder, da sagt der alte Mann: „So red ich denn, wie mirs ums Herze ist, und so sag ich denn euch Römern hier: macht jetzt noch keinen Frieden. Carthago ist anjetzo noch zu stolz, es muß noch besser geschlagen, und noch mehr gedemüthiget werden, das glaubt mir nur.„

Die Gesandten von Carthago werden also über den alten Mann recht innerlich ergrimmet; die Römer aber erstaunen über die grosse Liebe, die der Mann zu Rom noch hat. Sie sehn, ihm wird es nun sehr übel in Carthago gehn; und sagen ihm: „So bleib denn hier, und geh nicht wieder nach Carthago zurück: denn da wird dirs jetzt noch schlimmer gehn.„ Er aber, der alte Mann, sagt: „Nein, ich habs versprochen, und ich muß nun wieder hin. Mags mir doch schlimm ergehn; hab ich es doch verdient, weil ich mich vom Xanthippus habe schlagen lassen; und ein ehrlicher Mann der

J.d.W. 3720. bis 3743. v.C.G. 264. bis 241. muß sein Wort auch halten.„ — Stellt euch vor, Kinder, so gut spricht hier der alte Mann; und hört, was er nun thut.

Weil er in Rom jetzt ist, so kommen seine Frau und Kinder vom Dorfe zur Stadt, und diese alle bitten ihn nun mit sehr viel tausend Thränen, daß er doch bey ihnen bleibe! Er aber, um nicht weichherzig zu werden, und denn zu ihnen ja zu sagen, schlägt seine Augen nieder, mag ihre Thränen nicht so fliessen sehn, geht gleich nun seine Strasse immer nach dem Schiffe zu, und fährt wieder nach Carthago zurück. Da werden indessen die Carthaginenser sehr erboset über ihn, daß er den Frieden widerrathen hat, und Gott weiß es, Kinder, wir wissens nicht, was sie alles nun mit dem alten Manne angefangen haben.

Denn einige sagen: — die Carthaginenser schnitten nun dem alten Manne seine Augenlieder ab, so daß er die Augen nicht mehr zuthun konnte, sondern immer offen haben mußte, und denn stellten sie ihn mit den Augen in die hellesten Strahlen der Sonne, und das war natürlich wohl eine erstaunende Quaal. Denn in die Sonne kann keines Menschen Auge sehn, ohn daß es ihm sehr wehe thut. Doch auch diese Quaal, sagen einige, war hier noch nicht genug. Die Carthaginenser nahmen vielmehr ein grosses Faß, schlugen in dasselbe von aussen grosse Nägel ein, so daß die Spitzen der

Nä-

Nägel in dem Fasse hinein stehn mußten; steckten nun den alten armen Mann in dieses Faß, und wälzten sodann das Faß so lange, bis die vielen Nägel an tausend Orten ihn durchstachen, und er also sehr jämmerlich sein Leben enden mußte. — Dies sagen einige. J.d.W. 3720. bis 3743. v.C.G. 264. bis 241.

Andre sagen aber, es sey nicht wahr, Carthago habe dieses alles nicht gethan. Die Carthaginenser hättens aber bemerkt, daß der alte Mann sich gar erstaunlich sehr vor Elephanten scheue. Sie hätten also neben dem Gefängnisse, wo der alte Mann gelegen, diese ungeheurig grosse Thiere hingestellet, und da hätt er vor Scheu und Furcht nicht schlafen können; wär also dermassen schwach und matt geworden, daß er wohl hätte sterben müssen. Dies, Kinder, sagen uns andere, und dies war also das eine von dem, was ich euch von diesem grossen Kriege besonders noch erzählen wollte. Hört nun aber noch etwas anderes, was in diesen Jahren ebenfalls geschahe.

Ich hab euch schon einmal etwas von einem gewissen Manne, der Näbius hieß, erzählet, und besonders auch das, daß er sich beständig Hüner hielt, die er selber futterte, und von denen er den Leuten das vorlog, daß er von ihnen alles erfahren und vorher wissen könnte, was in der Welt, besonders aber in Rom, geschehen würde. Und da muß ich euch hier nun sagen, daß dieser Näbius Näbius.

J.d.W. 3720. bis 3743. v.C.G. 264. bis 241. nicht der erste, auch nicht der letzte Mann war, der dies so treflich lügen konnte. Nein, Kinder, Nävius hatte gesehen, daß vor ihm andre Männer dies gelogen, und daß sie brav Geld dabey verdienet hatten. Er hatte es also diesen Leuten nachgethan, und ihm hattens nun wieder andre nachgethan, so daß in Rom beständig, und bis auf diese Stunde, solche Leute, die man Augurs oder Wahrsager nannte, zu finden waren. Ja die Leute in Rom glaubten es so sehr, daß diese Kerls von den Hünern alles wissen könnten, daß sie fast nichts wichtiges thaten, ohne diese Kerl erst darüber zu befragen. Sie nahmen also diese Kerls und derselben Hüner auch im Kriege mit sich, und fragten allemal, ehe sie sich schlugen, diese Kerls um Rath: „was sie meinten, und was ihre Hüner meinten, ob sie sich jetzt wohl schlagen sollten, oder nicht?„ und was diese nun sagten, das thaten die Römer denn auch gerne. Ja die Soldaten waren hieran so sehr nun schon gewöhnet, daß die Generale, ehe sie eine Schlacht anfingen, diese Wahrsager erst befragen mußten, und daß die Soldaten auch gar nicht muthig waren, wenn dies nicht geschahe; daß sie allemal aber getrost auf den Feind losgingen, wenn nur die Kerls hier es sagten: — „die Hüner gäbens zu verstehen, daß es gut gehen würde, wenn sie anjetzt sich schlügen.„ So, sag ich, so waren jetzt die Leute und die Soldaten in Rom gesonnen.

In

In diesem Kriege traf sichs also, daß auch einmal ein römischer General, der viel römische Schiffe führete, sehr gerne sich mit den carthagi- J.d W. 3720. bis 3743. v. C. G. nensischen Schiffen schlagen wollte. Weil ers indessen wußte, daß die Soldaten nicht ehe herzhaft 264. bis 241. wären, ehe nicht die Wahrsager es gesagt, „obs gut oder nicht gut gehen würde;„ so mußte er die Kerls ebenfalls nun rufen, ihnen sagen, daß er sich schlagen wollte, und ihnen befehlen, die Hüner anzusehn, und ihm wieder zu sagen, „was die Hüner hierzu riethen?„ Die Wahrsager sahen indessen freylich immer wohl die Hüner an; im Herzen aber dachten sie immer auf ganz andre Dinge, auf alle Umstände nemlich, die da waren, und sagten aus denen nun sehr oft ganz richtig das vorher, was sehr natürlich war, und das thaten sie derowegen auch jetzt.

Sie sahn, der General war wol dreist genug, aber er verstund es nicht, die Schiffe recht zu stellen. Sie sahn, es war ein grosser Sturmwind, und wo die römischen Schiffe standen, da waren spitzige Felsen. Sie sahen, der gewaltige Wind der würde die Schiffe bald an die Felsen treiben, und die Schiffe würden dadurch in Stücken brechen. Sie sahens derowegen, es war nicht gut, sich jetzt mit dem Feinde zu schlagen; kamen also zu ihrem General, und sagten: — „Unsre Hüner wollen gar nicht fressen, und das ist ein Zeichen, daß es übel gehen wird, wenn du jetzt dich schlägest.„ Der General

wußte

J.d.W. 3720. bis 3743. v.C.G. 264. bis 241.

wußte indessen gewiß, daß die Hüner weder dies noch jenes sagen konnten. Er wollte gern sich schlagen, und sollte doch nun nach solchen Lügnern sich richten. Er wurd also böse, nahm die Hüner, schmiß sie ins Meer, und sagte: — „Wollen sie nicht fressen, so sollen sie saufen; „ und ging nun dennoch auf den Feind, um sich mit ihm zu schlagen.

Seine dumme Soldaten denken indessen, das sey ganz abscheulich, daß der General die Hüner hier ersäufte. Sie denken, es sey umsonst, zu fechten; sie könnten nun nicht siegen, und das hätten die Götter durch die Hüner schon vorher gesagt. Die dummen Schelme greifen also nichts recht an, und werden erbärmiglich geschlagen. Natürlich also schreyn die Kerls, die Wahrsager, nun: „so gehe es, wenn man ihrem Rath und ihren Hünern gar nicht folge.„ Und was diese Kerl hier nun schreyen, das glauben auch sicherlich die Leute; und haben sie vorher die Hüner nicht befragt, so befragen sie nun dieselben desto öfter noch. Hätten indessen die dummen Kerls nur beherzt gefochten, und hätte der General nur an einen bessern Ort gestanden, auch nicht beym Sturme so gefochten, so würde er gewiß gesieget haben. — Und, Kinder, warum erzähle ich wohl dies?

Ich erzähl es darum, Kinder, damit ihr sehen sollet, wie sehr dumm die Menschen waren. Wie sie das allerdummste Zeug so feste glauben konnten,

ten, und wie auch die, die klüger waren, das dumme Volk bey diesem dummen Glauben lassen, und es darin bestärken mußten. Denn seht nur, der General hier der war klug genug, der glaubte solch ein dummes Zeug von den Hünern gewiß wohl nicht; aber was half es ihm, daß er seinen Soldaten nicht bey diesem Glauben lassen wollte? Sie wurden dadurch furchtsam, und auch böse auf ihn. Hätt er den Wahrsagern aber brav viel Geld gegeben, und sie gebeten, zu sagen: — „die Hüner fressen gut, und es wird recht gut auch gehen,„ ja, so hätten die Wahrsager gewiß dies auch gesagt, und die Soldaten wären dann getrost auf den Feind gegangen. — So machtens andere Generale, und so siegten sie denn immer; so blieb denn aber der dumme Glaube auch beständig und in einem fort. J. d. W. 3720. bis 3743. v. C. G. 264. bis 241.

Das glaubt indessen sicherlich, es gab immer sehr viel kluge Menschen, die das genug einsahen, daß die Hüner nichts anzeigen könnten; daß auch gewißlich nicht so viele Götter wären, u. s. w. Aber diese kluge Menschen durften das sich gar nicht merken lassen, wurden sogleich auch hart bestraft, so bald sie dieses thaten. Denn so wurden z. E. eben jetzt dreyzehn vornehme Rathsherren bloß darum abgesetzet, weil sie an die vielen Götter und an die Hüner nicht recht glauben wollten. Wenn ihrs also höret, daß die Menschen so abscheulich dummes Zeug geglaubet, so müßt ihr niemals denken, daß alle

Men:

J.d.W. 3720. bis 3743. v.C.G. 264. bis 341.

Menschen dazumal dasselbige geglaubet haben. Wie hier dreyzehn Männer mit einemmale sind, die das nicht glauben, so waren solcher Menschen gewiß zu aller Zeit noch mehrere. Sie durfen aber, um des dummen Volkes willen, durchaus nicht alles sagen. Das Volk das glaubte nun einmal den Wahrsagern und den Priestern, die so sehr sich ehrlich stellen konnten, und diese sagten nun sehr oft die dummsten Dinge: denn da hatten sie selbst immer Vortheil von, wie ihr das schon bey denen Hünern sehet, und bald noch besser sehen werdet.

Sardinien. Illyrien.

Denn Rom hatte nun mit Carthago kaum den Frieden gemacht, so ging es zwar aus Italien nach Sardinien und nach andern Ländern, besonders nach Illyrien hin, war dort auch glücklich genug; hatte dem ohnerachtet aber viel Unruhe und Bekümmerniß. Denn, der Himmel mag es wissen, warens Männer, oder warens alte Weiber, kurz, einige Leute warens, und die sprengtens in Rom jetzt aus: „die Götter wolltens haben, daß die Gallier und auch die Griechen Rom besitzen sollten.„

Brennus.

Rom grämte sich also nicht wenig, dachte, es würde nun wieder so gehen, wie dazumal, da Brennus und seine Gallier dahin kamen; wußt also sich nicht zu rathen, nicht zu helfen; ging wieder zu seinen Priestern und zu seinen Wahrsagern hin, die vielleicht selbst dies ausgesprenget hatten, oder die doch wenigstens solch ein Geschrey und Lärmen gerne sahen.

Denn

Denn das dumme Volk lag nun dem Rathe an, darzu doch Anstalt zu machen, daß die Götter dies Unglück abwenden mögten, und dieserhalb den Priestern, auch den Wahrsagern, Geld über Geld zu geben, um desto eifriger zu beten, auch desto fleißiger die Hüner zu befragen, was denn wohl geschehen würde? und obs denn gar nicht möglich wäre, solch ein Unglück noch zu hindern? Dies, sag ich, wollte sehr natürlich nun das dumme Volk; und wollt also der Rath vor diesem Volke Ruhe haben, so mußt er wohl, er mogt auch immerhin an all dem Geschwätz nicht glauben, den Priestern und den Wahrsagern recht viel Geld hingeben, und die Herren wußten immer ihre Sache treflich gut zu machen. J. d. W. 3720. bis 3743. v. C. G. 264. bis 241.

Sie hatten alle einen Oberpriester über sich, dem sie zu folgen schuldig waren. Sagte der Herr Oberpriester also: „das und das wollen wir hier sagen, das und das sey der Wille der Götter,„ so sagten dies nun alle Priester auch; und was nun diese sagten, das mußte ein so dummes Volk wohl glauben. — Hier kamen sie also, da ihnen erst brav viel gegeben war, nun her, und sagten: — „Wir haben nun gebetet genug, wir haben nun auch unsre Hüner schon genug befragt; wir sind nun sicher, und ihr könnt ruhig seyn, ihr Leute: denn die Götter sind nun alle wieder gut, weil wir so andächtig für euch gebetet haben. Die Götter wollen

jetzt

J.d.W. 3720. bis 3743 v.C.G. 264. bis 241. jetzt auch gar nicht viel von uns. Nur einen gallischen Mann und eine gallische Frau, auch einen griechischen Mann und eine griechische Frau sollen wir jetzt nehmen, ein grosses Loch hier auf einem unsrer Märkte in der Erden machen, darin lebendig diese Männer und diese Weiber schmeissen, und dann dieselben mit Sand und mit Steinen bewerfen, also denn sie lebendig begraben. Nur dies, und weiter nichts, fordern hier die Götter. Dann, sagen sie, dann würde es erfüllt, was sie verkündigen lassen; dann nähmen Gallier und auch Griechen einigermassen doch Besitz von Rom; und das, ihr Leute, das laßt uns nun auch thun. Sinds doch nur gallische und nur griechische, aber nicht römische Menschen, die wir lebendig hier begraben sollen; laßt das also geschehen.„

So, Kinder, so sprechen nun die ganz abscheulichen Menschen. Sie wollen nicht gern sagen, daß die Prophezeyung erlogen sey. Sie denken, das Volk mögt dann in Zukunft auch an ihren Prophezeyungen nicht mehr glauben, und sie eben auch für ganz erlogen halten. Sie wollen also viel lieber ihre Brüder hier ermorden, als den Verdienst, den sie durchs Wahrsagen erhalten können, verlieren. Und so erschrecklich dumm dies alles hier auch ist, so glaubts denn doch das Volk, weil es die Männer sagen, die sonst so ehrlich thun. Das Volk nimmt nun die ersten die besten Gallier und Griechen bey

dem

dem Kopfe, gräbt sich ein so ziemliches Loch in die Erde, und wirft da die armen unschuldigen Menschen lebendig hinein. — J.d.W. 3720. bis 3743. v.C.G.

Seht, Kinder, das war himmelschreyend; und dankt doch Gott, daß solche Zeiten nicht mehr sind, wo die Menschen an Wahrsager glauben, und wo die Priester so gottlos lügen können. 264. bis 241.

Ihr müßt indessen wissen, es waren würklich viele Völker aus Gallien oder Frankreich nach Italien gegangen, und diese Völker wollten würklich auch nach Rom: denn sie waren kriegerisch, raubten und plünderten gern. Die Römer glaubten nun aber ihren Wahrsagern und Propheten steif und fest. Sie gingen also den Galliern getrost zu Leibe, überwanden sie verschiedentlich, und glaubten nun an ihre Propheten nur noch fester. Denn diese listige und gierige Kerls sagten nun: „Da seht ihrs, ihr Römer, daß das geholfen hat, daß wir die Leute hier begraben haben.„ Und da glaubte nun das dumme Volk noch mehr an die abscheulichen Leute. Die klugen verständigen Männer sahens indessen genug, daß die Römer aus ganz andern Ursachen siegeten; sie durften aber den Wahrsagern nicht widersprechen: denn das Volk glaubte nun schon, die Götter hätten diese Leute sehr lieb, und die Götter sprächen wo nicht mit ihnen, so doch mit ihren Hünern. Das Volk würde also die Männer bald zerrissen haben, die von diesen heilig geachteten Leu-

ten

J.d.W. 3720. bis 3743. v. C.G. 264. bis 241.

ten das hier hätten sagen wollen, daß sie Lügner und Betrüger wären.

Gottlob aber, Kinder, wir leben unter Christen, die solche dumme Dinge nicht glauben. Wir könnens sagen, die Kerls allesammt waren Lügner, und die Römer gewannen nicht darum, weil sie die unschuldigen Menschen so begruben, sondern darum, weil sie besser bewaffnet waren. Denn, Kinder, denkt nur selbst, die Römer hatten eiserne Mützen oder Helme auf dem Kopfe, sie hatten vor der Brust und am ganzen Leibe eiserne Platten; kurz, sie waren fast ganz mit Eisen bedeckt, und denn hatten sie auch recht gute Säbel und Schilde, die sie sich vorhielten, wenn auf sie geschossen, oder wenn nach ihnen gehauen wurde. Die Schilde waren auch so groß, daß sie sich fast ganz damit bedecken konnten. Die Gallier aber hatten nur ganz kleine Schilde. Sie hatten auch fast gar kein Eisen an sich; waren unterweilen sogar so dreist, daß sie sich ganz nackt auszogen, wenn sie fechten wollten, und hatten nur kleine Säbel, die noch darzu so schlecht geschmiedet waren, daß wenn sie einmal damit gehauen hatten, diese Säbel gleich auch Scharten bekamen, krumm wurden, und so sich umlegten, daß sie nicht weiter damit hauen konnten. Was wollten also die Gallier gegen die Römer, die recht gute Säbels hatten, und wohl durch Eisen damit hauen konnten? Die Römer mußten hier nothwendig wohl gewinnen, da

sie

sie ohnedem auch noch beherzt, und gar nicht furchtsam waren. — Doch, Kinder, nun will ich euch von einem Kriege etwas sagen, der auch sehr lange daurete, bey dem aber viel vorging, worüber ihr euch wundern werdet.

Der Krieg, den ich hier meine, ist nemlich ein zweyter Krieg der Römer mit den Carthaginensern. Er daurete an 17 Jahr, war noch blutiger und gefährlicher als der erste Krieg, von dem ich schon erzählet habe, und wurde vornemlich von einem Manne geführet, der Hannibal hieß; und das war ein Mann, dergleichen es in der Welt nur selten giebt; ein Mann, von dem ich euch recht viel erzählen kann. J. d. W. 3766. bis 3782. v. C. G. 218. bis 202. Hannibal.

Hannibal war aus Carthago gebürtig; sein Vater hieß Hamilkar, und dieser Vater war ein guter grosser General, aber den Römern so feind, daß er ohn Verdruß an sie nicht denken konnte. Dieser Hamilkar sollte einmal aber nach Spanien gehen, und da für Carthago Länder erobern. Er wollte also dahin, und da wollte nun sein kleiner Hannibal, der erst 9 Jahr alt war, auch gerne mit, bat also den Vater, daß er ihn doch mit sich nähme; und das that denn auch der Vater. Er nahm den kleinen Knaben nun mit sich in den Krieg; sagte ihm aber, noch eh er ihn mit sich nahm: — „Schwör mir auch, mein lieber Kleiner, daß du, wenn du das Kriegführen nun recht gelernet haben wirst, Hamilkar.

auch

J. d. W. 3766. bis 3782. v. C. G. 218. bis 202. auch all dein Lebelang drauf denken willst, den Römern Schaden zu thun.„ Und dies, Kinder, dies schwört der kleine Hannibal dem Vater nun recht gerne zu. Er geht mit seinem Vater in den Krieg, giebt da auf alles acht; lernt also den Krieg recht gut; wird endlich auch, da der Vater stirbt, der oberste General der Carthaginenser, und denkt nun dran, daß er den Römern schade, wie er seinem Vater längstens schon geschworen hat.

Er weiß es aber, daß die Leute in Carthago noch von dem letztern Kriege her, vor Rom sich fürchten. Er siehts also, daß sie, um seines blossen Wortes Willen, und weil ers gern haben will, mit Rom nicht wieder Krieg anfangen werden. Er will doch aber dies sehr gern, und fängt also die Sache hier recht listig an.

Denn er kommt nun her, erobert und plündert in Spanien sehr viel Städte, giebt seinen Soldaten brav viel Geld davon; findet in Spanien auch viel Silber, und schickt das fleißig nach Carthago hin. Die Soldaten rühmen ihn also erstaunend sehr, und die in Carthago, die ebenfalls viel Geld und Silber von ihm anjetzt bekommen, die werden ebenfalls ihm gut, rühmen ihn auch, und denken, er sey ein rechter Mann. Sie lassen ihm also thun, fast alles was er will, und da hat er nun sehr vieles schon gewonnen. Da geht er gleich vor eine sehr schöne und sehr reiche Stadt, vor Sagunt,

in

in Spanien, belagert diese Stadt, und macht da- J.d.W.
durch, daß nun ein Krieg mit Rom entstehet. 3766. bis 3782.

Denn diese schöne Stadt Sagunt ist mit den v.C.G.
Römern Freund. Sie schickt also Leute nach Rom, 218. bis 202.
läßt Rom um Hülfe bitten, und Rom schickt Leute nach Carthago und nach Spanien hin, läßt dem Rathe in Carthago, so wie dem Hannibal in Spanien es sagen: — „sie sollten Sagunt in Ruhe lassen, sonst würden sie sogleich auch Krieg anfangen, und den Leuten in Sagunt zu Hülfe gehn.

An dies Gerede und an dies Drohn der Römer kehrt sich indessen der dreiste Hannibal im mindesten nicht. Er will das eben haben, daß die Römer Krieg anfangen sollen. Er lügt also den Leuten in Carthago vieles vor, sagt: die Saguntiner hätten viele von seinen Soldaten ohn Ursach todt gehauen; und fährt getrost nun fort, die Stadt zu ängstigen. Die Carthaginenser aber glauben ihm das alles, was er sagt; sagen dies den Römer nun auch wieder, und meinen also, sie könnten sich nicht helfen, und Hannibal hätte Recht genug, weil sonst wohl viele Städte und Länder Spaniens die Soldaten von Carthago todthauen könnten, wenn sie sähen, daß die Saguntiner dafür gar nicht gezüchtiget würden.

Die armen Leute in Sagunt sind würklich aber unschuldig genug. Und da Rom nicht gleich zu

J.d.W. 3766. bis 3782. v. C.G. 218. bis 202. ihrer Hülfe kommt, so sehn sie wohl, sie sind verlohren. Sehr viele von ihnen stecken also, da sie sich nicht länger wehren können, ihre Häuser an, und verbrennen sich, ihre Weiber und ihre Kinder in denselben. Hannibal aber kommt während dieses Feuers in die Stadt, hauet, um die Römer nun recht böse zu machen, fast alle Menschen in ihr todt, und findet so viel Gold und Silber drinnen, daß er wieder vieles Geld nach Carthago schicken kann. Und das alles gefällt nunmehr den Leuten in Carthago; das erbittert aber die Römer so sehr, daß sie, wie Hannibal es wünscht, nun gleich den Krieg erklären, gleich nach Carthago und nach Spanien ziehen, daselbsten auch, wie Hannibal in Sagunt, alles niederhauen und verwüsten wollen.

Hannibal ist indessen unsern Römern viel zu rasch. Er gehet aus Spanien nach Frankreich, aus Frankreich nach der Schweitz, und aus der Schweitz nach Italien, über Flüsse und über Berge, die bis in die Wolken reichen, so schleunig herüber, daß er in Italien schon ist, da die Römer denken, daß er noch in Spanien seyn werde. In diesem Italien laufen nun auch viel tausend von den Galliern, die mit den Römern so ofte schon gefochten hatten, zu dem Hannibal, und Rom erstaunt und erschrickt also, da es den Hannibal so nah schon siehet. Es nimmt indessen sofort viel tausend seiner Soldaten, und schickt sie dem Hannibal entgegen, um ihn aus

Ita:

Italien heraus zu schlagen. Aber, Kinder, Han- J.d.W.
nibal schlägt die Römer, und da wird ihr Schreck 3766.
und Entsetzen nun noch grösser. — Stellts euch in- bis
dessen vor, was dieser Hannibal jetzt thut, da er mit 3782.
den Römern sich zum erstenmale schlagen muß. v. C.G. 218. bis 202.

Er hat es lange schon gehöret, daß die Römer gute Soldaten sind, und fast immer gewinnen. Er weiß auch, daß seine Soldaten dies schon wissen, und daß dieserwegen ihnen vor den Römern bange ist. Er siehts daher, daß er nothwendig wohl den Leuten werde Muth einsprechen müssen, wenn sie mit den Römern sich recht dreiste schlagen sollen. Und da hat er nun einige Gefangene bey sich, denkt also, mit diesen Gefangenen sich was aus, das in der That doch auch recht sehr abscheulich war.

Er läßt nemlich diese Gefangene mit grossen Ketten binden, giebt ihnen immer nur sehr wenig Brodt zu essen, tag-täglich aber tüchtige Prügel, und läßt dies alles seinen Soldaten sehen. Seine Soldaten sehens also, die armen Gefangenen die habens herzlich schlecht, und sie, die Gefangenen, wünschen sich des Tags wohl tausendmal den Tod, anstatt eines so elenden und jammervollen Lebens. Das alles ist denn aber dem Hannibal recht lieb; und nun, da er die Römer nun vor Augen hat, mit selbigen auch sich schlagen muß, nun läßt er seine Soldaten zusammentreten, auch die Gefangenen vor sich kommen, und sagt zu diesen letztern, zu den Ge-

J.d.W. 3766. bis 3782. v. C.G. 218. bis 202.

fangenen: „Ich mögt meinen Soldaten gern eine Freude machen, und ich säh es also gern, wenn ein Paar Menschen vor aller meiner Soldaten Augen sich auf Tod und Leben hauen wollten. Immer zwey und zwey könnten sich mit einander hauen, und wer den andern todt hauete, der wäre der Sieger, der sollte denn ein schönes Pferd, auch Geld von mir bekommen, und auch nicht mehr gefangen seyn, sondern gehn und thun können, was er nur wollte. Wer indessen todt gehauen würde, nun, der wäre todt, und der hätte denn auch keine Marter mehr. Sagt mir also, ihr Gefangenen, wer unter euch hat Lust? wer will sich nun so hauen?„

Dies sagt hier Hannibal zu den Gefangenen; und da könnt ihrs leicht gedenken, Kinder, kaum hat er dies gesagt, so schreyt ein jeder Gefangene auch: — „ich hab Lust, ich hab Lust dazu, ich will mich so mit einem andern hauen!„ — Das ist natürlich genug, das jeder hier so schreyet: denn für solch ein elendes Leben, als diese arme Leute führeten, war ja der Tod gewiß viel tausendmal noch besser. Alle also wollen sich nun hauen; alle aber will der schlaue Mensch nicht haben. Er nimmt derowegen nur einige von ihnen, und macht also, daß die armen Schelme, die sich nicht so hauen sollen, fast bitterlich darüber weinen, und sich beklagen, daß sie sich nicht ebenfalls auch hauen sollen. Das alles sehn denn auch des Hannibals Soldaten. Sie sehn, wie

gern

gern sich alle hauen wollen. Sie sehn, wie die nun traurig sind, und weinen, die sich nicht hauen dürfen. Sie sehen aber endlich auch, wie muthig die andern sich nun hauen, die die Erlaubniß darzu haben, und wie zuletzt die Sieger auch ihr schönes Pferd und vieles Geld vom Hannibal empfahen. Sie denken indessen, dies sey nun alles hier; nur dieses hätten sie hier sehen sollen, und mehr hätt ihr Hannibal hier nicht gewollt. Sie irren sich aber, und sehens nun erst recht, was dieses alles heissen soll. J.d.W. 3766. bis 3782. v. C.G. 218. bis 202.

Denn nun, Kinder, nun redt der schlaue Mensch, der Hannibal, seine Soldaten an, und sagt: — „Ihr wißt, welchen Weg wir schon zurückgeleget haben, und mit welcher Lebensgefahr wir durch Frankreich, über die hohen Gebürge, und durch die Schweitz gegangen sind. Zurück, wisset ihr, könnt ihr nicht wieder; und wollt ihr vorwärts, so stehen hier die Römer, und ihr müsset euch mit ihnen hauen. Seht also, hauet ihr euch anjetzt nicht dreist und nicht recht muthig herum, so nehmen diese Römer euch gefangen; so schlagen sie euch in Ketten, wie ich diese Gefangenen in Ketten geschlagen habe; so speisen sie euch mit nur wenigem Brodte, und so prügeln sie euch, wenn sie lustig sind, eben also, als diese hier geprügelt werden. Tausend- und abermal tausendmal werdet ihr alsdann den Tod euch wünschen, wie diese meine Gefangene den Tod sich wünschen. Tausend- und abermal tausend-

J.d.W. 3766. bis 3782. v. C.G. 218. bis 202.

mal werdet ihr dann fechten wollen, so wie diese Gefangenen es wollten, aber werdets eben so wenig dürfen, als diese Unglücklichen, die ihr hier seht, dies dürfen. Fechtet also jetzt, da ihr noch fechten könnet. Macht euch nicht unglücklich, wie diese unglücklich sind, sondern macht, daß ihr nun sieget. Denn das schwör ich euch, fechtet ihr als brave Soldaten, und kann ich durch euch die Stadt Rom überwinden, so will ich nicht etwa schöne Pferde und etwas Geld euch schenken, auch nicht bloß Cränze euch aufsetzen, sondern ich will euch Landgüter geben, daß ihr als Edelleute leben sollet. Ich will euch diese Landgüter geben, wo ihr sie haben wollet, hier in Italien, oder dort in Spanien, oder auch in Afrika, und im Namen des Rathes von Carthago versprech ich dieses. Halt ich auch mein Versprechen nicht, seht, so schwöre ichs, so sollen alle Götter mich verdammen, mir meinen Kopf zerschmettern! — Seyd also verständig, ihr Leute, seyd dreist, und fürchtet euch vor diesen Römern nicht. „

So spricht nun der listige General, und so sehens nun seine Soldaten wohl, daß es für sie am besten ist, nur dreist zu seyn, und entweder zu siegen, oder aber zu sterben. Sie gehn also mit unerschrocknem Muthe auf die Römer los, schlagen sie glücklich in die Flucht, und haben nun gar keine Furcht mehr vor den Römern, da sie nur einmal erst dieselbigen geschlagen haben.

Die Römer sind indessen hier nicht faul; sie schicken augenblicklich noch ein andres Heer ihrer Soldaten auf den Hannibal; doch Hannibal schlägt auch dieses Heer mit grossem Verluste, und da ists ein Glück für Rom, daß es schon Winter ist, und Hannibal die Soldaten aus dem Felde in die Städte schicken muß, damit sie nicht zu nichte frieren, krank werden, und ihm sterben. Denn dadurch bekommen die Römer nun noch Zeit, neue Leute zusammen zu bringen, und sich im folgenden Jahre von neuem wieder herum zu schlagen. J. d. W. 3766. bis 3782. v. C. G. 218. bis 202.

In diesem folgenden Jahre gehts indessen mit den Römern gar nicht besser. Denn Hannibal erfährts, daß der oberste General der Römer ein dreister und hitziger Mann seyn soll, der nicht viel leiden kann. Er geht geschwind also vor dieses Mannes Heer vorbey, thut, als machte er sich nichts aus ihm; senget und brennet aber vor den Augen dieses Römers alle Dörfer und auch Städte nieder, und macht, daß dieser Römer nun recht zornig auf ihn wird; in vollem Grimm auf ihn losgehet, und ihn recht tüchtig schlagen will. Doch Hannibal schlägt ihn und an die 15000 Römer todt, und da kommt Rom nun wiederum in recht sehr grosse Noth.

Zu seinem grossen Glücke nimmts indessen einen Mann, der Fabius sich nannte, macht den zu seinem obersten General, und sendet ihn nun hin, um den Hannibal aus dem Lande zu treiben. Fabius.

Die-

ser

J.d.W. 3766. bis 3782. v.C.G. 218. bis 202.

ser grosse und kluge Mann siehts aber ein, die Römer zittern vor dem Hannibal und vor seinen Soldaten anjetzt schon eben so, als des Hannibals Soldaten zuvor vor den Römern gezittert hatten. Er denkt derowegen, es sey nicht gut, sich mit dem Feinde gleich zu schlagen; lagert sich also fast immerdar auf hohe Berge, und etwas weit vom Hannibal, so daß dieser nun nicht an ihm kommen kann; sucht anbey denn aber, wo Brodt, wo Fleisch, wo Futter für die Pferde, und sonst etwas zu dem Hannibal hin will, das alles wegzunehmen. Er machts also, daß Hannibal und seine Leute oftmals hungern müssen; und lockt nun den Hannibal so in die Gebürge hinein, daß er darin eingeschlossen wird, so wie schon ehedem der Samnier Pontius die Römer darin eingeschlossen hatte. Es ließ also, als müßte Hannibal sich nun gewiß ergeben, und Fabius und alle Römer waren dieserhalb schon froh: denn nun dachten sie, nun wäre alles schon mit diesem Feinde vorbey, und er würd ihnen nun nicht ferner schaden. Aber, Kinder, Hannibal dacht dieses nicht; er war ein kluger schlauer Mensch; und hört einmal, wie er es machte, daß er dem ohnerachtet hier aus den Gebürgen kam.

Er nahm einige tausend Ochsen, band denen lange aber trockene Weinreben, die er in Bündel binden ließ, auf ihre Hörner, ließ mitten in der Nacht die Ochsen nach den Römern hintreiben, mit

ei-

einemmale aber die Bündel der trockenen Weinreiser anstecken, und die Ochsen nun laufen. Die Ochsen fühlten nunmehr aber das Feuer auf den Köpfen, und die Reiser waren lang. Die Ochsen schüttelten also gewaltiglich die Köpfe, und da schlenkerten sich die Reiser und das Feuer um sie herum, so daß sie noch wilder wurden, und sporenstreichs auf die Römer liefen, auf welche Hannibal sie jagen ließ. Die Römer indessen, die Fabius dahin gestellet hat, um den Hannibal und dessen Soldaten nicht durchzulassen, die sehn mit einemmale nun viel tausend Feuer vor sich brennen. Sie sehn, das Feuer schlenkert sich beständig umher, es kommt ihnen auch beständig näher, und sie denkens nicht, daß es nur Ochsen sind, die dieses Feuer hier so schlenkern. Sie denken also, das sind Teufel, wenigstens Gespenste, und laufen, was sie können, fort, um nur den Teufeln oder den Gespenstern nicht in ihre flammende Hände zu fallen. Hannibal lacht indessen diese Narren herzlich aus, freut sich, daß er nun gehen kann, wohin er will, und macht noch in der Nacht sich solchen guten Weg, daß Fabius, da der Tag nun wieder kommt, sich ärgern muß, daß dieser Feind ihm so entwischet ist. Und da seht ihrs wieder, Kinder, was ein kluger General thun kann. Gegen den hilft oft nichts in der Welt; und wenn man oft auch denkt, nun sey er sicherlich verlohren, so ist er, eh man sichs versieht, schon wieder sicher, und trotzt wohl gar dem Feinde.

J.d.W. 3766. bis 3782. v.C.G. 218. bis 202.

Das

J.d.W. 3766. bis 3782. v. C.G. 218. bis 202.

Das alles bedachten aber hier die Römer nicht. Sie glaubten nicht, daß dieser Hannibal so klug und listig wäre. Sie glaubten, ein jeder römische General könne und müsse nur gerade ihm entgegengehen, und ihn sogleich auch schlagen. Sie wurden also auf den guten ehrlichen Fabius recht böse, daß der immer etwas ferne von dem Hannibal verblieb, auf den Bergen immer saß, und sich mit ihm noch nicht geschlagen hatte. Sie kamen also her, setzten noch einen andern Mann zum obersten Befehlshaber bey ihren Soldaten, und sagten: „der sollte sowohl zu befehlen haben als Fabius.„

Minucius.

Dieser Mann nun hieß Minucius, und der dünkte sich sehr klug zu seyn. Denn des klugen Fabius spottete er beständig, und sagte sagar: — „Der alte furchtsame Mann hält sich aus Furcht vor dem Hannibal auf der platten Erde nicht mehr für sicher, drum sitzt er auf den Bergen, und will in den Himmel steigen.„ Fabius war indessen sehr verständig, und dachte: „Laß den Narren nur reden, Ich werde deswegen nicht ein Narre seyn, und die Römer todtschlagen lassen. Ich werde, ohne daß ich dieses thue, den Hannibal genug durch Hunger zwingen, daß er bald wieder aus Italien gehe.„ — So, sag ich, so dachte hier der alte Fabius; und, Kinder, er hatte gewiß so unrecht hier wohl nicht.

Ehe man indessen sichs versahe, so nimmt der überkluge Herr Minucius die mehrsten römischen Soldaten, geht mit ihnen den Hannibal zu Leibe, will ihn schlagen; wird aber von ihm so tüchtig zurück geprügelt, daß er und alle seine Soldaten auf der Stelle geblieben wären, wenn nicht Fabius, der das genug vorhergesehen, es auch dem Minucius vorhergesaget hatte, wie ein Blitz von seinen Bergen herab gekommen, und mit seinen Soldaten den Hannibal zurückgejaget hätte. Da wird denn endlich aber unser Minucius auch klug. Da sieht er nun, daß er sich sehr geirret; geht zum Fabius, und sagt nun selbst: — „Bey dir, mein lieber Fabius, muß ich allerdings noch in die Schule gehn; ich will nichts mehr zu befehlen haben, ich will dir gehorchen; verzeihe es nur, daß ich deiner so gespottet habe.„ J. d. W. 3766. bis 3782. v. C. G. 218. bis 202.

Das war nun würklich schön von dem Minucius, und Fabius vergab denn alles auch gar gern; hielt aber immer sich noch fern vom Hannibal, und dem verdroß nun dies gewaltiglich. Er wollte nemlich gar zu gern sich schlagen; sah aber, daß er auf den Bergen das nicht konnte; wünschte also nichts so sehr, als daß die Römer den Fabius zurückrufen, und einen andern General zu den Soldaten senden mögte. Sein Wunsch der wurd denn auch nun bald erfüllt: denn die Römer konntens immer noch nicht leiden, daß Fabius so immer sitzen blieb, und daß der Krieg sich gar nicht endigte. Es

J.d.W. 3766. bis 3782. v. C.G. 218. bis 202. Terentius Varro.

Es fand sich denn in Rom jetzt auch ein Mensch, der Terentius Varro hieß, und dieses Mannes Vater war ein Fleischer oder Schlachter gewesen, hatte aber sehr viel Geld erworben, so daß sein Sohn, dieser Terentius Varro, in Rom viel galt. Und dieser Mensch denkt nun, wie sein Vater so viel tausend Ochsen vor den Kopf geschlagen, und sie abgeschlachtet habe, so werd er den Hannibal und seine Soldaten leicht abschlachten können, wenn er nur erst zu Felde ginge, und zum Feldherrn Roms erwählet würde. Er berühmt sich dessen auch vor den Leuten in der Stadt, und spricht so groß von sich, und von dem, was er thun will, daß die Römer würklich ihn zum Consul und zu ihrem obersten Feldherrn wählen; den guten Fabius also zurücke rufen, diesen Großsprecher aber mit seinem Gefährten, den andern Bürgermeister, gegen den Hannibal hinsenden. Darüber springt nun aber diesem Hannibal das Herz im Leibe vor recht grosser Freude; und so sehr der alte Fabius die beyden Consuls auch ermahnet, vor dem listigen Hannibal sich wohl zu hüten, so sehr verachtet doch der eine, der Terentius, des Alten Rath, und macht nun bald, daß Hannibal mit noch viel grösserm Recht sich herzlich freuen kann.

Denn Hannibal merkts nun sogleich, daß er einen General vor sich hat, der hitzig ist, und gern auf ihn los gehn will. Er thut also, als fürchte

er

er sich vor diesem hitzigen Herrn recht sehr; läßt in seinem Lager alles stehn und liegen, und stellt sich, als laufe er mit seinen Soldaten wer weiß wie weit. Unser Terentius Varro sieht demnach, der so gar fürchterlich beschrieene Feind ist über alle Berge; er denkt ganz sicherlich, er sey vor ihm so sehr gelaufen, und will sogleich nun in das Lager gehen, um alles, was da noch ist, zusammen zu nehmen, und dann dem Feind auch nachzuziehn. Sein Gehülfe, der andre Consul, denkt indessen an den alten Fabius. Er warnt also den Varro, in das Lager herein zu gehen; doch Varro kehret sich an seine Warnung nicht, und will nun schlechterdings in Hannibals verlaßne Lager ziehn. Zu seinem grossen Glücke begegnen ihm indessen Leute, die ihm es sagen, daß Hannibal gar nicht geflohen sey; daß er nur wenig weit vom Lager, hinter grossen Bergen liege; nur drauf warte, daß die Römer in das von ihm verlaßne Lager gehen, und dort plündern mögten, und daß er dann schnell wie der Blitz mit seinen Leuten da seyn würde, um die Römer nieder zu hauen, wenn sie das Lager plündern, und die vielen Sachen, die darinnen wären, auf den Nacken nehmen würden. Bey Zeiten kehrt der verwegne Mensch also noch um, wird aber hier noch gar nicht klüger.

J. d. W. 3766. bis 3782. v. C. G. 218. bis 202.

Denn Hannibal sieht nun, daß diese List ihm nicht gelungen ist; denkt also, er müsse eine andre

List

J.d.W. 3766. bis 3782. v.C.G. 218. bis 202. List nun wagen, und wagt sie auch mit grossem Glücke. Er fängt nemlich jetzt mit kleinen Haufen an, den Varro anzugreifen; greift auch denselben so unschicklich an, daß Varro ihm an 1500 Menschen niederhaut; und da ist Varro froh.

„Ist das, denkt er, der kluge Hannibal, der grosse General, vor dem man sich so fürchten muß? Das ist ja der dummste Mensch; so dumm hat er die Sache hier gemacht. Der weiß gewiß noch nicht Soldaten recht zu stellen; den will ich gewiß wohl schlagen, das soll die Welt doch sehen.„ So denkt nun unser Varro hier, und da ist nun freylich wohl der andre Consul noch, und der Mann sagts denn auch dem Varro oft genug: „er solle Hannibaln nicht trauen, und der schlaue Feind der such ihn nur zu locken.„ Doch Varro meint, das sey nicht wahr; beharrt auf seinem Sinn, und beschließt, den Hannibal nun anzugreifen.

Früh Morgends an einem sehr hellen heissen Tage bricht er also mit seinen Römern auf, und geht gerade auf den Hannibal nun los. Er, der schlaue Hannibal aber sieht ihn kommen, sieht den schönen hellen warmen Tag, und denkt, den könne und müsse er doch wohl gebrauchen. Er thut also, als wollt er vor dem Varro fliehen; schwenkt also sich, doch nur so weit, daß er mit seinen Leuten nun also sich stellen kann, daß die Sonne ihm im Rücken, den Römern aber in das Auge scheint.

Und

Und kaum hat er also sich nun gestellet, so geht er auch getrost dem Varro und den Römern auf den Leib, die, wenn sie auf ihn sehn, gerade in die Sonne sehen müssen, und also ganz verblendet werden. Er haut denn auch an diesem heissen Tage 70000 Römer todt, nimmt 7000 von ihnen gefangen, und jagt die übrigen 10000, daß sie vor Angst nicht wissen, wo sie bleiben sollen. J.d.W. 3766. bis 3782. v.C.G. 218. bis 202.

Der Herr Bürgermeister Varro siehts also, daß es nicht Ochsen sind, die er so leicht abschlachten könnte; und gar klüglich nimmt er nun bey Zeiten noch die Flucht. Die Römer aber erschrecken, da sie die Botschaft hiervon hören; wollen nun mit einemmale ganz verweifeln, ja sogar auch Rom verlassen, und hinfliehen, wohin sie nur können. Sie haben indessen den alten klugen Fabius bey sich, und der ist fast alleine nur noch ruhig, und bedachtsam auf das Beste der Stadt. Der befiehlts also, die Thore zu schliessen; läßt keinen Menschen aus der Stadt heraus; ermuntert aber jung und alt, die Mauren und die Thore zu vertheidigen; macht also, daß die Römer sich wieder besinnen, und es unter sich nun feste setzen, in Rom zu bleiben, und sich zu wehren, so lange als es nur möglich wäre.

Solch ein grosser Sieg, als dieser war, den Hannibal anjetzt erfochten hatte, der machte natürlich aber den Hannibal sehr froh, und auch sehr sicher. Er dachte nun, die Römer werde er genug besiegen,

und

J.d.W. 3766. bis 3782. v. C.G. 218. bis 202. Capua.

und sie noch zeitig genug, wenn er nur sonst es wollte, von der Erden vertilgen. Er wurd also etwas nachläßig, und anstatt nun gleich nach Rom zu gehen, geht er nach Capua, und bleibt dort, in der Nachbarschaft dieser Stadt, einen ganzen Winter hindurch, mit allen seinen Soldaten. Denn in Capua, und in dem Lande da herum, war das allerbeste Leben. Da war alles vollauf zu Essen und zu Trinken; da lebten die Leute alle Tage herrlich und in Freuden; und da dacht Hannibal, da sollten nun seine Soldaten auch recht lustig leben; und das, Kinder, das thaten sie nun auch würklich hier. Die Römer bekamen indessen nun schon wieder Zeit, um neue Soldaten aufzubringen; und da sie nur Soldaten wieder hatten, da waren sie auch von neuem wieder voller Muth. Ja, Kinder, sie trotzten sogar dem Hannibal, da sie doch so viel tausend Soldaten schon verlohren, den Hannibal aber noch nicht ein einigesmal geschlagen hatten.

Hannibal schickt nemlich einen seiner Officiere nach Rom, um die Römer zu fragen, „ob sie noch nicht um Frieden bitten wollten?„ Sie, die Römer aber, die so sehr vom Hannibal nun schon geschlagen sind, hören das, daß er solch einen Boten an sie schicken will. Sie schicken gleich einen andern Boten diesem Officier des Hannibals entgegen, und lassen ihm sagen: — „er solle den Augenblick zurücke gehn: denn die Römer wollten jetzt

noch

noch keinen Frieden, sondern sie wollten sich noch ferner schlagen, und sterben oder siegen.„ Der Bote muß also zurück, und so bald es wieder Sommer ist, so geht der Krieg nun wieder an; und das war gewiß doch zum Erstaunen, daß die Römer hier so dreiste waren. — Doch, Kinder, nun muß ich euch auch von den 7000 etwas sagen, die Hannibal gefangen genommen hatte. J.d.W. 3766. bis 3782. v.C.G. 218. bis 202.

Diese 7000 Römer die hatten nemlich in der Schlacht, die der Consul Varro lieferte, eigentlich nicht mit gefochten. Sie hatten während dessen das Lager des Hannibals anfallen müssen, und Befehl gehabt, alles Geld und Silber, alle Betten, Kleider, Waffen, und was sonst drin wäre, wegzunehmen. Sie waren aber sehr unglücklich hierbey gewesen, weil Hannibal Soldaten in dem Lager gelassen hatte, und diese nun die Römer mit sehr blutigen Köpfen zurücke wiesen. Die Herren hätten also, da sie das Lager nicht erobern können, sogleich hingehen, und dem Varro und seinen Soldaten in der Schlacht brav helfen sollen. Das hatte ihnen indessen zu gefährlich geschienen, und sie waren also in ihr eigenes Lager gegangen, hatten da ganz ruhig gesessen, auch immer noch gedacht, ihr Varro der würde wohl gewinnen. Ihr Varro wurd nun aber, wie ihr wißt, geschlagen, und da kam nun Hannibal vor dieses Lager.

J.d.W. 3766. bis 3782. v. C.G. 218. bis 202.

Solch Lager müßt ihr euch nun vorstellen als einen grossen Platz auf der Erde, so groß, daß so viel Menschen und so viel Pferde, als bey einer Armee sind, recht gemächlich drauf stehen, die Menschen auch drauf kochen, drauf schlafen, und alle ihre Sachen drauf hinsetzen können. Solcher Platz muß denn auch Wasser bey sich haben, daß Menschen und Vieh nicht dursten dürfen; und weil es oft regnet, oft auch windig ist, und die Menschen im Regen und im Winde unter freyem Himmel nicht gut schlafen können, so baut man auf solchem Platz viel kleine Hütten, ehedem von Stroh, von Holz, von Fellen, jetzt aber von Leinwand auf, die man Gezelte nennt. Und solch ein grosser Platz der ist denn immer auch in etwas fest gemacht. Man gräbt nemlich rings umher die Erde auf, so daß um solchen Platz ein grosser tiefer Graben wird, über den der Feind nicht leichte kommen kann. Man läßt denn auch die Erde aus dem Graben auf die Seite werfen, die nach dem Lager gehet. Um solch ein Lager ist also die aufgeworfene Erde wie ein Berg herum, so daß, wenn der Feind in das Lager schiessen will, er nicht die Menschen, die in dem Lager sind, sondern den Berg nun trifft, der um dem Lager ist. Ihr seht also, daß die Leute, die in solchem Lager stehn, sich ziemlich wehren können. Denn ehe der Feind über den breiten Graben kommt, und ehe er über die aufgeworfene Erde steigt, können

die,

die, die in dem Lager sind, viel Tausende erschies- J.d.W.
sen, ja nachher auch sich immerfort noch hauen, 3766.
wenn der Feind schon würklich in dem Lager ist. bis
Und das, Kinder, das hätten nun die 7000 Rö- 3782.
mer auch thun sollen: denn es waren Soldaten; v. C.G.
und ein Soldat muß sich wehren so lang er kann. 218. bis 202.

Diese 7000 wehren sich indessen hier nun nicht. Sie sehen, Hannibal kommt, läßt ihnen sagen, „sie sollten ihn gutwillig in das Lager lassen, auch sich zu Gefangenen ergeben;„ und die feigen Kerls thun dies auch im Augenblicke. Sie sind nun also als Gefangene beym Hannibal, und der dankt Gott, wenn er nur selbst mit seinen Soldaten was zu essen hat. Er mag also die Kerls nicht futtern, und sagt zu dem Ende: „kauft euch los, oder ich verkaufe euch als Sclaven.„ Und das muß ich euch sagen, Kinder, was das heissen soll, Menschen zu Sclaven zu verkaufen.

Wisset also, wie man Ochsen und Pferde sich anjetzt noch kauft, so kaufte man, leider! dazumal die Menschen; und wie man Ochsen und Pferde zur Arbeit kauft, sie gut auch schlecht futtern, sie prügeln und auch nicht prügeln, sie leben lassen, oder sie auch tödten darf, eben so konnte man damals die Menschen, die man sich gekaufet, oder im Kriege gefangen genommen hatte, wie die Ochsen vor dem Pfluge spannen, und ihnen alle Arbeit anbefehlen, die man wollte, sie mogte so blutsauer seyn wie sie woll-

J.d.W. 3766. bis 3782. v.C.G. 218. bis 202.

te. Und hatte der Herr eines solchen unglücklichen Menschen Lust zu prügeln, so konnt er prügeln so viel er mogte. Ja, wollt er einmal einen Menschen sterben und sich quälen sehen, so konnt er den gekauften Menschen todthauen, er konnte ihn lebendig an Bäume annageln, und so angenagelt ihn sterben lassen, welches creußigen hieß; er konnt ihm auch die Augen ausstechen, Nase, Ohren, Zunge, Hand oder Fuß abhauen, und denn leben lassen; kurz, er konnte alles mit ihm thun, was er nur wollte. Vor Menschen, sag ich, konnt er dieses thun, und Menschen straften den Herrn hiervor nicht. Vor Gott aber, das versteht sich, Kinder, vor Gott darf dies kein Herr und König thun. Vor Gott ist das so abscheulich böse, als immer etwas ist; vor Menschen aber, die nicht klug waren, schien es gerecht; und ihr seht also, die Menschen, die Sclaven waren, die waren allemal die unglücklichsten Menschen. Sie wurden wie das Vieh gehalten, und ihre Herren konnten so grausam mit ihnen umgehen, als sie nur wollten.

Das alles wußten auch die 7000 Römer hier genug, sie mogten also nicht Gefangene und auch nicht Sclaven seyn; hatten aber nicht Geld, sich selbsten loszukaufen, und baten also den Hannibal, ihnen zu erlauben, daß einige von ihnen nach Rom hingehen, und da den Rath drum bitten durften, daß derselbe sie vom Hannibal erkaufen mögte; und

das

das erlaubt nun Hannibal. Es reisen und es kom- J. d. W.
men also zehn von diesen Gefangenen nach Rom, 3766.
bitten da, daß sie und die übrigen Gefangenen mög- bis
ten losgekaufet werden; sehn sich aber in ihrer Hoff- 3782.
nung sehr betrogen. v. C. G.
218.
bis
202.

Denn die Römer hören zwar die Bitte dieser Leute ruhig an, leidens auch, daß die Mütter, die Weiber und die Schwestern der 7000 Gefangenen da vor ihnen stehen, und mit Thränen in den Augen um die Loskaufung dieser Gefangenen flehen, kehren sich aber an dies alles nicht, sondern sagen: — „Geht nur eurer Wege! Ihr hättet in der Schlacht fechten, und im Lager euch gehörig wehren sollen; wir kaufen euch nicht los. Wir brauchen zwar Soldaten, aber wir brauchen nicht feige Memmen, und ihr, ihr seyd nicht wie Soldaten, sondern ihr seyd wie Weiber sind so feige.„ Es wollen also die zehn Gefangenen nicht wiederum zum Hannibal zurück, sondern so in Rom verbleiben; habens aber dem Hannibal versprochen, daß sie zurücke kommen wollen. Der Rath in Rom läßt also, da er das hört, daß diese zehn solches Sinnes sind, und ihr Versprechen nicht erfüllen wollen, sie insgesammt ergreifen, schickt sie gebunden an den Hannibal zurück, und läßt sich das auch gar nicht jammern, daß dieser nun sie, und alle die 7000, an die Griechen verkaufet, die sie als Sclaven übers Meer nach Griechenland hinführen. Ihr seht also, wie Rom

J.d.W. 3766. bis 3782. v.C.G. 218. bis 202.

anjetzt gesonnen war. Es wollte durchaus herzhafte, tapfere Bürger haben, und es wollte auch ehrliche Bürger haben, die sich lieber auf ihr ganzes Leben unglücklich machen, als ihr Versprechen nicht erfüllen sollten, und das war gewiß sehr viel, daß Rom dies letztre wollte. — Hört nun aber vom Hannibal noch mehreres.

Hannibals Soldaten lebten nun den Winter hindurch recht lustig und vergnügt; sahens also gar nicht gern, da der Sommer kam, und sie nun wieder fechten sollten. Dieser Soldaten waren auch anjetzt nicht sonderlich viele mehr: denn viele waren natürlich gestorben, viele hatten sich durch Fressen und Saufen den Tod zugezogen, noch mehrere aber waren in den vielen Schlachten todt geblieben. Hannibal wollte beständig also neue Soldaten aus Carthago oder aus Spanien nach Italien hin haben, dacht immer auch, er würde sie bekommen; aber, Kinder, es wurde immer nichts daraus. Er bekam keine neue Soldaten, und das will ich euch sagen, woher das rührete.

Ich hab es schon gesagt, daß sogleich als dieser Krieg anging, die Römer nach Spanien und nach Afrika ihre Soldaten schickten, um da den Krieg zu führen. Wollt also Carthago die Länder, die es in Spanien und anderwärts hatte, nicht verliehren, so mußt es in Spanien und in andern Gegenden Soldaten halten, die sich gegen die Römer wehren konn-

konnten. Den Römern ging es auch in Spanien sehr glücklich, und sie schlugen die Carthaginenser dort und an andern Orten ziemlich oft. Sie waren daselbst fast eben so glücklich, als sie unglücklich in Italien gegen den Hannibal waren. Wenn derowegen die Carthaginenser würklich auch viel neue Soldaten zusammenbrachten, so konnten sie dennoch selbige nicht zum Hannibal hinschicken, sondern sie brauchten sie in andern Landen nöthiger; und dachten auch, ihr Hannibal wäre klug genug, der würde ohnedem sich helfen; der würde, weil er so listig wäre, die Römer doch wohl schlagen; sie müßten also für Spanien und für die andern Länder sorgen, daß sie da recht viel Soldaten haben mögten. —

J. d. M. 3766. bis 3782. v. C. G. 218. bis 202.

Der gute Hannibal bekam also keine neue Soldaten. Es waren aber so viele ihm bereits gestorben, es starben ihm noch täglich einige, und die Römer hieben auch hin und wieder einige todt; er war also bedrängt genug, da er es sahe, daß seine Armee tag: täglich kleiner wurde, und es ließ, als müßt er nun je eher je lieber aus Italien gehen, und als würd er sich darinnen gar nicht länger halten können. Aber, Kinder, so wenig Soldaten dieser Hannibal nun würklich auch hatte, war er doch aller List und aller Ränke so sehr voll, daß er noch ganze 14 Jahre in Italien verblieb, und daß ihn die Römer nicht daraus vertreiben konnten, obschon dieselben ungleich mehr Soldaten hatten, als er.

Ihr

J.d.W. 3766. bis 3782. v. C.G. 218. bis 202.

Ihr hört also, von jetzt noch 14 Jahr hielt sich dieser Hannibal, so schwach er auch war, in Italien; und da muß ich doch einige listige Streiche euch erzählen, die er den Römern spielete, und wodurch er sich so lange halten konnte. — Hört also, was er unter andern hier vor Streiche spielete.

Der erste Streich, den er nun spielete, war der, daß er bey sich gedachte: — Können mir die Leute in Carthago nicht helfen, so sollen es andre Leute thun, und daß er derowegen dreyerley Feinde den Römern auf den Hals hinzog. Einmal, einen König aus Macedonien, der Philipp hieß; zweytens aber einen König in Sicilien, der Hieronymus hieß, und dessen Vater ein guter Freund der Römer gewesen, anjetzo aber gestorben war; und drittens auch sehr viele von den Völkern in Italien, die Rom ehedem bezwungen hatte, und die das noch nicht vergessen konnten, daß sie so waren bezwungen. Rom mußte nun also an vielen Orten Kriege führen. Auf dem Meere nemlich, und in Afrika, wo Carthago lag; dann auch in Spanien; dann auch in Sicilien; dann auch gegen den Macedonier, vornemlich aber in Italien gegen den Hannibal, und gegen die italienischen Völker, die es mit dem Hannibal jetzt hielten. Rom konnte also nicht alle seine Soldaten über ihn schicken, und er konnt derowegen schon besser sich wehren. Er spielte indessen noch ganz andre Streiche.

Philipp. Hieronymus.

Denn

Denn so war z. E. in Italien die Stadt Tarentum, von der ich schon einmal geredet habe, und diese Stadt gehörte jetzt den Römern; Hannibal wollt sie aber gerne haben, und sie war doch sehr feste, hatte auch viel römische Soldaten in ihren Mauren. Hannibal sah derowegen, daß er dieselbe mit Gewalt so leicht wohl nicht erobern würde, dacht also, mit List dieselbe einzunehmen; und seht, wie er dies machte. J. d. W. 3766. bis 3782. v. C. G. 218. bis 202.

Er erfährts, daß einige vornehme Männer in der Stadt den Römern gar nicht günstig sind. Er denkt also, vielleicht helfen mir die vornehmen Männer in die Stadt, wenn ich nur näher bey ihr bin; und geht demnach mit seinen Soldaten gerade auf die Stadt hinzu, thut aber, da er noch etliche Meilen von ihr ist, als wär er krank, und bleibt daselbst ganz stille liegen. In Tarentum kommt indessen die Nachricht gar bald hin, daß Hannibal sehr krank jetzt sey, und da werden die römischen Soldaten in der Stadt ganz ruhig, essen und trinken, und fürchten von Hannibal nichts Uebels. Eben aber, da sie in einer Nacht so recht lustig und guter Dinge sind, kömmt Hannibal, wie ers gedacht, durch Hülfe der vornehmen Männer, sehr unvermuthet in die Stadt, haut fast alle Römer drinnen todt, und zeigt ihnen, daß er nicht sterbenskrank, sondern munter, frisch und gesund gewesen sey. Und hier, Kinder, hier spielte er mit denen vor-

neh-

J.d.W. 3766. bis 3782. v. C.G. 218. bis 202. nehmen Männern eine List, die euch gewiß gefallen wird.

Diese Männer nemlich aus Tarent, die so gar nicht gut auf die Römer zu sprechen sind, mögen gar zu gern auf die Jagd gehen, um Hasen, Hirsche, Rehe und wilde Schweine zu schiessen. — Um das also zu dürfen, stellten sie sich gegen den römischen Officier, der in der Stadt zu befehlen hat, als wenn sie von den Römern sehr viel hielten, so daß der es ihnen erlaubt, aus der Stadt zu gehen, und solche wilde Thiere zu fangen. Diese Männer gehen aber heimlich zum Hannibal, und sagen ihm, daß sie ihn gern in die Stadt Tarent herein lassen wollten, wenn sie nur könnten; und da sagt ihnen Hannibal, — „das wäre ja was schönes; das wollt er wohl machen, daß sie das können sollten, „ Und, Kinder, das macht er nun auch folgendergestalt.

Er giebt gleich diesen Männern eine ganze Menge Ochsen, Schweine und Schaafe, (denn solche Thiere hat jeder General bey sich, weil seine Soldaten essen müssen,) und sagt ihnen: — „Treibt nun dies Vieh in die Stadt herein; thut da recht freudig, und sprecht: — Seht da, da sind wir auf der Jagd gewesen, haben aber dies Vieh gefunden. Es gehört dem Hannibal; und weil der jetzt krank ist, so geht alles sehr unordentlich bey seinen Soldaten zu; wir haben also leicht dies Vieh wegneh-

nehmen können, u. s. w.„ „Sprecht nur so, sagt ferner dieser Hannibal, laßt alle Leute auch dies Vieh besehen, und schenkts nachher den Römern; so lassen sie euch gewiß noch öfter aus der Stadt heraus: gehen; so denken sie gewiß, wer weiß wie sehr ihr böse auf mich seyd: und denn wollen wir bald genug in Tarent hereinkommen.„ J. d. W. 3766. bis 3782. v. C. G. 218. bis 202.

Das thun nun die vornehmen Männer würklich auch. Sie bringen ziemlich viel schönes Vieh in die Stadt, frolocken vor den Römern recht herzlich drüber, schenkens auch den Römern, und machen also, daß die Römer sie nun öfter aus dem Thore lassen. Da gehn sie aber immer wieder zu dem Hannibal hin, und der läßt allemal im voraus schon viel Hirsche, Schweine, Rehe und Hasen für sie schiessen, läßt ihnen unterweilen auch von seinen Ochsen oder Schaafen einige geben; und da kommen also diese Männer alle Abend immer später und später wieder zur Stadt, bringen allemal auch vieles mit, schenken allemal sehr vieles davon dem römischen obersten Officier und auch den Soldaten am Thore, und in der Stadt werdens also die Soldaten schon gewohnt, diese Männer aus dem Thore zu lassen, und ihnen des Nachtes auch das Thor zu öffnen. Denn allemal geben sie denen, die das Thor ihnen offen machen, entweder Geld oder Wildprett, oder zahmes Vieh zum Geschenk, und das ist den Leuten also eine Freude.

Nach:

J.d.W. 3766. bis 3782. v.C.G. 218. bis 202.

Nachdem dies alles aber eine Weile so gedauret hat, und die Römer einmal einen Festtag halten wollen, so sagt Hannibal zu diesen Männern: „Nun, ihr braven Leute, nun ists Zeit, nun will ich mit euch gehen.„ Geht nun auch mit seinen Soldaten würklich mit, und kömmt mit ihnen auf das glücklichste in die Stadt. Denn die vornehmen Männer klopfen nun wieder an das Thor, sagen wieder, sie hätten brav viel Vieh bey sich, und machen also, daß ihnen das Thor geöffnet wird. Vor dem Thore ist anjetzo aber Hannibal mit seinen Leuten, und die gehn also nun herein, und hauen, wie ich schon gesagt, die armen Römer todt.

Seht also, Kinder, ohngefähr solche Streiche spielte Hannibal, und es war zum Erstaunen, wie ofte er die Römer betrog. Dachten die Römer, er wäre krank, so war er gesund; und dachten sie, er wäre gesund, so war er krank. Glaubten sie, er wäre dorthin gegangen, so wars nicht wahr, sondern er war an einem andern Orte; und meinten sie, er wäre geflohen, so war er immer noch an Ort und Stelle, wo er gewesen war; hatte sich aber in Wälder und hinter grosse Berge versteckt, so daß kein Mensch ihn sehen konnte. Gingen die Römer also weiter, und dachten sie, sie wollten ihn verfolgen, so verfolgte er sie, und kam ihnen über den Hals eh sie es sich versahen. Vor ihm fürchteten sich demnach fast alle Römer, und er würd auch immer noch

länger sich gehalten haben, wenn er nur mehr Soldaten gehabt, und wenn nicht ein junger Mensch in Rom gewesen wäre, der fast noch listiger war, als er; und von diesem Menschen muß ich euch doch etwas sagen. J. d. W. 3766. bis 3782. v. C. G. 218. bis 202.

Der junge Mensch, den ich hier meine, der hieß Scipio, und schon da, da er erst 17 Jahr alt ist, geht er mit seinem Vater schon in den Krieg gegen den Hannibal. In diesem Kriege trifft sichs aber, daß Hannibals Soldaten den Vater dieses Knaben fast ganz umringen, ihn hart verwunden, und vollends ihn in Stücken hauen wollen. Das sieht indessen dieser junge Mensch; und da er das nun sieht, so kann er sich auch gar nicht halten; wie der grimmigste Löwe rennt er nun mitten unter die Soldaten Hannibals, haut auf sie los, so daß keiner auf den Vater hauen kann, sondern alle auf ihn nur hauen müssen; und wehrt sich so lange gegen sie, bis andre ihm zu Hülfe kommen, und er also seinen Vater noch erretten kann. Das sehen indessen einige Soldaten, daß dies der junge Mensch hier thut. Sie erzählen also dies alles wieder; und da denkt nun ein jeder schon, daß dieser junge Mensch gewiß einmal ein rechter Mann seyn werde, lieben ihn deswegen anjetzo schon. Scipio.

Eben dieser junge Mensch ist aber auch ganz allerliebst gebildet, ausnehmend freundlich gegen alle Menschen, und dabey verständig, wie so leicht wohl kei-

J.d.W. 3766. bis 3782. v. C.G. 218. bis 202.

keiner ist. Er wird also den Leuten nun noch lieber; und da macht ers nun vollends so, daß sie ihn bald zu etwas grosses machen, und gar von ihm nun glauben, er sey ein Mensch, der mit den Göttern sprechen könne, den die Götter lieber hätten, als sie andere Menschen haben, und den die Götter dieserwegen alles sagten, was gut oder nicht gut wäre. Dies macht er, daß die Leute dies nun glauben; und ich wills euch sagen, Kinder, wie er dies nun machen konnte.

Er hatte nemlich eine Mutter noch am Leben, und die war in Rom nicht anders als eine sehr gute ehrliche Frau bekannt. Was diese Frau also versicherte, das glaubte man ihr gern; und da versicherte sie, wenn dies oder jenes in Rom geschahe, ihr lieber Sohn der hätt es längstens schon vorhergesagt, daß es geschehen würde. Sie that denn auch, als wundre sie sich selbst darüber, daß dieser Sohn dies so vorher ihr sagen können, und macht also, daß nun auch andere sich wunderten, weil sie der alten Frau das glaubeten. Ihr Herr Sohn hatte derowegen nun schon viel gewonnen, und er konnt sein Ansehn nun gar bald noch weiter treiben.

Er war, wie ich schon gesagt, vor andern sehr verständig; und in Rom, müßt ihr wissen, Kinder, in Rom konnt jeder seine Meinung sagen, wenn dies oder jenes gethan werden sollte. Kams also darzu, daß man in Rom dies oder jenes unternehmen wollte,

te, und sollte jeder nun das sagen, was er darzu wohl meinete, so gab der kluge Scipio fast immerdar den klügsten Rath, weil er der klügste war. Er sah indessen das genug, daß wenn er nun so klug hier redete, die alten und die vornehmen Männer über ihn sich ärgern würden: denn das, Kinder, das ärgert immer die Leute, wenn sie sehn, daß andre klüger sind als sie; und was sollte Scipio nun hier wohl machen? Er wollt nicht gern die Leute böse auf sich sehn, und er wollte doch auch gern, daß Rom besonders jetzt, da solcher Krieg nun war, das klügste und das beste thäte. Hört also, wie er das machte, und ihr werdet sagen, Kinder, — er machte es schon listig genug.

J. d. W. 3766. bis 3782. v. C. G. 218. bis 202.

Er ging nemlich allemal, wenn er so seine Meinung sagen sollte, zuvor noch in den Tempel, oder in die Kirche des Jupiters, (und Jupiter war, wie die Römer glaubten, der oberste Gott,) saß da eine Weile stille, sah immer recht andächtig aus, stellte sich, als erführe er jetzt etwas neues, und ging denn nach einer Weile hin, und sagte, was er vorher schon wußte, daß er sagen wollte. Das sahen nun alles aber die Leute. Sie hörten auch immer seine kluge Meinung, und dachten: — „es ist doch zum Erstaunen, wie der Mensch klug reden kann. Es ist ganz gewiß, der liebe Gott Jupiter der giebt ihm diese Klugheit, und drum geht er allemal auch zuvor in desselben Tempel hin. Den jungen

Men-

J.d.W. 3766. bis 3782. v. C.G. 218. bis 202.

Menschen den muß ganz gewiß der liebe Gott recht lieb haben; den müssen wir also nur ebenfalls auch lieben, und den können wir getrost nur folgen in allem, was er uns rathet.

Nun schien es also, als rede nicht Scipio selbst, sondern als rede der Gott Jupiter aus diesem Scipio. Nun ließ es auch nicht, als wollte Scipio selbst viel klüger seyn, als andere, sondern es ließ, als gehorche er dem grossen Gotte, und als habe der es ihm befohlen, daß er nur so, und gar nicht anders reden sollte. Und weil er ohnedem gegen alle Menschen freundlich, auch gar sehr höflich war, so wurde kein Mensch ihm feind. Er selbst sagte es indessen nie, daß der grosse Jupiter mit ihm so rede. Er leugnete es aber im geringsten auch nicht, wenn andre dieses sagten. Und da ließ es nun wieder, als wärs wohl wahr, und als wollt er nur damit nicht pralen, daß der Gott so gut gegen ihn, nicht aber gegen andere wäre. Es konnten also die Leute den jungen klugen Menschen hier nicht hassen. Sie mußten alle nun ihn herzlich lieben; und da seine alte Mutter lange schon so viel von ihm geschwatzet hatte, daß er bald dies bald das vorhergesaget hatte, ja, Kinder, so wurden die Römer ganz entzückt über diesen jungen Menschen, und dachten, durch ihn würden sie bey den Göttern viel ausrichten können. Was sie nun auch mit diesem Menschen thaten, wie gut er seine

Sachen nun auch machte, und wie er zuletzt den Hannibal bezwang, das will ich euch nun bald erzählen. Zuvor muß ich nur sagen, was in Spanien vorging. J.d.W. 3766. bis 3782. v. C.G. 218. bis 202.

In Spanien, hab ich gesagt, führten die Römer ebenfalls nun Krieg mit Carthago, und in diesem Kriege behielten die Römer fast immer die Oberhand: denn in Spanien war kein Hannibal, das heißt die Generale von Carthago, die in Spanien waren, die waren lange so klug nicht als Hannibal, und drum verlohren sie fast immerdar gegen die Römer. Endlich aber trifft sichs doch einmal, daß die Carthaginenser in Spanien die Römer ganz erstaunend schlagen, und so, daß von den Römern nur überhaupt noch 7000 am Leben bleiben, die sich auf die Flucht begeben müssen. Da siehts also herzlich schlecht mit denen Römern aus: denn ihr Feldherr Scipio, des jungen Scipio Vater, ist in der Schlacht geblieben; ihrer sind nur an 7000 noch am Leben, und vor ihnen stehen wohl zehnmal so viel Carthaginenser. Es läßt also, als müßten nun auch diese Römer entweder sterben, oder sich zu Gefangenen ergeben; und die Carthaginenser sind dieserhalb recht herzlich froh, versehn sich auch sogar kein Arges mehr von diesen nur so wenigen Leuten.

Unter ihnen ist indessen ein Mensch, mit Namen Marcius, und der einzige Mensch ändert Marcinun us.

J.d.W. 3766. bis 3782. v. C. G. 218. bis 202.

nun mit einemmal die Sachen, so daß man ordentlich dabey erstaunen muß. Denn er nimmt nun die 7000 Römer zusammen, und sagt ihnen: — „Was wollen wir uns grämen und ängstigen? So sehr viel tausend Feinde sind um uns herum gelagert. Laufen wir, so können wir durch sie nicht durch, und kommen wir auch durch, so jagen sie doch uns nach. Stehen wir indessen hier nun stille, so greifen sie uns an, oder hungern uns zu Tode. Ergeben wir uns aber, so nehmen sie uns das Hembd vom Leibe, und verkaufen uns als Sclaven. Was wollen wir also thun? Ergeben können wir uns nicht; bleiben können wir auch nicht, und fortlaufen können wir eben so wenig. Nichts ist also besser, als daß wir sogleich, und noch heut in der Nacht, unsre Säbel nehmen, beherzt in das Lager der Carthaginenser gehen, alles darinnen niederhauen, und so entweder siegen oder sterben!„

„Die Carthaginenser, sagt er ferner, werden ganz gewiß das nicht vermuthen. Sie sind, weil sie uns geschlagen haben, so sehr voll Freude, daß sie gewißlich jetzt brav saufen, und besoffen in der Nacht nicht wachen, sondern schlafen werden. Es wird uns also leichte seyn, wenn sie so schlafen, in ihr Lager zu kommen; und das laßt uns wagen, es gehet ganz gewiß.„ — Auf diese Art ermuntert derowegen der gedachte Marcius die wenigen Römer. Sie sehn denn auch, daß er nicht eben unrecht hat;

neh:

nehmens sich vor, dies alles nun zu thun, und thuns nun in der Nacht mit solchem Glücke, daß sie an die 40000 Mann todthauen, die andern aber so in Furcht versetzen und zerstreuen, daß diese 7000 Römer sich glücklich in Spanien halten können, bis von Rom aus neue Soldaten dahin gesendet werden. Diese neue römische Soldaten richten indessen dort nur wenig aus, und zu der Zeit ist nun schon der junge Scipio in Rom bekannt, und sehr beliebt. Rom macht ihn also zum Feldherrn, schickt ihn, da er erst 24 Jahr alt ist, mit einem neuen Heere nach Spanien, und hat bald seine Herzens Lust und Freude an den jungen Menschen. J. d. W. 3766. bis 3782. v. C. G. 218. bis 202.

Denn dieser junge Mensch hat das schon lange sich zur Gewohnheit gemacht, alle Leute auszufragen, und sich nach allen Dingen zu erkundigen. Er erfährt viel tausend Dinge, die sonst kein Römer erfährt, weil kein Römer so wie er neugierig ist, und andre, so wie er befragt. Unter andern aber erfährt er, daß die beste Stadt in Spanien Neu-Carthago sey; daß die Carthaginenser da viel Geld, viel Korn und Mehl, viel Waffen und Kleider für ihre Soldaten haben, und daß die Stadt sehr feste sey. Er erfährt aber auch, daß diese Stadt am Meere liege, alle Tage zu einer gewissen Stunde das Wasser in dem Meere falle, und so sehr ablaufe, daß man in dieser Stunde durch dasselbe durchgehn könne; daß es aber gleich nachher wieder wachse, und so tief

J.d.W. 3766. bis 3782. v.C.G. 218. bis 202.

werde, daß kein Mensch durch könne, u. s. w. — Dies alles, sag ich, erfährt der junge Scipio; und da er dies erst weiß, nun aber selbst in Spanien ist, so nimmt er seine Soldaten, und geht mit ihnen gerade auf Neu-Carthago los; sagt diesen Soldaten aber: „Ihr Leute! der Gott des Meers ist mir im Traum erschienen, hat mir gesagt, ich soll mit euch nach Neu-Carthago gehn, und hat es mir versprochen, daß er, da die Stadt so feste ist, das Wasser in dem Meere kleiner machen will, so klein, daß ich mit euch hindurchgehn kann, und daß ihr denn von der Seite der Stadt, die an dem Meere liegt, und von welcher die Leute sich gar nichts befürchten, auf die Mauren klettern, und die Stadt erobern sollet. Dies hat mir der Gott versprochen; laßt uns also eilen, daß wir dahin kommen. Ihr werdets sehn, der Gott wird sein Wort gewißlich halten, und er wird das Wasser so ablaufen lassen, daß ihr durch selbiges gar leichte werdet gehen können.

Die römischen Soldaten haben nun aber in Rom schon viel davon gehöret, daß dieser Scipio der Götter Freund seyn soll. Sie hören nun von ihm selbst dies sagen. Sie denken also, ihnen könn es nun nicht fehlen; gehn freudig und getrost mit ihm nach Neu-Carthago hin, umzingeln gleich auf dem Lande die Stadt, und greifen sie vom Lande auch an. Die Leute in der Stadt laufen derowegen von der Mauer, die am Meere lieget, weg; denken: ist

doch

doch da das Meer, und stellen sich auf die Mauer, die nach dem Lande gehet. Während dessen kommt nun aber die Stunde, die Scipio schon weiß, in der das Wasser kleiner wird, und da sagt er den Soldaten: — „Seht ihrs wohl, ihr Leute, da ist der Gott des Meers. Seht seine Macht; seht, wie das Wasser kleiner wird, getrost nun in das Wasser herein! Getrost nun durchgewatet, bis ihr an die Mauer der Stadt hinkommt, und da denn herauf geklettert.„ J.d.W. 3766. bis 3782. v. C.G. 218. bis 202.

Die Soldaten sehn nun würklich auch das Wasser kleiner werden. Sie glaubens festiglich, der Gott des Meeres (den nannten sie Neptun,) der thue dies. Sie gehn also beherzt bis an den Bauchnabel durch dasselbe, klettern die Mauren hinauf, springen von selbigen in die Stadt, und kommen nun den Leuten in ihr, die gar nicht hinter sich, sondern vorwärts nach die Landseite der Stadt hinsehn, im Rücken, hauen sie nieder, reissen auch die Thore ein, und lassen nun den Scipio mit den andern Römern in die Stadt. Weil denn auch die dummen Schelme das noch nie gehöret, daß in sehr viel Flüssen und Meeren zu gewissen Stunden des Tages das Wasser wächst und fällt, so denken sie, sey dies bey dieser Stadt ein grosses Wunder, und er, ihr Scipio, der sey ein rechter Freund der Götter. Sie sind also desto beherzter unter ihm, und in wenig Jahren schlägt er alle Carthaginenser aus Spanien Ne-ptun.

J.d.W. 3766. bis 3782. v.C.G. 218. bis 202. heraus, und erobert alle Länder, die Carthago da: selbst hat, für Rom.

Die Römer freuen sich also über alle Maasse über diesen jungen Mann; und da er wieder nach Rom hinkommt, so wissen sie nicht, was sie ihm al: les zu gute thun, und wie sie ihn genugsam ehren sollen. Er mag indessen nicht viel Ehre haben; er will nur gern nach Afrika, und dort Carthago zu ero: bern suchen. Er bittet also, daß ihn die Römer da: hin senden; und dies gefällt denn auch den Römern. Sie machen nun den jungen Mann zum Consul von Rom, und er geht nach Afrika, schlägt da die Car: thaginenser, und ängstiget sie so sehr, daß sie Boten über Boten an den Hannibal nach Italien hinschi: cken, und ihm sagen lassen: — „er müsse eilen, was er könne, um nach Afrika zu kommen, weil sich Carthago gegen diesen Scipio nicht mehr zu helfen wisse.„ Will gleich also Hannibal sehr ungern dran, so muß er dennoch sich und seine Leute zu Schiffe setzen, Italien verlassen, und nach Afrika hingehen, um den Scipio zu widerstehn, der nun Carthago schon belagern will.

Als denn Hannibal aber in Afrika nun ist, so will ers gerne wissen, wie viel Soldaten dieser Sci: pio wohl hat. Er wills auch gerne wissen, wie jetzt desselben Lager ist, und obs ihm nicht möglich sey, mit List und unbemerkt in dieses Lager hereinzukom: men, und etwan bey der Nacht dasselbe anzufallen.

Er

Er schickt also Spionen dahin, und das sind Leute, die z. E. sich wie Bauren kleiden, Hüner, Gänse, Butter, Branntewein, u. s. w. nehmen, dies alles in das Lager bringen, dort verkaufen, und so thun, als müßten sie dadurch sich nähren; die im Grunde aber bloß darum dahin gehn, um zu sehn, wie alles dorten ist, und um das alles denn dem Feinde zu sagen. Solche Leute schickt nun Hannibal nach dieses Scipio Lager hin; doch Scipio der merkts, daß diese Leute würkliche Spionen sind, läßt sie also greifen, und thut nun ganz was sonderbares mit denselben. J.d.W. 3766. bis 3782. v. C.G. 218. bis 202.

Anstatt nemlich daß er diese Leute, wie andere Generale pflegen, gleich sollte hängen lassen, so giebt er ihnen zu essen und zu trinken, führt sie auch in sein Lager überall umher, zeigt ihnen alles und jedes haarklein, und sagt ihnen: — „Nun habt ihr alles gesehn, was ihr zu sehn gewünscht. Nun geht, grüßt mir den Hannibal, und sagt ihm alles wieder, was ihr gesehen habet. „

Die Spionen kommen also zum Hannibal ganz unbeschädiget zurücke, erzählen ihm wieder, was ihnen wiederfahren, was sie gesehen und gehöret haben, machen also, daß der kluge Hannibal ganz verwirret wird, und sich nicht wenig fürchtet. Denn gewöhnlich hängt man die Spionen auf; gewöhnlich läßt man auch dem Feinde ungern sehen, wie alles in dem Lager eingerichtet, und wie stark man in dem:

J.d.W. 3766. bis 3782. v.C.G. 218. bis 202.

demselben ist, weil sonst der Feind sich darnach richten kann, und gar nicht leicht betrogen wird. Er, dieser Scipio aber, läßt alles hier dem Feinde sehn, läßt alles hier haarklein dem schlauen Hannibal gemeldet werden, und das kann Hannibal nicht reimen. — Der Mensch, denkt er, der Scipio, der muß erstaunend dreiste seyn; der muß auf seine Klugheit sich recht sehr verlassen; ja der muß es wissen, daß er mich noch übersehen kann. Er muß es wissen, daß, so klug ich sonst auch bin, er dennoch klüger sey; mit dem ists also wohl gefährlich genug, wenn ich mit dem mich schlage. Am besten wirds wohl seyn, wenn ich mit ihm nur Frieden mache; ich will also mit ihm nur sprechen, und sehn, ob dies nicht möglich ist.„

Sogleich läßt derowegen Hannibal dem Scipio es sagen, daß er mit ihm gerne sprechen wollte, und Scipio läßt dieses sich gefallen. Er und Hannibal gehn nun also zusammen; einer bewundert hier die Thaten des andern; beyde sind höflich und freundlich gegen einander; über den Frieden aber können sie nicht einig werden: denn Scipio sieht sich schon als Ueberwinder an, und fordert so viel, daß Hannibal es nicht versprechen darf. Sie gehn also beyde wieder aus einander, und wollen nun mit dem Schwerdte in der Hand die Sache entscheiden.

Bald rücken dieserwegen die Heere des Scipio und des Hannibals einander entgegen. Der eine

stellt

stellt seine Soldaten meisterlich; der andere aber thut es nicht weniger. Der eine Feldherr ist auch kühn und tapfer; der andre aber ists im gleichem Maase. Und da steht demnach die Welt, und wartet, um zu sehn, wer hier nun siegen werde. Des Hannibals alte Soldaten sind indessen alle fast schon todt, er hat größtentheils nur neue Soldaten unter sich; er wird also geschlagen; Scipio bleibt Sieger, und Carthago muß nun Frieden machen; aber einen Frieden, der für Carthago äusserst schmerzlich ist. J.d.W. 3766. bis 3782. v.C.G. 218. bis 202.

Denn Carthago muß nun erstaunend viel Geld an Rom bezahlen; muß Spanien und ganz Europa verlassen; muß noch in Afrika viel Land verliehren; muß auch alle seine Kriegesschiffe, bis auf 10, den Römern geben, und die Römer bekommen alles Land, was Carthago ehedem in Spanien, in Sicilien, in Sardinien, Corsika u. s. w. besessen hat. Sehr viel hunderttausend Menschen waren indessen in dem Kriege hier ums Leben kommen, und Hannibal hatte die Römer recht geängstiget. — Dieser Krieg, Kinder, ist also nun vorbey; und da muß ich euch anjetzt erzählen, was nun in Rom geschahe.

Das erste, was Rom nun that, war das, daß es alle die Völker wieder bezwang, die es mit dem Hannibal gehalten hatten, und daß es insonderheit mit dem Könige Philipp einen Krieg anfing, der auch den Hannibal hatte helfen wollen. Rom schickte nun also seine Soldaten nach Macedonien hin, und J.d.W. 3783. bis 3787. v.C.G. Rom 201. bis 197.

J.d.W. 3783. bis 3787. v. C.G. 201. bis 197. und schlug diesen König bald so sehr, daß er um Frieden bitten, und sehr viel Land verliehren mußte. Rom wurde derowegen beständig mächtiger, und alle Völker der Erde, auch alle Könige fingen nunmehr an, sich sehr vor Rom zu fürchten. Rom aber wurd anjetzt so dreist, daß es sich unterstand, bald dies bald jenes zu befehlen.

J.d.W. 3788. bis 3795. v. C.G. 196. bis 189. Antiochus. So war z. E. in Asien (dem einem von den vier grossen Welttheilen,) ein König, der Antiochus hieß, der sehr viel Länder beherrschete, der schon viel andere Könige besieget hatte, und den man immer den grossen König nannte, weil er so viel grosse Dinge schon vollbringen können. Und dieser grosse König will, weil alles ihm so glücklich gegangen, noch weiter gehen, und noch mehr Länder erobern. Die Römer aber hören das, sind gleich so dreist, schicken zu ihm hin, und lassen ihm nun sagen: — „er sollte ruhig seyn, sich an dem begnügen, was er hätte, und ihnen ja nicht nach Europa kommen.„ Der König erstaunt also über die Dreistigkeit der Römer, meint, daß ihm kein Volk etwas befehlen könne, und nimmt sich vor, da er über der Römer Drohn sich ärgert, mit Rom nun einen Krieg zu wagen.

Da sitzt indessen Hannibal in Carthago, und kann daselbst den Römern gar nichts mehr zum Schaden thun. Er siehts denn auch, die Römer sind noch immer sehr erzürnt auf ihn, und suchen ihn in ihre

Hän:

Hände zu bekommen, um sein Leben ihm zu nehmen. J.d.W.
Kaum hört ers also, daß der grosse König Antiochus 3788.
mit Rom nun Krieg anfahen will, so geht er aus bis
Carthago fort, und eiligst zu dem Könige hin, um 3795.
dem als General gegen die Römer zu dienen. v. C. G.
196.
bis
189.

Der König hat indessen vieles schon von diesem Hannibal gehöret. Er freut sich also, da derselbe zu ihm kommt, und wird dem Hannibal von Herzen gut. Denn Hannibal sagt, ja schwört es ihm, daß er noch iminerfort die Römer hasse, sie auch beständig hassen werde, und daß er seinem Vater schon dies hätte schwören müssen. Der König hört denn auch genau das alles an, was dieser Hannibal ihm sonst noch sagt, und es gefällt ihm alles, was er ihm räth, wie er es machen müsse, um die Römer zu besiegen. Er sieht aus allen Dingen auch, daß Hannibal gewiß sehr viel Verstand besitze, und will also nach seinem Rath sich richten.

Das alles hören aber die Römer, und da wird ihnen in der That auch bange: denn Hannibal ist ihnen noch viel fürchterlicher, als er es ist, der so grosse und so sehr gepriesene König. Ihnen thuts also nun leid, den König so zum Kriege gereitzt zu haben; sie mögten nun den Krieg sehr gerne hintertreiben, und schicken derowegen Botschafter oder Abgesandten an den König, um mit ihm zu sprechen, und zu versuchen, obs nicht noch möglich wäre, den Frieden zu erhalten.

Das

J.d.W. 3788. bis 3795. v. C.G. 196. bis 189.

Das merken indessen die Römer, daß dies wohl etwas schwer seyn werde, weil Hannibal beym Könige ist, und dieser Hannibal nur Krieg begehrt. Sie sehn also, sie müssen ihre Sache hier noch etwas anders treiben; und treiben sie nun würklich so, daß Hannibal beym Könige nichts mehr gilt; und da sind denn die Römer froh.

Die Abgesandten Roms müssen nemlich gegen den Hannibal recht freundlich thun, ihn fleißig besuchen, beständig um ihn seyn, ihn sehr rühmen, und alles mögliche Gute von ihm reden. Das alles müssen auch die Abgesandten dergestalt nun thun, daß der König Antiochus dies oftmals siehet. Und der sonst so schlaue Hannibal läßt dieses auch geschehen. Er läßts geschehen, daß die Abgesandten immer um ihn sind, immer auch so freundlich sich gegen ihn bezeigen können. Ja, er bezeigt sich selbsten freundlich gegen sie; und da, Kinder, da denkt der König, das sey mit diesem Hannibal so richtig wohl nicht. Er denkt: Hannibal ist voller List. Hannibal ist vielleicht mit den Römern nun sehr gut Freund. Was Hannibal mir sagt, daß ich thun soll, das sagt er vielleicht, um mich nur sicher zu machen, damit ich ihm nur trauen soll; und denn, wenn ich ihm traue, denn ist er listig genug, mich zu betriegen, so daß die Römer mich alsdann besiegen können; ich will also vom Hannibal nichts wissen. Mag er doch rathen was er

will, ich will thun was mir gefällt; mich soll er nicht betriegen, u. s. w.„ J. d. W. 3788. bis

So, Kinder, so denket nun der König hier; so traut er nun den Hannibal nicht mehr; thut all das kluge nicht, was der ihm räth; thut aber sehr viel dummes Zeug, was ihm in seinen Kopf so kömmt, daß er thun will, und die Römer sind nun dabey recht herzlich froh. Nun machen sie sich aus dem Kriege gar nichts mehr. Nun sehen sie es gern, daß mit dem Könige der Krieg angeht: denn nun wissen sie, hat Hannibal dabey gar nichts zu thun. Nun gehen sie also getrost gegen den König in das Feld. Der König ist aber so stolz, denkt, weil er so viel dumme Feinde schon bezwungen hat, so werde er die Römer auch bezwingen können, und Hannibal ärgert sich darüber fast todt. 3795. v. C. G. 196. bis 189.

Er wagt es immer, sagt dem Könige immer, „er solle ihm doch trauen. Die Römer wären kluge und mächtige Feinde, sie würden den König gewiß bezwingen, wo der König nicht thäte, was Hannibal ihm sagte, u. s. w.„ Aber das alles fruchtet bey dem Könige nichts. Er glaubt immer nicht was Hannibal ihm sagt; und da schlagen ihn nun auch die Römer aus einem Lande nach dem andern heraus; prügeln ihn aus Europa nach Asien, und hauen ihm auch noch in Asien seine Soldaten so sehr nieder, daß er endlich wohl sieht, Hannibal hab es recht gut gemeinet; daß er aber gewiß die

Hälf-

J.d.W. 3788. bis 3795. v.C.G. 196. bis 189. Hälfte von seinem Lande verliehren, und erstaunend viel Geld den Römern zahlen muß.

Die Römer bekommen also ganz neue grosse Länder; werden noch ungleich mächtiger als zuvor, und thun nun überall in Europa, in Asien und in Afrika fast alles, was sie wollen. Denn so bald ein Volk oder ein König irgendwo nicht thun will, was sie haben wollen, so sind sie mit ihren Soldaten da, und der Soldaten haben sie so viele schon, daß kein ander Volk und kein ander König so viel dagegen stellen kann. Die Soldaten, die Rom hat, die sind denn auch so dreist im Kriege, als so leicht keine andere Soldaten sind: denn ihre Priester sagens immer: „die Götter wolltens haben, die Römer sollten über die ganze Erde herrschen, und alle Länder erobern.„ — Die Soldaten glauben also, was ihre Priester sagen; und gehn immer sehr beherzt auf ihre Feinde; denken immer: „es sey gewiß, es könne ihnen nicht unglücklich gehen, und sie müßten siegen, weil die Götter es so haben wollten. Und so, Kinder, so wird die kleine Stadt, die Romulus erbauete, nach und nach die mächtigste Stadt auf Erden, die den mehrsten Völkern zu befehlen hat, und vor der die Könige recht sehr nun zittern müssen.

So bald aber die Römer so weit nun sind, so werden sie auch von Tage zu Tage schlimmer. Sie thun nun vielen Leuten Unrecht an; nehmen vielen das Ihrige; verachten alle andere neben sich, und wer-

werden endlich unter sich selbst so voll Zanks und Streits, daß sie sogar gegen sich selbst Krieg anfangen, und eine Parthie die andere erschlägt, wie ihr nach und nach nun hören werdet.

In Asien ist z. E. ein König, und der führt jetzt einen Krieg gegen einen andern König; ist darin auch glücklich, und hat beynahe alles schon gewonnen, was er gewinnen will. Eh er sichs aber versieht, so schickt Rom drey römische Bürger mit einem Briefe an diesem König, der so glücklich ist, und befiehlt ihm in diesem Briefe, — „er solle sogleich den Krieg aufhören lassen, und dem andern Könige alles Land, das er ihm schon abgenommen hätte, wiedergeben, auch in sein eigen Land nach Hause gehen.„ Der glückliche König denkt indessen das sich nicht, daß die Römer ihm so etwas hier befehlen werden. Er sieht jedoch die drey römischen Bürger zu sich kommen, und kennt den einen von ihnen, weil er, der König, auch einmal in Rom gewesen war, und diesen Römer da gesehen hatte. Er streckt sogleich also seine Hand nach diesem alten Bekannten aus, will diese Hand ihm geben, und ruft: — „Willkommen, willkommen, mein lieber Römer! wo kommst du in aller Welt hieher? wie gehts denn dir?„ — Aber, Kinder, der Römer hier ist so abscheulich stolz, daß er die Hand des Königs nicht anfaßt, dem Könige auch jetzt gar nicht danket, sondern den Brief vom Rath in Rom aus seiner Tasche

J. d. W. 3816. v. C. G. 168.

zieht,

J.d.W. 3816. v. C.G. 168. zieht, denselben diesem Könige giebet, und ihm nun sagt: — „Sieh, was hier geschrieben stehet, und denn erst werd ich weiter mit dir sprechen, und sehn, ob du es auch verdienst, daß ich die Hand dir gebe. „

Der König nimmt also das Schreiben, lieſets, findet, daß Rom in demselben den Frieden ihm gebietet, und sagt: — „Es ist gut, ich habe nun das Schreiben geleſen; und habt nur ein wenig Geduld, ich will mich bedenken; tretet indeſſen in mein Gezelt, und setzt euch nieder.„ Artige und nicht stolze Menschen würden gewiß geantwortet haben: — „das wäre gut, und der König mögt sich nur bedenken.„ Die drey römiſchen Bürger aber sagen dies hier nicht. Der eine von ihnen, und gerade der, dem der König die Hand gereichet hat, ist vielmehr so erstaunend grob und verwegen, daß er seinen Stock nun nimmt, mit demselben rings um den König herum einen Crais im Sande macht, und zu ihm spricht: — „Daraus wird nichts! Hier auf der Stelle sollst du sagen: — ob du dem Rath in Rom gehorchen willst, oder nicht? und ehe sollst du mir aus diesem Crais nicht gehen, ehe du mir dies nicht wirst gesaget haben.„

Der König erstaunt also über die Dreistigkeit und Grobheit des Menschen. Er weiß indeſſen, wie mächtig Rom jetzt ist; wagts also nicht, den groben Menschen bös zu machen, und sagt nun

auf der Stelle noch: — „Wells Rom so haben J. d. W. 3816. will, so ist es Friede; ich gehe nach Hause, und v. C. G. lasse, was ich erobert habe, im Stich!„ — Das 168. gefällt denn endlich also dem stolzen Römer. Da giebt er endlich nun dem Könige die Hand, und der König ist auch schwach und furchtsam genug, sie solchem groben Kerl auch jetzo noch zu geben, und ihn nebst seinen Gefährten auf das beste zu bewirthen. Das ist also ein Beyspiel, Kinder, woraus ihr sehen könnet, wie sehr sich die Könige vor Rom jetzt fürchteten. Doch, hört nur, ich will euch noch andre Beyspiele davon geben.

Fast eben um diese Zeit lebte noch ein an- J. d. W. drer König in Asien, (denn Asien ist ein grosser 3817. Theil der Welt, in dem wohl dreyßig, ja wohl v. C. G. funfzig grosse Könige seyn können,) und dieser Kö- 167. nig hieß Prusias. Derselbe macht sich anjetzo aber Prusi- auf den Weg, reiset nach Rom, und reiset bloß as. darum hin, um den Rathsherren in Rom und den Bürgern daselbst zu sagen, daß er sie sehr ver- ehre, und daß er zu aller Zeit recht gern thun wol- le, was sie auch immer nur befehlen würden. Ja, der Mensch ist so ein niederträchtiger Mensch, daß er es selbst in Rom nun sagt: — „er sey ein Sclave Roms;„ und ihr wißt doch, Kinder, was Sclaven waren, und was das heissen sollte.

Es sollte das so viel heissen, als, die Rö- mer könnten mit ihm machen, was sie wollten.

Sie

J.d.W. 3817. v.C.G. 167. Sie könnten ihm befehlen, was ihnen gefällig wäre; sie könnten ihm auch alles Land, ja selbst sein Leben nehmen. Das sollte dieses heissen; das wollt er auch hiermit sagen; und der niederträchtige König fällt nun auch vor den Rathsherren, so bald er sie siehet, auf die Knie, küßt ihnen gern, wenn sie es nur leiden wollen, die Füsse, und nennt sie sogar seine Herren und seine Götter. Nicht wahr also, die Könige hatten nun sehr grosse Furcht vor Rom? — Hört indessen nur noch etwas mehr hiervon.

Eumenes. Ein andrer König, auch aus Asien, der Eumenes heisset, will um eben diese Zeit ebenfalls nach Rom, und eben also dort schmeicheln, wie der König Prusias daselbst geschmeichelt hatte. Er ist würklich auch in Italien schon drinnen, und will nun nach Rom; die Römer aber sind diesem Könige nicht gut. Sie schicken also Boten an ihn, daß er zurücke solle, und der König muß nun zurück; hat also die grosse Reise von mehr als tausend Meilen, zu Wasser und zu Lande, ganz umsonst gethan, und wird noch überdem von aller Welt nun ausgelacht, weil ihn die Römer so sehr wenig achten. Und auch das ist hier noch lange nicht Beschimpfung genug.

Denn nun senden die Römer bald nachher Gesandten in das Land dieses Königes, auch in die Länder andrer Könige, und lassen ausrufen: — „daß

der,

der, welcher wider diesen König Eumenes etwas zu klagen habe, zu diesen Gesandten in die oder in die Stadt hingehen, und da klagen solle. „ Sie zwin- gen diesen König, daß er selbst vor diesen Gesandten sich hinstellen, sich verantworten, und alles sich gefallen lassen muß, was sie zu seinem Schaden sprechen, und was sie ihm befehlen. — Erstaunt ihr also nicht, ihr Kinder, über die Römer, die erst so ein kleines Volk nur waren; die erst keinem Volke zu befehlen hatten, und die nun sogar den Königen befehlen können? J.d.W. 3817. v. C.G. 167.

Und was sagt ihr denn darzu, Kinder, wenn ich euch versichere, daß nun sehr mächtige Könige unterweilen sich eine Ehre daraus machten, hinter den Römern zu stehen, und ihnen bey Tische aufzuwarten, so wie die Bedienten unter uns bey Tische hinter ihren Herren stehen? Erstaunen werdet ihr gewiß, da ihr dies höret; und ich kann es euch versichern, es ist wahr, selbst Könige haben unterweilen sich so weggeworfen. Selbst Könige haben bey Tische hinter den Römern gestanden, und wie Bedienten ihnen aufgewartet. Und das haben nicht gefangene Könige, sondern solche Könige gethan, die noch in ihrem Lande waren, und daselbst noch herrscheten.

Die Römer schickten nemlich oft genug einige von ihren Bürgern zu den fremden Königen hin, daß sie zusehen sollten, wie diese Könige wären; ob sie kluge Herren wären, oder dumme? ob sie den Rö-

J.d.W. 3817. v. C.G. 167. mern gewogen wären, oder sie hasseten? ob sie vor Rom sich fürchteten, oder nicht? Darnach, sage ich, mußten die Abgesandten sich erkundigen; und um das alles zu wissen kamen diese Abgesandten bald zu diesem bald zu jenem Könige; und wenn sie denn dahin kamen, bückten sich mehrentheils die Könige vor ihnen fast zur Erden, und thaten, als ob sie derselben Bedienten wären. Denn sie wußtens wohl, daß wenn diese Abgesandten von Rom irgendwo einen König fanden, der ihnen nicht gefiel, der ihnen nicht Ehre genug erwies, und von dem es so schien, als hassete er die Römer, so konnte der König auch nur immer sich hüten. Eh ers sich versah thaten die Römer gewiß ihm wehe; und hätt er denn nicht gute Worte gegeben, so wär er sicher auch um all sein Land, und wohl gar um sein eignes Leben kommen. — Dies sey indessen genug, Kinder, von dem Stolze der Römer, und davon, daß vor ihnen alle Welt sich bücken, und sehr fürchten mußte. — Nun will ich euch von den Ungerechtigkeiten etwas sagen, die dieses Rom gegen andere beging.

Schon das, was ich euch erzählt habe, wie die Römer den Königen so stolz begegneten, schon das war ungerecht genug; aber das ist würklich nicht zu rechnen gegen alle andere Ungerechtigkeiten, die Rom anjetzt beging, und das sollt ihr selbst noch sagen. Höret nur!

Die

Die Römer sehn, sie haben jetzt so viele Länder schon, die zum Theil wohl tausend Meilen weit von ihnen sind, und nah bey ihnen ist ein Land, das Griechenland sich nennet, wo dazumal die Leute griechisch reden, auch gelehrter als in andern Ländern sind, und dieses Land das haben sie noch nicht. Sie mögten also dieses Land doch auch wohl gerne haben; die Leute in dem Lande haben aber den Römern nichts zu nah gethan. Sie wissen also anfangs nicht, wie sie das machen sollen; kommen endlich aber her, nehmen einige gottlose Kerls, geben denen allerley, und machen, daß die nun auftreten, und sagen: — „In Griechenland sind die und die vornehmen Männer, und diese Männer haben darauf gedacht, und denken auch noch jetzt darauf, den Römern zu schaden, und Krieg gegen die Römer zu führen. Diese gottlose Kerls müssen auch an tausend der vornehmsten Griechen aufschreiben; und da das geschehn, da kommen die Römer, und sagen zu den Griechen: — „Ihr seyd Feinde von uns, und wir müssen euch bekriegen.„

J.d.W. 3817. v.C.G. 167.

J.d.W. 3816. bis 3838. v.C.G. 168. bis 146.

Die Griechen mögen indessen mit einem Volke, das so stark schon ist, sich gar nicht gerne schlagen. Es ist auch nicht wahr, daß sie Feinde der Römer sind; es ist vielmehr gewiß, und die Römer wissens selbst, daß die mehresten Griechen die Römer recht sehr lieben, aber das hilft alles nichts. Die Römer bleiben dabey, die tausend vornehme Herren wären

J.d.W. 3816. bis 3838. v. C.G. 168. bis 146. ihre Feinde; und wären sie es nicht, so sollten sie herüber gehen nach Rom, daselbsten sich verantworten, und es beweisen, daß es nicht wahr wäre, was man von ihnen sagte. Wollen also die Griechen nicht Krieg mit Rom nun haben, so müssen die tausend vornehme Herren nach Rom hinreisen; und so reisen sie würklich auch dahin, um doch zu sehn, ob ein Mensch gegen sie auftreten, und ihnen das beweisen könne, daß sie gegen Rom etwas Böses hätten unternehmen wollen.

Die Römer sind indessen solche gottlose Menschen, daß sie diese Griechen nun gar nicht vor Gerichte kommen lassen, ihre Sache gar nicht untersuchen, sondern dabey bleiben: es sey wahr, daß diese tausend Männer der Römer Feinde wären, und daß sie diese tausend Männer auch wie Gefangene nun bey sich behalten, dieselben auch durchaus nicht wieder nach Hause lassen. Nun fehlen also die klügsten und die besten Männer in Griechenland, und nun denkt Rom, nun sollen die Griechen böse werden, und Krieg anfangen, damit sie denn hingehen, und dies Land erobern könnten. Die Griechen legen sich indessen wohl 40 Jahre lang nur aufs Bitten, bis sie endlich böse werden, und bis es endlich denn zum Kriege kommt. In diesem Kriege sind die Griechen aber wie nichts gegen Rom. Rom bezwingt sie bald, und Rom hat also den Griechen eben so wie andern Völkern zu befehlen. — Dies, Kinder,

nicht

nicht wahr, dies war wohl ungerecht genug? — Ihr müßt indessen wissen, Gott that den Griechen eben nicht zu viel. Denn sie, die Griechen, waren zwar die gelehrtesten Völker, aber sie waren auch stolz und zänkisch genug. Sie hatten Menschenblut genug vergossen, und würden noch mehr vergossen, die Menschen auch noch mehr gequälet haben, als es die Römer thaten, wenn sie so mächtig nur gewesen wären. — Doch ich muß noch mehr Ungerechtigkeiten der Römer euch erzählen. J.d.W. 3816. bis 3838. v.C.G. 168. bis 146.

Nahe bey dem Lande, das Carthago in Afrika hat, lebt ein König, der Maßinissa heißt, und dieser König ist mit Rom gut Freund; Carthago ist es jetzt noch immer nicht. Der böse gierige König nimmt also den Carthaginensern immer eine Stadt nach der andern weg, und Carthago denkt: wehren wir uns, und schlagen wir den gierigen König, so werden die Römer uns böse, kommen und helfen ihrem Freunde, diesem Könige, und machen uns also so unglücklich, als wir nur immer werden können! — Carthago kanns indessen doch nicht leiden, daß der König beständig also handelt. Es schickt also recht viele Geschenke an die Rathsherren nach Rom, und bittet diese Herren: — „ihrem Freunde Maßinissa doch zu sagen, daß er Carthago nicht so sehr viel Unrecht thue.„ Maßinissa.

Maßinissa kennt denn aber die Herren in Rom genug. Er nimmt also noch grössere Geschenke,

J.d.W. 3816. bis 3838. v. C.G. 168. bis 146.

ke, und schickt die an die Herren des Rathes in Rom. Er macht also, daß diese es nicht ungern sehen, wenn er und Carthago sich noch ferner zanken. Denn je länger diese sich zanken, desto öfter kömmt Carthago und desto öfter kömmt der König mit sehr ansehnlichen Geschenken; und wenn sie also ewig auch sich zanketen, so wäre das für die Herren in Rom nur desto besser. Sie hüten sich also sorgfältig genug, daß sie Carthago und den König ganz zur Ruhe bringen, und diese streiten sich demnach viel Jahre lang mit einander.

Weil denn Carthago aber so erschrecklich über den Maßinissa schreyet, so thun die Herren in Rom, als wären sie die billigsten Leute; schicken einigemale Gesandten nach Afrika, und befehlens diesen Gesandten, den König und auch Carthago auszusöhnen. Die Herren Gesandten wissens aber, daß der Befehl so gar nicht ernstlich ist. Sie machens also dergestalt, daß das Gezänk des Königs und der Stadt nur grösser wird. Denn der König siehts, Rom ist ihm gut, den Leuten von Carthago aber gönnt es nichts. Er fährt also in einem fort, der Carthaginenser Städte und Länder wegzunehmen, so daß Carthago immer wieder ängstiglich nach Rom um Hülfe schreyet. Und da schickt Rom nun endlich

Cato. einen Mann dahin, der Cato heisset, um nun den Streit zu heben.

Die:

Dieser Cato aber ist ein harter, stolzer Mann, J.d.W. 3816. bis 3838. v.C.G. 168. bis 146.
ist Carthago niemals gut gewesen, und will der Stadt
auch gar nicht wohl, so daß Carthago dies wohl mer-
ken kann. Dem ohnerachtet frägt er aber: — Ob
Carthago sich nach dem nun richten wolle, was er
jetzt sagen und verordnen würde? und Carthago
sagt hier nein: denn es weiß es schon, daß er
nichts Guts verordnen werde. Carthago sagt denn
auch: „es wär ja schon von andern Gesandten alles
gut genug geordnet worden. Er sollte also bey dem
es lassen, was die römischen Gesandten selbst vorhero
schon als recht befohlen hätten. Sie wollten, so
unrecht es auch wäre, dennoch gerne sichs gefallen
lassen. Sie wollten nur nicht gern noch mehreres
Unrecht leiden; und er, Herr Cato, mögte jetzt nur
das ansehn, — ob Maßinissa nicht noch weiter
nun gegangen wäre, als die ersten Gesandten ihm
erlaubet hätten?„ — Und, Kinder, dies, so
billig dies auch ist, verdrießt nun doch den alten ei-
gensinnigen Menschen aufs gewaltigste.

Er geht nun gleich aus Afrika nach Rom,
läßt in Afrika fast alles, wie ers fande; schreyt
in Rom nun aber über Carthago so, daß alle Rö-
mer erstaunen, und daß Carthago endlich auch zu
Grunde gehen muß.

Denn, Kinder, wo dieser alte böse Mann in
Rom nur etwas redet, da fällt er gleich auch auf
die Rede von Carthago, und sagt: — „Glaubt es
mir,

J.d.W. 3816. bis 3838. v.C.G. 168. bis 146. mir, ihr Römer, Carthago hat einen unversöhnlichen Haß gegen euch. Glaubt es mir, Carthago will einen neuen Krieg gegen unser Rom anfangen; und glaubt mirs auch, Carthago ist so mächtig jetzt schon wieder, daß wenn es wieder Krieg anfängt, es noch weit mehr uns ängstigen wird, als in den vorigen Kriegen. Glaubts also, es ist die höchste Zeit, daß wir uns aufmachen, nach Carthago ziehn, und es zerstören, sonst zerstört es, eh wirs uns versehn, dies unser Rom.„ — So, sag ich, so schreyt nun dieser alte Cato hier; und da im Anfang niemand auf ihn recht hören will, so fährt er fort,

J.d.W. 3827. bis 3835. v.C.G. 157. bis 149. tag: täglich und viel Jahre lang also zu schreyen, bis endlich denn das, was er will, geschiehet.

Denn Maßinissa, der böse Nachbar Carthagens, der dies Geschrey des alten, in diesem Stück gewiß recht schändlichen Kerls, genugsam weiß, thut den Carthaginensern nun noch grössern Schaden, so daß die armen Leute sich nicht anders helfen können, als daß sie Krieg mit ihm anfahen, und sich gegen ihn zu wehren suchen. Da schreyt der alte Kerl aber gleich noch heftiger in Rom. „Da seht ihrs, spricht er nun, da seht ihrs, daß Carthago mächtig ist; und nun habt ihr ein volles Recht, Carthago zu bekriegen. Denn Carthago führt jetzt Krieg gegen unsern Freund, den König Maßinissa. Es hat aber im letztern Frieden uns versprechen müssen, ohn unsere Erlaubniß mit keinem einigen Volk und

Kö-

Könige Krieg zu führen, und diese Erlaubniß hats doch nicht von uns. Carthago hält also sein Wort uns nicht; es betriegt uns. Laßt uns gehn, und es zerstören!„ J.d.W. 3827. bis 3835. v.C.G. 157. bis 149.

Ehedem galt nun, was der alte böse Mann so sprach, in Rom nicht viel. Denn die weisen Herren des Raths die dachten, unser Cato ist ein Narr; und zerstören wir, wie Cato will, die Stadt, so ist alsdann kein Streit mehr mit derselben und mit den Königen. Ist dorten aber dieser Streit nicht mehr, wie stehts alsdann mit den so herrlichen Geschenken? Am besten also ists, daß diese Stadt nur bleibe, u. s. w.„ So, sag ich, dachten erst die Herren in Rom bey dieses Cato Schreyn; jetzt aber, jetzt dachten sie ganz anders. Jetzt entstand in Spanien, in Griechenland und Macedonien Krieg gegen Rom. Jetzt sahn sie, daß Carthago dreister wurde. Jetzt fürchteten sie, daß Carthago mit den Feinden in Macedonien und Griechenland und Spanien sich verbände. Jetzt dachten sie demnach, jetzt wär es hohe Zeit, Carthago zu zerstören; und fingen derowegen ihre Sache jetzt recht listig an.

Sie schickten nemlich Gesandten nach Afrika, und gaben diesen Gesandten den Befehl, den Carthaginensern zwar zu sagen, — „sie kämen von Rom, um Carthago und den König auszusöhnen; im Grunde aber acht zu haben, ob Carthago, oder ob der König stärker wäre. Wärs Carthago, dann zu ei-

len,

J.d.W. 3827. bis 3835. v. C.G. 157. bis 149.

len, und Frieden zu machen, ehe noch der König überwunden, und Carthago muthiger auch stärker würde. Wärs aber der König, dann keinen Frieden zu stiften, sondern diesen König anzutreiben, daß er den Carthaginensern noch mehr Schaden thäte, und sie so schwach machte, als ihm nur möglich wäre.„ — Dies alles gebieten sie den Gesandten, und das gebieten sie ihnen darum, weil sie es nun beschlossen haben, Carthago zu zerstören, und weil ihnen alsdann dies leichter wird, wenn der König Maßinissa erst recht viele todt gehauen, und sie insgesammt in Furcht gesetzet hat.

Die Gesandten Roms indessen thun das alles sehr genau, was ihnen anbefohlen ist. Sie sagen, wie sie sollen: sie wären gekommen, um Frieden zu stiften. Sie sehens aber, Maßinissa überwindet die Armee von Carthago, und da denken sie denn auch am Frieden nicht. Sie bitten den König, daß er noch mehr den armen Leuten nun zu Leibe gehet, und das thut er ungebeten gern. Er hauet also sehr viel tausend Carthaginenser nieder, und schreckt diese Leute so, daß sie ihn aufs demüthigste um Frieden bitten, auch sehr viel Geld dafür an ihn bezahlen. Die Römer aber freuen sich deshalb, und sehn, nun ist es desto leichter, diese grosse Stadt so ganz und gar zu Grunde zu richten. So schändlich auch dies ist, so fest haben sie denn doch dies alles schon beschlossen, und da machen sie derowegen sich nun fertig, um mit ihren Soldaten gleich dahin zu gehn.

Die

Die armen Leute in Carthago hörens aber, J.d.W. 3827. bis 3835. v.C.G. 157. bis 149.
daß die Römer dieses Sinnes sind. Sie schicken al-
so den Augenblick Gesandten dahin, lassen um Frie-
den bitten, und zeigens, daß sie eigentlich nichts Ue-
bels gethan; daß sie über den König genug geklagt;
daß Rom ihnen nicht geholfen; daß sie sich
hätten wehren müssen; daß sie nun auch allbereits
in Ruhe wieder wären, und daß, wenn sie, da sie
sich gewehret, nicht recht gethan hätten, dies nicht
mehr thun wollten, u. s. w.„ Das alles aber hilft
bey den ungerechten Römern nicht das mindeste.
Sie sagen, ihr habt Krieg geführet, ohn daß wir
euch das erlaubet haben; und bey dies Sagen blei-
ben sie.

Die Gesandten von Carthago sehn also, daß alles andre hier vergeblich ist. Sie thun derowegen, was auf diesen Fall Carthago ihnen zu thun geboten hat, und sagen: — „Wollt ihr denn die grosse Noth, in der wir waren, und uns wehren muß-ten, nicht glauben oder nicht bedenken, nun was wollt ihr weiter von uns, als daß ihr uns besieget, und uns zu euren Unterthanen machet. Wir sa-gens also, und wir haben Befehl, es euch zu sa-gen, wir Leute in Carthago, und wir alle, die wir in den Ländern von Carthago wohnen, wir alle wol-len von nun an eure Unterthanen seyn, und nicht mehr unsre eigne Herren. Wir wollen euch gehor-chen in allem, was ihr befehlet; so erbarmet euch

denn

J.d.W. 3827. bis 3835. v. C.G. 157. bis 149.

denn unsrer, schenkt uns unser Leben, verbrennt nicht unsre Stadt, und verwüstet nicht unsre Länder!„

Dies ist gewißlich nun alles, was irgend ein Volk thun kann, und die Römer selbst erstaunen, da sie dieses hören. Sie schämen sich vor sich selbst, daß sie Nein hier sagen sollen. Sie sprechen derowegen Ja zu diesen Gesandten; sagen Ja, das soll geschehen, und das lassen wir uns gefallen; meinens aber im Herzen hier ganz anders; sinnen nur auf eine List, um die Leute zu betriegen, und sagen zu dem Ende hier noch ferner: „Wir könnens euch kaum glauben, daß ihr euer Versprechen halten werdet; ja, wir müssens fürchten, daß Carthago dieses Versprechen gereue. Eilt also nach Carthago; macht, daß 300 der vornehmsten Carthaginenser hieher kommen, die das nemliche versichern, und die sich verpflichten, bey uns zu bleiben, und ihr Leben zu verliehren, falls Carthago dies sein Wort nicht hält. Eilt aber, daß die Leute (solche Leute nannte man Geisseln,) ehe noch hieher kommen, ehe wir von hier aufbrechen, um nach Afrika zu gehen. Kommen nemlich diese Geisseln ehe, so sehen wir, daß ihr die Wahrheit sagt, und es soll bey dem Versprechen bleiben. Kommen sie aber später, so gilt auch das Versprechen nicht. Wir sehn alsdann, Carthago sucht nur Zeit, seine Mauren noch fester zu machen, und noch neue Soldaten

ten anzuschaffen. Wir werden aber diese Zeit Car- v. d. W.
thago gar nicht lassen, sondern bald nach Afrika 3827.
hinschiffen, wo die Geisseln nicht bald bey uns bis
seyn werden.„ 3835.
v. C. G.
157.
bis
149.

Seht, Kinder, so abscheulich betriegerisch handeln hier die Römer. Denn hört nur, was sie hierbey gedenken, und was sie hierbey auch thun. Sie gedenken: Wir wollen nun recht eilen, und so sehr eilen, daß wir noch ehe auf den Weg nach Afrika kommen, ehe die Gesandten von Afrika wieder zurücke kommen können: denn alsdenn sind wir nicht schuldig, der Stadt zu schonen. — So schelmisch, sag ich, denken hier die Römer. Und hört nun, Kinder, wie schändlich diese Römer nun auch handeln.

Die Gesandten von Carthago hörens, was die Römer anjetzt fordern. Sie hörens, daß die 300 Geisseln so sehr geschwinde kommen sollen. Sie eilen also, was sie können, nach Carthago; kommen da so erstaunend geschwinde hin; nehmen da so erstaunend geschwinde 300 vornehme Männer mit sich, und kommen glücklich mit denselben zu den Römern noch ehe zurück, ehe die Römer zu Schiffe gegangen sind. Die Römer hätten nun also ihr Wort auch halten, und keinen Krieg anfangen sollen; aber, Kinder, die schändlich treulosen Menschen kehren sich an ihr Versprechen im geringsten nicht.

J.d.W. 3827. bis 3835. v. C.G. 157. bis 149. Sie nehmen die 300 Geiſſeln zwar jetzt an, ſchweigen übrigens aber ſtille; ſetzen ſich mit ſehr viel tauſend Soldaten zu Schiffe, und ſegeln nach Carthago. Die Carthaginenſer erſtaunen alſo, da ſie ſo ſehr viel römiſche Soldaten ſehn. Sie denken, es iſt Friede, wie die Römer es verſprochen haben; ſchicken alſo den römiſchen Befehlshabern Geſandten entgegen, und laſſen fragen: „obs nicht würklich Frieden wäre?„ Die Befehlshaber ſind indeſſen ſtolze und ſehr ungeſchliffene Männer. Sie ſetzen ſich, als wenn ſie Könige wären, auf ſchönen Stühlen vor den Abgeſandten von Carthago nieder, laſſen die Abgeſandten aber vor ſich ſtehen, und ſagen: — „Es iſt Friede!„ Sie ſetzen ſogleich aber noch hinzu: — „Ihr Carthaginenſer, ihr habt euch erboten, daß ihr uns Römern nun gehorchen wollt. Wir wollen derowegen ſehn, ob dies auch Wahrheit iſt; und wir gebieten euch demnach, daß ihr all euer Gewehr und alle eure Waffen, kurz, alles, ohne Ausnahm, was zum Kriege gehört, aus eurer Stadt uns bringet, und dies alles uns in unſre Hände gebet. Iſts wahr, daß ihr euch unterwerfet, ſo müßt ihr gehorchen. Geht alſo, ſagt dieſen Befehl den Leuten in der Stadt, und kommt gleich wieder, und bringt uns, was wir fordern!„

Des Himmels Einfall vermuthen nun die Abgeſandten der Stadt ſich ehe, als ſolch einen Befehl.

fehl. Sie erstaunen also, da sie dies hören; erwar- J. d. W.
ten nun sogleich nichts Gutes von den Römern, und 3827.
bis
sagen auch sofort: — „Der Befehl ist hart, ja fast 3835.
v. C. G.
unmöglich zu erfüllen. Denn hier um uns herum 157.
bis
hier wohnen sehr verschiedne Völker, die gern ihre 149.
Nachbarn anfallen, sie ermorden und berauben. Womit sollen wir demnach uns wehren, wenn wir so angefallen werden? Und welches Volk wirds unterlassen, uns dergestalten anzufallen, wenn das erst kund seyn wird, daß wir keinen Spieß, keinen Degen, keinen Bogen, noch sonst etwas mehr haben, womit wir uns wehren können. Bey tausenden, ja bey zehntausenden werden sie zu uns kommen, uns, unsre Weiber und unsre Kinder jämmerlich ermorden, wenn wir anjetzt euch alle unsre Waffen geben. Wir bitten also, daß ihr sie uns lasset!„

So, Kinder, so gar nicht unrecht reden hier die Gesandten; aber so hart und so stolz sind hier die Römer, daß sie hierauf nun sagen: — „Wir fordern von euch Gehorsam; geht und bringet uns, was wir gefordert haben. Denn was eure Sicherheit vor den Völkern anbetrifft, die um euch hier wohnen, so habt ihr davor nun nicht zu sorgen. Rom wird das thun.„ Die Gesandten müssen derowegen nach Carthago, daselbst dies alles wieder sagen, und endlich auch alle Gewehre und alle Waffen aus der Stadt hin zu den Römern führen.

Die

J.d.W. 3827. bis 3835. v. C.G. 157. bis 149.

Die fluchwürdigen Römer sehen nun also die armen Leute von Carthago dahin gebracht, daß sie sich nicht mehr wehren können. Sie gehn derowegen in ihrer Ungerechtigkeit sogleich noch weiter, und sagen: — „Schön ihr Leute, schön ist es, daß ihr uns dergestalt gehorchet; wir rühmen diesen euren Gehorsam mit Recht. Es ist indessen noch Eins, was wir von euch jetzt fordern müssen, und wir hoffen, ihr werdet auch darin uns gehorsam seyn. Hört also, was dieses Eine ist; und wir rathen euch, folgt uns, und widersetzet euch nicht. — Nehmt eure Weiber, eure Kinder, und alle eure Haabe; zieht mit diesem allem aus der Stadt, und kommt, wir wollen euch zehn Meilen weit von hier an irgend einem andern Ort hinführen, wo ihr euch Häuser bauen könnet. Am Meere aber sollt ihr nicht mehr wohnen, und eine feste Stadt sollt ihr ebenfalls nicht wieder bauen; diese eure bisherige Stadt Carthago aber wollen wir abbrennen, und sie so gänzlich zerstören, daß kein Stein in ihr noch ferner auf dem andern bleiben soll!„

Da stehn also die Abgesandten Carthagens, hören diese schreckliche Forderung; sagen, das wäre wider das Versprechen, welches Rom gegeben hätte; und zittern und weinen fast vor grosser Betrübniß ihrer Seelen. Die unmenschlichen Römer aber sehn dies alles ohne Rührung an, und ihre stolzen Befehlshaber sagen: — „Seyd doch Männer, und

nicht

nicht Weiber: denn was ist es sonderlich schmerzlich, J.d.W. solch eine Stadt zu verlassen! Und kurzum, wir 3827. bis befehlens, es soll und es muß geschehen! Geht al- 3835. so, meldets euren Leuten in Carthago, und warnet v. C.G. sie, daß sie sich dessen nicht weigern: sonst wird es 157. bis ihnen erschrecklich noch ergehen!„ 149.

Die armen Menschen müssen also zu ihren Leuten in der Stadt zurücke gehn, denselben diesen harten und ungerechten Befehl nun bringen; und was meint ihr, Kinder, was thaten nun wohl diese Leute? Sie hatten keine Waffen, auch nicht ein- mal ihre Degens mehr. Was sollten sie also gegen die Römer machen, die Degens und Spiesse, und alle nur mögliche Waffen hatten? Sie mußten nun sich wohl ergeben, und alles thun, was diese Römer wollten; meint ihr das nicht, ihr Kinder? — Wahr ists, man sollte dies nun meinen; aber ich muß euch sagen, dies thaten die Leute von Car- thago hier doch nicht; und hier sollt ihr erstaunen über das, was die Menschen können, wenn die Noth sie zwinget, und sie nur etwas klug und be- dachtsam sind.

Die Carthaginenser sagen nemlich: „Ehe wir auch dieses thun, und unsre Stadt also verlassen wollen, so wollen wir viel lieber tausendmal hier sterben. Hier wohnen wir am Meer; hier können wir uns Schiffe halten, mit andern Ländern han- deln, und dadurch Geld verdienen, und das sind wir

J.d.W. 3827. bis 3835. v. C.G. 157. bis 149.

gewohnt. Es ist also das nicht gleich viel, wo wir auch wohnen. Am Meere sollen wir nicht ferner wohnen; eine Stadt mit Mauren sollen wir nun auch nicht haben. Wir sollen also wie Bauren seyn, und wie Bauren wohnen; vom Ackerbau nur leben, und dröschen und pflügen können wir doch nicht; aber handeln können wir, und Schiffe bauen, und Schiffe auf dem Meere führen. Den Augenblick laßt uns die Thore schliessen. Laßt uns den Augenblick, da wir keine Schwerdter und sonst auch keine Waffen haben, die Steine von den Strassen nehmen; laßt uns auf die Mauren steigen, auf die Römer werfen, wenn sie an die Stadt heran kommen; laßt auch unsre Schmiede Tag und Nacht arbeiten, um Spiesse, und Degen, und Helme u. s. w. für uns zu machen; wir wollen uns wehren bis aufs Blut! „ — Seht, Kinder, dies sagen hier die armen Leute, und dies thun sie nun so augenblicklich auch, als sie es hier gesagt haben.

Sie steigen auf ihre Mauren, bringen ungeheuer viel Steine darauf hin; schmieden Tag und Nacht sich Waffen; sehn, daß sie nicht Eisen genug zu ihren Waffen haben; nehmen also ihr Zinn, ihr Gold und Silber darzu, und bauen auch neue Schiffe für sich. Weil es indessen zu den grossen Stricken oder Thauen, die bey den Schiffen sonderlich sehr nöthig sind, an Hanf und Flachs nun fehlet, so schneiden sich die Weiber sogar ihre Haare

von

vom Kopfe, und flechten sie zu Stricken ein. Kurz, J.d.W. 3827. bis 3835. v.C.G. 157. bis 149.
Kinder, die armen Leute setzen sich in aller Geschwindigkeit so sehr zur Wehre, daß, da die Römer auf die Stadt losgehn, und sie erobern wollen, sie tüchtig zurückgeschlagen werden, und darüber sehr erstaunen müssen, daß solche Leute, die gar kein Gewehr mehr haben, so sehr sich wehren können.

Dies geht denn auch beynah vier Jahr hindurch J.d.W. 3835. bis 3838. v.C.G. 149. bis 146.
in einem fort also. Die Römer wollen in die Stadt herein; die Carthaginenser aber prügeln sie immer zurück, bis endlich dann ein Römer dahin kommt, der Scipio heisset, und ein Vetter des Scipio ist, welcher im zweyten Kriege mit Carthago den Hannibal bezwang. Denn diesem Scipio gelingts am Ende, in die Stadt zu kommen, und da, Kinder, da es geht es ganz erbärmiglich in dieser grossen Stadt auch her. Denn die Leute in ihr die wollen sich durchaus noch nicht ergeben. Sie schmeissen also immer noch aus den Häusern mit Steinen nach den Römern, und die Römer stecken nun die Häuser an, so daß die grosse Stadt an allen Ecken und Enden brennen muß.

Diese Stadt war aber sechs deutsche Meilen groß, und in ihr waren an siebenmal hunderttausend Menschen. Von diesen Menschen blieben auch etwan nur 50000 am Leben, und wurden zu Sclaven gemacht, die andern alle aber wurden todt gehauen, oder liefen selbst in des Feuer, und verbrann-

J.d.W. 3835. bis 3838. v.C.G. 149. bis 146. ten sich darinnen. Das Feuer selbst aber brannte ganzer 17 Tage in einem fort; und endlich wurden alle Mauren niedergerissen, die ganze grosse Stadt also der Erden gleich gemacht.

Und, Kinder, das ist nun freylich wahr, die Carthaginenser waren zu aller Zeit recht betriegerische, auch recht grausame Menschen gewesen. Es ist freylich wahr, sie hatten zu aller Zeit sehr vielen andern Völkern Unrecht angethan, und bloß aus Geitz in vielen Ländern Krieg geführet. Es ist auch freylich wahr, sie hatten einen ganz abscheulichen Gebrauch, nageiten gar zu gern die Menschen, die ihnen nicht gefielen, lebendig an ein Holz mit Händen und mit Füssen an, und liessen selbige dergestalten sich zu Tode quälen. Ja es ist auch freylich wahr, daß sie unterweilen junge Kinder, und deren wohl einig hundert zugleich, den Eltern nahmen, und sie lebendig verbrannten, weil ihre Priester ihnen sagten, daß die Götter dies recht gerne sähen. Dies alles, sage ich, ist freylich wahr, so böse waren die Leute in Carthago freylich wohl; aber es ist doch das auch wahr, daß der alte Kerl, der Cato in Rom, nicht werth war, daß er das Leben hatte, da er zum Tode so vieler Menschen die erste Ursach gab. Und es ist auch wahr, daß die Römer hier erschrecklich unrecht thaten, und daß der liebe Gott die schändlichen Menschen, die dies hauptsächlich so betrieben, in dieser Welt noch lange nicht genug be-

stra-

strafen konnte; daß es also mit ihnen eben so nun stunde, wie mit der Tullia, der Tochter des Tullius, von der ich sonsten schon geredet habe. — (pag. 76. u. f.) Doch hört noch andere Beyspiele der römischen Ungerechtigkeit. J.d.W. 3835. bis 3838. v. C.G. 149. bis 146.

Entsinnt euch, daß ich oben bereits euch sagte, daß Carthago alle Länder, die es in Spanien hatte, den Römern lassen mußte; und hört nun, wie diese Römer sich in Spanien gegen die Leute daselbst betrugen. Ihr werdet alsdann gar bald es sehen, daß die Römer auch hier gewiß sehr ungerecht waren.

Der Befehlshaber der Römer in Spanien sieht nemlich in einer Gegend dieses Landes Leute wohnen, die sehr reich sind, und diesen Leuten mögt er gern das Ihrige nehmen. Er sieht es aber, wagt er dies so mit Gewalt, so werden diese Leute, die ohnedem auch dreiste sind, sich wehren, und viel tausend seiner Römer niederhauen. Er denkt also mit List das Ihrige an sich zu bringen, und stellt zu dem Ende sich recht freundlich gegen diese Leute an, und sagt ihnen: — „er wüßte ein Land, welches viel herrlicher als das ihrige wäre, und in welchem sie noch weit besser leben würden. Er hätte sie denn alle auch sehr lieb, wollt ihnen also ein so herrliches Land wohl gönnen. Sie mögten derowegen alle ihre Haab und Güter nehmen, und mit ihm kommen, er wolle sie in dieses Land nun führen, u. s. w.„

Die

J.d.W. 3835. bis 3838. v. C.G. 149. bis 146.

Die Leute glauben würklich also dem betriegerischen Mann; machen sich mit allen ihren Sachen auf den Weg, werden aber, da sie sich nichts weniger als solche Treulosigkeit vermuthen, von den römischen Soldaten überfallen, und allesammt in Stücken gehauen, so daß der schändliche Befehlshaber und seine Soldaten nun alles, was diese Leute haben, für sich hinnehmen können. Rom bestraft auch solche erschreckliche Missethat an diesem Böswichte nicht; wird aber sehr böse auf die andern Völker in Spanien, die diese schändliche That nun hören, gleich zu den Waffen greifen, und solche Böswichter, als die Römer sind, aus ihrem Lande treiben wollen.

Viriathus.

Da ist indessen unter diesen Spaniern ein Mensch, der Viriathus heißt, und dieser Mensch ist vor andern Spaniern dreist, auch klug. Die Spanier machen ihn also zu ihrem Feldherrn, und er schlägt nun die Römer einmal über das andere, ganzer 8 Jahr hindurch; bringt endlich auch die römischen Heere in Spanien so in die Enge, daß sie ihn um Frieden bitten, und zuschwören müssen, ihn als einen Herrn und König in einem sehr grossen Theile Spaniens ganz ruhig zu lassen. So gerecht es aber auch vor Gott und Menschen ist, was man geschworen hat, zu halten, so sind doch die Römer hier so ungerecht, daß sie sogleich hier diesen Eid nun brechen.

J.d.W. 3835. bis 3843. v. C.G. 149. bis 141.

Denn

Denn sie nehmen einen neuen Feldherrn, schi- J.d.W. 3835. bis 3843. v.C.G. 149. bis 141.
cken den mit neuen Soldaten nach Spanien, und befehlen ihm, dem Viriathus so viel als möglich wäre Verdruß zu machen, und ihm in sein Land zu fallen. Sie wollen nemlich, Viriathus soll alsdenn auch böse werden, und Krieg anfangen, und denn soll es heissen, er sey schuld, und er wärs, er hätte den Frieden nun gebrochen. Viriathus merkt dies aber, thut ihnen also den Gefallen nicht, sondern leidet lieber dies und jenes, was nicht recht ist, von den Römern. Da wird diesen Römern aber die Zeit zu lang, und da sagen sie nun selbst es frey heraus: — „sie wollten den Frieden nicht halten;„ und gehn sogleich auch wider den Viriathus zu Felde. Weil sie indessen diesen klugen Mann gar J.d.W. 3845. v.C.G. 139. nicht bezwingen können, so nehmen sie zur Schelmerey ihre Zuflucht, und besiegen ihn zu ihrer eigenen Schande. Denn sie bestechen einige Freunde dieses tapfern Mannes mit vielem Gelde, und die ermorden ihn in seinem Bette. Die ungerechten Römer aber bezwingen nun mit leichter Mühe alle die Spanier, die der tapfere Viriath so viel Jahre hindurch recht schön beschützete. — Und nun noch ein anderes Beyspiel von dem, wie die Römer jetzt so ungerecht schon waren.

In Spanien lag eine Stadt, die Numantia Numantia. hieß, und diese Stadt war immer ihr eigner Herr gewesen, that auch den Römern alles zu Liebe, aber

nicht

nicht das mindeste zu Leide. Die Römer könnens indessen nicht leiden, daß diese Stadt so frey seyn soll; sie wollen auch diese Stadt für sich noch haben,
J.d.W. und lassen also ihre Feldherren vor diese Stadt hinge-
3843. bis hen, um sie zu belagern und zu erobern. In dieser
3851. v.C.G. Stadt sind indessen etwan höchstens 4000 Män-
141. bis ner, die als Soldaten dienen können; doch diese
133. Männer sind so geschickt und so beherzt, daß sie die mehrsten römischen Feldherren schlagen, und zweymal sie dahin bringen, daß sie um Frieden bitten, und ihnen zuschwören müssen, — „Rom solle diese Stadt nunmehr in Freyheit lassen, und sie nicht wiederum bekriegen.„ Dem ohnerachtet aber kommt Rom nun her, schickt wieder frische Soldaten gegen diese Stadt, belagern sie so lange, daß die armen Menschen ihre Hunde, ihre Pferde, und endlich auch die todten Menschen essen müssen, weil sie sonst nichts mehr zu essen haben. Da sie endlich aber auch Hunde und Pferde und Menschen nicht mehr haben, die sie essen können, so, denken sie, wollen sie lieber sterben, als solchen schändlichen Menschen, wie die Römer waren, sich ergeben. Sie stecken also alle ihre Häuser in Brand, und erstechen oder verbrennen sich nun selbst, sammt ihren Weibern und ihren Kindern. Rom hat also von seiner Ungerechtigkeit nun nichts, als einen Aschenhaufen, ewigen Schimpf und Schande vor aller Welt, und sicherlich auch schwere Verantwortung vor Gott,

der das Böse gewiß vergilt. Und in der Stelle der Römer, die hieran schuld waren, mögt ich gewiß vor Gott nicht treten, wenn auch die ganze weite Welt dafür mir sollte gegeben werden. J.d.W. 3843. bis 3851. v. C.G. 141. bis 133.

Ists indessen nicht wahr, Kinder, habt ihrs anjetzo nicht genug gesehn, daß die Römer schon sehr ungerecht gegen andere Leute waren? Ists nicht auch wahr, wünscht ihr nun nicht, daß Gott solche ungerechte Leute strafen mögte? Und würdet ihrs nicht gerne sehen, wenn ihr hörtet, daß Rom eben so wäre abgebrannt und zerstöret worden, wie Carthago und Numantia abgebrannt und zerstöret wurden? Vermuthlich werdet ihr dies bey euch wünschen; aber hört nur einmal jetzt zu, und bedenkt einmal genau, was ich euch sagen will.

Ich will euch erst hier fragen: Konnten solche böse Menschen, die an so viel Unglück schuldig waren, hier wohl genug bestrafet werden? Sie verdienten gewiß mehr Strafe, als hier die Menschen ausstehn können; und das ist eins, was ich euch sagen will. Ueberdem aber muß ich nun auch dies euch sagen: In Rom waren bey den vielen bösen Menschen auch noch sehr viel gute Menschen am Leben; und sollte wohl der liebe Gott um der bösen Menschen willen die guten Menschen in der Stadt verbrennen oder zunichte hauen lassen? Die bösen Leute laufen ihm ja nicht fort. Er hat sie ja immer noch bey der Hand, wenn sie

J.d.W. 3843. bis 3851. v.C.G. 141. bis 133. auch schon todt hier sind. Er kann ja derowegen mit der Strafe warten, bis er sie alleine hat, und er kann sie so auch strafen, daß sie alleine nur die Strafe fühlen, und nicht die guten Menschen zugleich mit ihnen. Ist das nicht wahr, ihr Kinder!

Das ist ja wohl wahr genug, ihr Kinder, und Gott kann also die bösen Menschen in Rom durch Krankheit und durch Gram recht sehr bestrafet haben, wenn er sie gleich durch Feuer nicht bestrafet hat. Dadurch, daß Feinde nach Rom gekommen wären, die alles abgebrannt und alles ermordet hätten, dadurch würde Gott viel gute Menschen sehr geplaget haben. Dadurch aber, daß er die bösen Menschen sehr krank und traurig machte, dadurch schadete er den guten Menschen nicht, und das war also auch gut von Gott. Daß aber auch in Rom anjetzt noch sehr viel gute Menschen waren, das will ich euch erweisen; höret nur!

In Rom wurde ohngefähr um diese Zeit eine Frau, die etwas Böses gethan hatte, in das Gefängniß geworfen, und in dem Gefängnisse sollte sie zur Strafe nun verhungern. Sie hatte aber eine Tochter, und die Tochter war schon groß, hatte auch schon wieder Kinder, und ging alle Tage, ja wohl mehrmal des Tages, zu ihrer Mutter in das Gefängniß hin. Der Häscher oder Stadtknecht aber, der auf das Gefängniß Acht haben mußte, durchsuchte dieser Tochter allemal ihre Kleider, und

sahe

sahe zu, ob sie der Mutter auch zu Essen oder zu Trinken brächte, fand aber immer nichts bey ihr; ließ sie also ohn Bedenken zu derselben ins Gefängniß gehn. J.d.W. 3843. bis 3851. v. C. G. 141. bis 133.

Das alte Weib das lebt indessen einen Tag und alle Tage immer fort. Kein Mensch bringt ihr zu Essen oder zu Trinken, und sie lebt doch immer, und stirbt noch nicht. Das dünkt also dem Häscher oder Kerkermeister sehr besonders. Er begreift durchaus es nicht, wovon die Frau so lange leben kann; giebt derowegen noch genauere Acht auf sie, und sieht zu seinem Erstaunen nun, daß es die Tochter ist, die dieses alte Weib so lange zu erhalten weiß. Denn diese Tochter reicht nun jedesmal der alten Mutter ihre Brust, läßt die alte Mutter daran saugen, und ernährt also mit ihrer Milch die alte arme Sünderin. Dem Kerl gefällt indessen die Liebe dieser Tochter ungemein. Er geht gleich hin, sagt den Richtern und den Leuten in der Stadt, was er gesehen hat, und, Kinder, alle rühmen diese Tochter, und die Richter schenken ihretwegen der Mutter das Leben, machen auch etwas Geld nun aus, was Mutter und Tochter jährlich haben sollen, und ernähren also beyde, weil die Tochter so liebreich sich bewiesen hat. — Schon dies also, Kinder, schon dies lehrt euch, daß in Rom noch Menschen waren, die das Gute gerne sahen, und die es auch belohnten. Wolltet ihrs also wohl wünschen, daß Gott

um

J.d.W. 3843. bis 3851. v. C.G. um der bösen Menschen willen diese gute Menschen und diese gute Tochter lebendig hätte verbrennen sollen? — Aber noch weiter, ihr Kinder.

141. bis 133. In Rom wurd anjetzo auch ein Mann angeklagt, der einmal Befehlshaber der Römer gewesen war, und über den die Leute nun schrien, daß er ihnen gar nicht recht gethan, sondern sie sehr geplaget hätte. Der Vater dieses Mannes aber lebt annoch; und da derselbe diese Klage höret, so bittet er die Römer, daß sie ihn zum Richter machen mögten, weil ers doch gern wissen wollte, — ob sein Sohn ein solcher ungerechter Mensch auch wäre, oder nicht. Die Römer machen ihn also zum Richter in der Sache, und nun verhört der Vater seinen Sohn, und auch die Leute, die über ihn klagen. Der Vater findet aber, da er die Sache genug gehört, daß sein Sohn würklich so ungerecht gewesen sey. Er wird also böse auf den Sohn, will ihn gleich nicht mehr vor Augen sehn, und will dem Volk es sagen, sein Sohn sey des Lebens nicht mehr werth, damit das Volk ihm gleich das Leben nehme. Der Sohn indessen, der dies weiß, nimmt Gift, verschlucket es, und stirbt daran; der Vater aber bedauret ihn nicht, sondern hat was recht und gut ist so lieb, daß er seinen Sohn viel lieber sterben siehet, als daß er desselben böse Thaten entschuldigen, und den Leuten Unrecht geben sollte, die Recht hatten, da sie diesen Sohn verklageten. Gewiß also, ihr Kinder,

der, auch der Vater hier war ein sehr guter Mann. J.d.W. 3843. bis 3851. v.C.G. — Doch hört ein noch anderes Beyspiel, das ebenfalls in diese Zeit hier hingehöret.

In Rom pflegten die Menschen, insonderheit 141. bis 133. aber die Priester und die Obrigkeiten, eben so öffentlich vor den Göttern zu beten, als unsre Prediger auch jetzo noch auf den Canzeln öffentlich zu dem wahren Gott zu beten pflegen. Und wie unsre heutige Prediger von Gott das bitten, daß er alles allen Menschen möge wohl gelingen lassen, so baten die Römer dazumalen immer nur für sich, und nicht für andere Menschen. Sie baten aber auch immerdar nur das von den Göttern, — „daß diese Götter doch den Römern immer mehr und mehr zu gut thun mögten.„ Da war indessen jetzt ein Mann in Rom, und der kam her und sagte: — „Mehr Guts, als wir schon haben, dürfen wir wohl nicht verlangen. Es ist genug, wenn die Götter nur unser Glück erhalten; es ist nicht nöthig, daß sie dies Glück noch grösser machen!„ — Er änderte also das Gebet, bat nur, — „daß die Götter Rom bey seinem Glück erhalten, nicht aber, daß sie dies Glück vermehren sollten.„ Und die Leute liessen sich auch dies gefallen. Sie beteten nun alle dergestalt; und dies, Kinder, dies zeigt ebenfalls, daß damals der verständigen Menschen noch viele sich fanden, und daß lange nicht alle Römer so gierig waren, Länder zu erobern, und andern Völ-

kern

J.d.W. 3843. bis 3851. v. C.G. 141. bis 133.

kern so sehr weh zu thun. Um so vieler guten Menschen willen mogt also der gute Gott der Stadt Rom nun noch wohl schonen. Dieser guten Menschen wurde indessen von Tage zu Tage weniger, und da, Kinder, da ging denn auch das Glück der Leute in Rom tag: täglich mehr und mehr zu Grunde. Da fielen sie sogar über sich selbsten her, und machtens bald, daß auch sie besieget wurden, wie sie vorher fremde Völker häufig genug besieget hatten; und wie das zuging, das will ich euch erzählen.

Ihr wißts doch noch, daß schon vor langer Zeit die armen Leute über die reichen klagten, und daß die vornehmern Römer würklich auch den armen Unrecht thaten, da sie die Länder, die im Krieg erobert wurden, größtentheils für sich nur nahmen, und da sie also schöne Landgüter und Edelhöfe hatten, die armen Bürger aber nicht das geringste. Dis, sag ich, wisset ihr bereits, und dies war nun bisher auch immer also geblieben. Die Armen hatten unterweilen zwar darüber gemurret; aber die reichen Herren hatten sich daran nicht gekehret. Mit einemmale wurd nun aber dieser alte Streit wieder lebendig, und das geschah vornemlich durch zwey Männer, welche Brüder waren, und Grachus hiessen.

Grachus.

J.d.W. 3851. bis 3863. v. C.G. 133. bis 121.

Denn diese zween Brüder waren, wie mir es dünkt, sehr ehrliche Männer. Sie sahn, daß die reichen Herren in Rom sehr liederlich wurden; daß sie, je mehr sie hatten, desto mehr noch haben wollten;

ten; daß sie also, wo sie nur konnten, andern Men- J.d.W.
schen gerne Unrecht thaten, und den Richtern Geld 3851. bis
hingaben, daß die sie nie bestrafen mußten, wenn sie 3863.
auch noch so vieles Unrecht hatten. Die Grachen v. C.G.
dachten also, es wär wohl gut, wenn die reichen 133. bis
Herren etwas im Zaum gehalten würden. Sie 121.
dachten, es wär wohl gut, wenn sie so viel Geld und Gut nicht hätten, als sie hatten, und die Grachen wollten also, daß die vornehmen reichen Leute in Rom von ihren grossen Landgütern das alles wiedergeben sollten, was ihnen nicht mit Recht gehörete, und was sie und ihre Eltern schon wider alles Recht sich angemasset hatten.

Eben diese Grachen sahen aber auch die Armuth so vieler Römer. Sie sahens, diese Armen, und schon die Voreltern dieser Armen, die hatten im Kriege auch die Länder erobert. Sie meinten derowegen, es wäre billig, daß jeder von diesen Armen auch etwas Feld besässe, wovon er mit den Seinen leben könnte. Sie bestunden also darauf: — „die Felder und Landgüter sollten besehen werden. Ein jeder, der Feld hätte, sollte beweisen, daß ers mit Recht auch hätte, und wer das nicht beweisen könnte, der sollte zwar 500 Morgen (und das ist sehr viel Land,) behalten, das andre Land aber schlechterdings nun wiedergeben, damit es unter den Armen vertheilet werden könnte.„ Dies forderten, sag ich, die Grachen, und dies, dünkt mir, war gewiß nichts Böses, sondern sehr was Gutes. Dem

J.d.W. 3851. bis 3863. v. C.G. 133. bis 121.

Dem ohnerachtet aber schreyen nun die reichen Herren hierüber ganz gewaltiglich. Sie schelten und schimpfen die zween Brüder so sehr sie immer können; und da dieselben dennoch fortfahren, und die Felder schlechterdings so eingerichtet wissen wollen, so entschliessen sie sich, diese zween Männer zu ermorden. Das wissen indessen diese Männer, daß die Vornehmern in Rom so gegen sie gesonnen sind. Sie sorgen also für ihr Leben; sagens den Armen, daß man ihnen nach den Leben stehe; und da sind diese Armen unaufhörlich und wohl bey Tausenden um diese Männer herum, um selbige zu beschützen. Doch am Ende hilft dies alles nicht. Die vornehmern reichern Leute in Rom schlagen erst den einen Grachus todt, und bringen nachher mit ihrem vielem Gelde und mit ihren Schmeicheleyen so viel tausend Menschen auf ihre Seite, daß sie endlich über die arme Parthie in Rom herfallen, und den andern Grachus, auch überdem noch 3000 arme Bürger, erschlagen kömen.

Wie auch die Henkerknechte das todte Vieh und alles Aas von ursern Strassen schleppen, so lassen nun die Vornehmern in Rom die armen Bürger, die so erschlagen sind, gleich als wenn sie nicht Menschen, sondern Aas nur wären, aus der Stadt zum Wasser schleppen. Sie nehmen nun eiserne Haaken an Stangen fest gemacht, hauen diese Haaken in die Leiber der todtgeschlagenen armen Bürger, schlep-

pen

pen sie so auf der Erden, von einer Strasse zur andern, zum Wasser hin, begraben sie auch nicht, sondern schmeissen sie insgesammt ins Wasser, damit Fische, Krebse und Frösche von ihrem Fleisch sich sättigen mögen. Und dies alles war gewiß von Bürgern einer Stadt so abscheulich gehandelt, als möglich ist. J.d.W. 3851. bis 3863. v. C.G. 133. bis 121.

Bey dieser abscheulichen Begebenheit spielte indessen ein Mensch hier eine List, die ganz besonders war, und die ich euch erzählen will. — Die Grachen warens nemlich, die zuerst hier diesen Streit verursacht hatten; die Grachen waren also den vornehmern Leuten erstaunlich verhaßt. Es hätte sich indessen treffen können, daß der noch lebende Grachus fortgelaufen wäre, und dann hätte er von neuem wieder den Streit anfangen können, und das wollten die Vornehmern nicht, daß dies geschähe. Sie liessen derowegen ausrufen: — wer ihnen den Kopf dieses Mannes brächte, der sollte so viel Gold dafür haben, als dieser Kopf wiegen würde; und da wollt ein jeder dieses Gold nun gern verdienen. Ein jeder paßt also dem Grachus sehr genau nun auf; und da er würklich bleibet, so nimmt ein schelmischer Kerl den Kopf desselben, und denket, dieser Kopf der soll ihn nun recht glücklich machen.

Er öffnet also diesen Kopf so künstlich als er kann, gießt geschmolzen Bley in selbigen hinein, macht also, daß der Kopf bey 18 Pfund nun wieget, und

J.d W. 3851. bis 3863. v. C. G. 133. bis 121.

bringt ihn dem Consul in Rom: denn dieser Consul war in dem ganzen Lärmen der oberste Anführer der vornehmern Bürger. Dieser Consul ist denn auch recht herzlich froh, da er des Mannes Kopf nun sieht, und also weiß, daß der Mann nicht mehr am Leben ist. Er giebt dem Kerl würklich nun bey 18 Pfunde Gold, und merkt es nicht, daß eines Menschen Kopf so schwer nicht wiegen kann. Der Consul wars indessen werth, daß er also betrogen, und nachher ausgelachet wurde: denn er war ein würklich böser Mensch. Und hört nur, was er unter andern hier vor Böses that.

Ehe das Hauen und Stechen zwischen den armen und zwischen den reichen Leuten in Rom noch seinen Anfang nimmt, will dieser Grachus immer noch die Ruhe gern erhalten, und das Hauen und Niedermetzeln hindern. Er schickt also einen schönen jungen Knaben zu dem Consul hin, und läßt ihm fragen: — „obs nicht noch möglich wäre, Fried und Ruhe zu erhalten? er wenigstens und seine Leute wären sehr dazu geneigt.„ Der Consul aber schickt den Knaben ohne Antwort fort, und sagt: — „Mit Kindern red er nicht, und das wäre viel zu schimpflich für ihn, daß er mit solchen Knaben sich besprechen sollte.„ Er droht anbey dem Knaben den Tod, wofern er wieder käme; und tödtet würklich auch dies arme unschuldige Kind, da der Vater von demselben, der ein guter Freund des

Gra:

Grachus war, ihn noch einmal dahin zu gehen be- J.d.W.
fiehlet, und da das gute Kind dem Vater gleich ge- 3851.
horchet, auch weiter nichts beym Consul thut, als bis 3863.
daß er ihn um Frieden bittet. Gewiß also, ein v. C.G.
sehr abscheulicher Mensch war dieser Consul hier. Er 133.
war gewiß abscheulicher noch, als es die vornehmen bis
Römer waren, die er vertheidigte. Er wurd indes- 121.
sen am Ende auch aus Rom gejagt, und mußte
fast vor Hunger sterben. Die reichen Römer aber
wurden bald von andern Männern abgestraft, be-
sonders von einem Manne der Marius hieß, und Mari-
noch von einem andern, der sich Sylla nannte; us.
von welchen beyden ihr recht vieles hören sollet. Sylla.

J.d.W.
Marius war wohl nichts mehr als eines ar- 3864.
men Bauren Sohn, wurde Soldat, und hielt als bis
Soldat sich überall so gut, daß er bald Hauptmann, 3904.
nachher Oberster, ja zuletzt vielmals Bürgermeister v. C.G.
in Rom, und noch öfter der oberste Feldherr der 124.
Römer wurde. Er war indeß ein ganz besonderer bis
Mann, und drum gings denn auch ganz sonderbar 84.
mit ihm.

Er war nemlich groß und stark vom Leibe.
Gings zum Hauen, so ging er dreist auf den Feind
los, hieb um sich herum, und wer ihm nur im We-
ge kam, den stürzt er auch zu Boden. Daß er selbst
auch Hiebe bekam, und schwer verwundet wurde,
das rührte ihn fast immer nicht. Er blieb beym
Hauen, mogt er doch selbst schon bluten, wie er

J.d.W. 3864. bis 3904. v. C.G. 124. bis 84.

wollte; und dabey war ihm sonst auch alles gleich. Hatte er Fleisch, so aß er es, und hatte er Wein oder Bier, so trank er es. Fehlte es aber am Fleische, am Bier und am Weine, nun so aß er Brodt, und so trank er Wasser, und das aß und trank er ohne Murren; das schmeckte ihm so recht vortreflich schön. War indessen auch kein Brodt nicht mehr im Lager, nun, so hungerte er, und war vergnügt dabey. Fehlt es auch an reinem Wasser, so trank er ohne Scheu aus Pfützen, die morastig waren, und machte sich auch nie was draus, ob er im Sturm, im Regen und im Schnee, in Häusern und Gezelten, oder unter freyem Himmel schlafen mußte. War ihm der Feind auch nahe, so schlief er gar nicht; und sollt es eilend auf den Feind losgehn, so blieb er gewißlich nicht zurücke. Er lief, wie der beste Kerl laufen kann, und sagte niemals, er sey müde. Hatte er auch noch so viel schon gehen müssen, und sollte nun ums Lager herum ein Graben aufgeworfen werden, so war er mit seiner Schippe zum Graben fast immer noch ehe als andere bereit, und arbeitete und grub viel fleißiger noch als andere. Kurz, er war ein Soldat, wie viel tausend andere nicht sind. Er gefiel also den Römern, und er gefiel ihnen dergestalt, daß sie ihn zum Befehlshaber machten, weil sie würklich keinen tüchtigern Menschen darzu finden konnten.

Marius war indessen, wie schon gesagt, nur eines gemeinen Mannes Sohn. Die Leute in Rom machen ihn aber zu ihrem Bürgermeister und zum Feldherrn. Das verdrießt also den Vornehmern gewaltig, daß sie, wie sie meinen, unter den Befehlen eines so schlechten, geringen Kerls stehen sollen; und das giebt nun die erste Gelegenheit zu vielem Zank und Blutvergiessen. J.d.W. 3864. bis 3904. v.C.G. 124. bis 84.

Denn Marius sieht nicht nur grimmig aus, sondern er ist in der That auch grimmig genug, wenn ihm jemand etwas zu nahe thut. Er kann auch überhaupt von keinem Menschen etwas leiden, und wer ihm zu nahe kommt, an dem sucht er gewiß auch sich zu rächen. Er wird also bitter und böse auf die Vornehmen in Rom; schilt so viel er kann auf sie; giebt den Armen immer recht, wenn sie über die Vornehmern klagen, und sucht sie gegen die Vornehmern immer mehr und mehr recht bös zu machen.

Es kommen damals aber viele hunderttausend Deutsche und Franzosen nach Italien. Denn weil diese in Frankreich und in Deutschland nicht mehr wohnen wollen, so ziehen sie durch viele Länder; wollen sehn, welches Land das beste sey, in dem Lande dann auch wohnen bleiben, und die Leute, die darinnen sind, entweder todtschlagen, oder wegjagen, damit sie alleine nur drin bleiben können. Sie kommen derowegen auch in die Länder hinein, die jetzt den Römern schon gehören; und da die Römer J.d.W. 3875. bis 3887. v.C.G. 113. bis 101.

sie

J.d.W. 3875. bis 3887. v.C.G. 113. bis 101. sie von dort zurücke treiben, ihnen die Länder auch so recht noch nicht gefallen, so gehen sie zuletzt nach Italien, und wollen hier nun wohnen.

Ihr könnts indessen genug wohl denken, Kinder, die Römer waren solche Leute nicht, die das sogleich auch hätten leiden sollen. Sie nehmen also ihre besten Soldaten und ihre beste Generale, besonders aber diesen Marius, schicken diese gegen die Deutschen und Franzosen, und haben die Freude, daß Marius sie alle, so viel ihrer auch sind, verschiedentlich schläget, und Italien also errettet. Der tapfere Mann der hat indessen vorhero schon einen König in Afrika besieget; sein Ruhm ward nun also noch grösser. Er bildet sich nun noch mehr ein; die Vornehmern aber ärgern sich nun noch mehr über ihn; und was da draus nun entstunde, das sollt ihr den Augenblick erfahren; hört zuvor nur dies, wie Marius es macht, daß er die vielen hunderttausende besiegen kann, und wie erschrecklich er die unglücklichen Deutschen und Franzosen hier in Stücken hauet.

Das vornehmste, was Marius hier thut, um diese viele Leute zu bezwingen, ist ohne Zweifel wohl dies, daß er ein unbekanntes Weib zu sich hinkommen läßt; von dem Weibe den Soldaten sagt, daß die Götter mit dem Weibe oftmals sprächen; daß sie viel Dinge schon vorhergesaget hätte, und daß allemal auch das geschehen wäre, was von dem Weibe ihm so wär vorhergesaget worden. Dies

Dies ist nun würklich, wie man von selbst wohl denken kann, nicht anders als erlogen, und das Weib weiß würklich das, was noch geschehen soll, so wenig vorher zu sagen, als wenig andere Menschen das vorher zu sagen wissen. Marius versicherts aber, daß dies die Wahrheit sey; und Marius hält nun auch ganz öffentlich das Weib in recht sehr grossen Ehren. Er läßt sie von sehr viel Leuten bedienen; er bückt sich vor ihr, als er vor keiner Königin sich würd gebücket haben, und läßt das alles den Soldaten sehn. J. d. W. 3875. bis 3887. v. C. G. 113. bis 101.

Die dummen Schelme denken derowegen, es sey wohl wahr, was Marius so sage. Er, der alte trotzige und grimmige Mann, der vor keinem Menschen, und kaum vor den Göttern sich bücke, der würde nimmermehr vor einem Weibe sich bis fast zur Erden bücken, und der würd auch nimmermehr ein altes Weib so ehren, wenn dieses Weib nicht anders als die andern Weiber wäre. Sie glauben nun das steif und fest, daß dieses Weib eine Prophetin sey, die zukünftige Dinge vorher schon wüßte. Und er, der alte Marius, kann derowegen mit den Soldaten machen, was er nur immer machen will.

Er sagt nun immer nur, die Prophetin sagts, — „wir sollen dies und das jetzt thun; dies und das wird jetzt recht glücklich gehn u. s. w.„ und in dem Augenblicke thun die Soldaten es mit

J.d.W. 3875. bis 3887. v. C.G. 113. bis 101.

tausend Lust. Sie glaubens nun, das alles müsse gehn; und sie selbst gehn nun, wenn es zu Schlachten kommt, beherzt auf ihren Feind, weichen auch nicht einen Schritt zurück. Denn ihnen ists nun schon gewiß, sie wollen und sie müssen schlechterdings nun siegen. So verzweifelt also die Deutschen und die Franzosen auch sich wehren, so zuversichtlich hauen nun die Römer doch auf sie, bis Deutsche und Franzosen endlich ihren Muth verliehren, und aus dem Gefechte laufen. Ihr Laufen hilft indessen ihnen nichts, es wird vielmehr mit den armen Leuten nur schlimmer, und es ist erschrecklich, wie sie nun erst recht zusammengehauen werden.

Denn, Kinder, allemal, wenn die Leute so laufen, und wieder in ihr festes Lager wollen, wo ihre Weiber, ihre Kinder, ihr Vieh und ihre übrigen Sachen sind, so werden allemal die Weiber auch auf ihre Männer so erbittert, daß sie Feuerbrände, Beile, Axten, und was sie sonst zuerst nur greifen können, in die Hände nehmen, auf ihre Männer damit hauen, und sie gegen die Römer zurücke treiben, um noch länger sich gegen sie zu wehren, und nun lieber jetzt zu sterben, als so mit Schimpf und Schande fortzulaufen. Die armen Deutschen und Franzosen, (die man damals Celten, auch Cimmerier und Gallier nannte,) haben also, da sie laufen, vor sich ihre Weiber, und hinter sich die Römer, die von vorn und von

hin-

hinten auf sie hauen. Ihr könnts also gedenken, J.d.W. 3875. bis 3887. v.C.G. 113. bis 101. wie den armen Schelmen hier zu Muth seyn mußte! Ihr könnts denken, was das hier nun vor Hauen und vor Stechen gab.

Fast alle deutsche und französche Leute wurden hier nun niedergehauen; und da die Weiber sahen, daß ihre Männer nicht gewinnen konnten, schnürten sie mit Stricken ihren kleinen Kindern die Hälse zu, oder nahmen sie bey den Füssen, rissen sie lebendig von einander, oder zerschlugen ihnen auch an Steinen, an Bäumen u. s. w. ihre Köpfe; erstachen oder erhängten nachher aber sich selbst. Und das thaten nicht etwa nur wenige, sondern das thaten die allermehresten, so daß von der erstaunlichen Menge Menschen nur wenige noch am Leben blieben. Und seht, Kinder, so klug machte Marius seine Sache mit der Wahrsagerin, und so unglücklich gings den Leuten, die für sich und für ihre Kinder sorgeten; die denen gute Länder schaffen wollten; die andern Menschen aber selbige zu nehmen gesonnen waren. — Doch nun hört weiter, wie mit dem Marius und mit den Vornehmern in Rom es wurde.

Je mehr Feinde dieser Marius todt hauet, und je mehr die gemeinen Leute in Rom ihn rühmen, desto mehr, wißt ihr, ärgern sich die Vornehmern über sein Glück und über seine Ehre. Sie reden also manches Böse von ihm, und sagen vornemlich auch, — „er sey es nicht, der in den

Krie:

J.d.W. 3875. bis 3887. v. C.G. 113. bis 101.

Kriegen sich am besten gehalten hätte. Er sey bey weitem nicht der beste General, sondern ein andrer Mensch sey es, und dieser andre wäre Sylla, ein Mann, von dem ich ebenfalls nun reden muß.

Sylla hatte sehr vornehme Eltern gehabt; in seiner Jugend aber gar nicht gut gelebet, sondern, wie liederliche Buben pflegen, nur gespielt, gegessen, getrunken, gesungen und getanzet. Jeder verständige Mensch hatte derowegen einen rechten Abscheu vor diesem liederlichen Menschen gehabt, und fast an ihn nicht denken mögen. Wider aller Menschen Vermuthen ändert er aber sein liederliches Leben, läßt mit einemmale von allen liederlichen Streichen ab, wird äusserlich sittsam und geschäftig, und will mit dem Marius zu Felde.

Marius will indessen ihn nicht bey sich haben: denn mit solchen liederlichen Menschen, denkt er mit Recht, wär doch nichts anzufangen. Weil ers nun aber hört und sieht, daß selbiger sich bessert, so nimmt er ihn endlich mit, braucht ihn zu vielen Dingen, und findet, daß er Geschick genug besitzet. Er braucht ihn also mehr und mehr, und Sylla hält sich immer gut. Er richtet alles aus, was Marius ihm auch immer nur befiehlt, und ist besonders in Gefechten und in Schlachten so dreist und so geschickt, daß Marius nun selbst ihn rühmen muß.

Eben deswegen rühmen diesen Sylla aber die Vornehmern in Rom ganz ausserordentlich. Sie sa-

gen

gen nun noch mehr Guts von ihm, als sie wohl J.d.W.
sagen sollten, und sprechen sogar: „— Marius 3875.
hätt nichts gethan, wenn Sylla ihm nicht über- bis
all geholfen hätte.„ Ja sie lassen nun ein Bild 3887.
auch machen, wo Sylla als ein Held drauf steht, v. C G.
der den König aus Afrika bezwingt, den Marius 113.
bezwungen hatte, setzen dieses Bild nun auch in bis
den schönsten Tempel hin, daß es dort ewig bleibe, 101.
und wollen also, die Nachkommen sollens glauben,
Sylla hab den König bezwungen, den doch Marius
bezwungen hatte. Das verdrießt also den ehrgei-
zigen Marius. Er will, das Bild soll aus dem
Tempel herausgenommen werden; aber die Vorneh-
mern wollens nicht. Die Priester sind denn auch
der Vornehmern Freunde, und diese Priester sa-
gen: „Was den Kirchen einmal gegeben und ge-
schenket ist, das ist gleichsam den Göttern geschen-
ket, und das darf nicht wieder weggenommen
werden;„ und da kann Marius nichts machen.
Denn das gemeine Volk glaubt nun, es würde
Sünde seyn, wenn es das Bild wegnähme; und
Sylla thut nun auch dem Volke sehr viel Ehre
an, so daß auch er dem Volke gefällt, und daß
Marius das Bild nun stehen lassen muß. Dafür
sucht nun Marius aber an allen Vornehmern,
die schuld an allem waren, sich rechtschaffen zu rä-
chen; und hört nun, Kinder, wie er dies machet.

J.d.W. 3875. bis 3887. v.C.G. 113. bis 101.

In Rom fordern jetzt die ärmern Leute, — die Bürgermeister, die Rathsherren und alle Vornehmern sollten schwören, — „daß wenn das arme Volk und die Tribunen sagten: — So oder so soll es in Zukunft unter uns gehalten werden, dies und das soll hier geschehen, daß denn die Consuls, die Rathsherren und überhaupt alle Vornehmern dazu auch Ja sagen wollten.„ Die Aermern also wollen jetzt, die Vornehmern sollen sich alles gefallen lassen, was die Armen haben wollen; und das wollen nun die Vornehmern durchaus nicht leiden. Die Armen bleiben indessen bey ihrem Willen, und redens unter sich ab, — sie wollten die alle, die dies nicht schwören würden, todtschlagen, oder aus der Stadt heraus jagen; und das gefällt dem Marius. Er denkt, „nun will ich die Vornehmern wohl fassen; nun will ich meine Rache von ihnen wohl nehmen!„

Er geht also, wie der ärgste Schelm und Betrüger, zu den Vornehmern, da sie sich versammlet haben, hin, und sagt: — „Ihr Herren, nimmermehr müßt ihr das schwören, und ich selbst werde nie das thun! Das arme Volk ist rasend, daß es so etwas verlangen kann; und laßt uns zusammenhalten; wir wollens doch sehn, ob uns das Volk so zwingen soll! u. s. w.„ So etwas vermuthen sich indessen die Vornehmern vom Marius im mindesten nicht. Sie wundern sich, daß er mit einemmale für

für die Vornehmern so gut gesonnen ist; fangen an, ihn lieb zu haben, und schwören ihm insgesammt auch zu, daß sie durchaus dem armen Volke nicht gehorchen wollen. Eben dies ists aber, was hier der schelmische Mann nur suchet. Er geht nun fort, läßt die Vornehmern bey ihrem Vorsatze, und wartet, bis der Tag kommt, da das arme Volk zusammen geht, die Vornehmern auch zusammen gehn, und nun schwören sollen, aber nicht wollen. J. d. W. 3875. bis 3887. v. C. G. 113. bis 101.

Denn da tritt nun der Schelm, der alte Marius, vor allen auf, und schwört sogleich den Armen alles, was sie beschworen wissen wollen; die Vornehmern aber stehen da, und erstaunen über ihn, daß er wider sein Versprechen sogleich dies schwöret. Sie habens gedacht, er sollte für die Vornehmern sprechen; er sollte mit seinen vielen Freunden, die er hat, die Vornehmern schützen, und die Armen besänftigen, wenn sie Gewalt gebrauchen wollten. Sie haben auch auf ihn sich fest verlassen, und sonst an keinen Schutz gedacht. Sie sind nun aber ohne Schutz gegen die Armen; und was sollen sie nun thun?

Sollen sie sagen: „Nein, wir schwören nicht;„ so sehn sie wohl, so werden die Armen böse, und schlagen sie todt, und das will eben Marius, daß dies geschehe. Sie entschliessen sich also kurz und gut; sagen: „Ja, wir wollen schwören!„ und schwören nun auch, was die Armen verlangen,

J.d.W. 3875. bis 3887. v. C.G. 113. bis 101.

um nur ihr Leben zu erhalten. Marius hat also die gottlose Freude, daß er diese alle geängstiget und betrogen hat. Er hat aber die Freude noch nicht, die sein böses Herz gern haben mögte. Er sieht die Vornehmern noch nicht getödtet; sieht auch nicht, wie er dies möglich machen soll; ärgert sich also, daß er sich nicht so rächen kann, als er wohl will, und kann in Rom vor Verdruß nicht leben.

Er denkt derowegen, am besten wär es wohl, wenn irgendwo ein gefährlicher Krieg entstünde, und wenn er alsdann zu Felde ginge, damit er die Vornehmern und ihren Haß nicht immer so vor Augen hätte, und damit seine grosse Kriegesthaten ihnen neuen Verdruß erregen könnten. Indem er aber also denkt, so hört er viel von einem Könige in Asien, der Mithridates heißt, daß der sehr dreist seyn soll, und daß der den Römern auch so gar nicht günstig wäre. Er macht sich derowegen zu diesem Könige auf den Weg, kommt bey ihm auch an, und thut so viel als er nur kann, um diesen König zum Kriege gegen Rom zu bringen. Er ist nemlich unerträglich stolz gegen den König, und spricht vor demselben von den Römern so erstaunlich groß, daß der König schlechterdings die Römer hassen muß, und daß er nun den ernsten Vorsatz faßt, die Römer zu bekriegen, darzu auch insgeheim schon Anstalt macht.

Mit guter Zufriedenheit geht also Marius nach Rom zurück, denkt, es soll nun mit diesem Könige zum Kriege kommen, und da woll er denn wieder das Heer der Römer führen. Er sieht es aber, daß der König eine Weile noch den Krieg verschiebt, und daß mitten in Italien ganz unverhofft ein Krieg ausbricht. J.d.W. 3875. bis 3887. v. C.G. 113. bis 101.

In Italien werden nemlich die besiegten Völker fast alle unwillig über die Römer, und wollen ihnen nicht mehr unterthänig seyn, sondern alles so gut haben, als die Römer selbst es haben. Es kommt also zum Kriege zwischen diesen Italienern und zwischen Rom. Eben aber, da es hierzu kommt, und da der nun schon alte Marius mit denen Römern auch zu Felde ziehet, eben da wird dieser Marius so kränklich, daß er fast nichts thun kann, und zurück nach Rom hingehen muß. Eben da zeigt sich indessen in dem Kriege Sylla wieder, haut fast überall, wo er nur ist, die Feinde Roms in Stücken; und eben da fängt nun der schlaue König Mithridates an, die Länder der Römer anzufallen. J.d.W. 3888. bis 3890. v. C.G. 90. bis 88.

Marius wird derowegen von den Leuten, die keine Heldenthat von ihm mehr hören, fast ganz vergessen. Weil Sylla aber vor allen andern Römern sich so tapfer hält, so wird er nun vor allen andern auch gerühmet. Es soll und muß nun aber gegen den König in Asien ein römisch Heer anzie-

hen.

J.d.W. 3888. bis 3890. v.C.G. 90. bis 88.

hen. Es eilen also die Vornehmern in Rom, daß dieser Sylla nun zum obersten Feldherrn bey dem Heere, das dort hin soll, erwählet wird, und da will der alte Marius vor Bosheit bersten.

Der Ruhm, den er vorher gehabt, ist ihm durch das Gerede der Vornehmern, und durch die im Tempel hingesetzten Bilder genommen. Im Kriege gegen die Italiener hat die Kränklichkeit an Erlangung eines neuen Ruhmes ihn gehindert. Im Kriege gegen den König Mithridates soll er nun wieder keinen Ruhm erlangen; Sylla aber, der es mit den Vornehmern, den offenbaren Feinden des Marius, so hält, der hat allein nur Ruhm erjaget, der soll auch ferner noch denselben erjagen; — das alles ist dem eigensinnigen, ehrgeitzigen Marius aufs äusserste zuwider. Er will schlechterdinge, da er nun wieder völlig gesund sich fühlet, den Krieg gegen den Mithridates führen; aber er zieht dadurch den Römern so viel Unglück über den Hals, daß ihr darüber noch erschrecken werdet.

Denn nun bringt er so viele Leute auf seine Seite, als er nur immer kann, und durch diese bewegt er würklich auch das ärmere Volk in Rom, daß es sagt: — „Marius soll den Krieg gegen den Mithridates führen, Sylla aber nicht.„ — Sylla und die vornehmern Leute in Rom wollen dies aber durchaus nicht leiden. Sie gehn also zusammen, und bereden sich, wie sie es machen wollen, um dem

Ma-

Marius und den Armen zu wehren. Indem sie aber darüber sich bereden, so kommen einige tausend ärmere Leute, die dem Marius gewogen sind, über diese Vornehmern, prügeln einige von ihnen todt, jagen die übrigen aus einander, wollen vornemlich dem Sylla zu Leibe, und den sogleich auch todt zur Erden schlagen. Sylla merkt dies aber, daß man auf ihn vornemlich schlagen will. Er läuft also vor andern fort; und da die Leute ihn verfolgen, so rennt er gerade in das Haus des Marius, fällt dem, so zu sagen, zu Fusse, und bittet ihn ums Leben, weil er nun alles sich recht gerne woll gefallen lassen. J. d. W. 3886. v. C. G. 98.

Der sonst so harte Marius läßt sich denn würklich auch des Sylla jammern. Versöhnt sich mit demselben; läßt sichs von ihm zuschwören, daß er sichs gefallen lassen wolle, was das ärmere Volk in Ansehung des Krieges mit dem Mithridat verlanget; hält nun auch die ärmern Leute zurück, daß sie dem Sylla nichts zu Leide thun, und denkt, wie gut er seine Sachen nun gemachet habe. Er siehts indessen bald, daß er sie schlecht gemacht, und bereuets genug, daß er den Sylla so ganz frey hat gehen lassen.

Denn Sylla war eben erst im Felde gegen die Italiener gewesen, und hatte da sehr glücklich gefochten. Er war also den römischen Soldaten sehr bekannt; und weil er im Kriege in den Städten der Feinde diese Soldaten fleißig hatte plündern las-

J.d.W. 3886. v.C.G. 98. sen, so waren ihm die Soldaten auch gut. Er geht nun gleich also zu den Soldaten hin, und bringt sie augenblicklich auch in Wuth.

Denn diesen gierigen Leuten sagt er nun, — „ihm seys in Rom so übel jetzt ergangen, daß er mit genauer Noth sein Leben noch errettet hätte. Er wollte weiter nichts, als solche tapfere Soldaten, wie sie, nach dem reichen Asien hinführen. Er wollte nur, daß sie die reichen Städte, die dort wären, plündern könnten; das aber wollte Marius und das wollte auch der arme Pöbel in Rom nun nicht. Sie hättens ausgemacht, daß Marius den Krieg in Asien führen sollte, und Marius wollt darzu ganz andre Regimenter (oder Legionen) nehmen. Die besten Soldaten also sollten zurücke bleiben, und nichts erbeuten; ob das wohl billig und erlaubt seyn könnte? u. s. w.„

So, Kinder, so ohngefähr redet Sylla hier zu seinen alten Soldaten, und so werden diese Kerls voll Gift und Galle gegen den Marius, und gegen die, die auf des Marius Seiten sind. Sie schreyen einmüthig: — „Das ist unerlaubt, das können und wollen wir nicht leiden. Komm Sylla, komm, und führe uns nach Rom, wir wollen dich rächen; wir wollen den Marius und seine Freunde in tausend Stücken hauen; wir wollens, du sollst mit uns den Krieg in Asien führen, und da wollen wir unser Leben auch viel lieber lassen, als den Leuten ihren Willen thun. —

thun. — Und so geht Sylla nun mit diesen Sol: J. d. W. 3886.
daten gerade auf Rom. v. C. G. 98.

In Rom erfährt mans aber, daß Sylla jetzt mit sehr viel tausend Soldaten auf dem Wege sey. Man siehts vorher, daß es anjetzt zum Blutvergiessen kommen werde; man will dies aber hindern, und schickt also dem Sylla Gesandten entgegen, die ihn bitten, Halte zu machen, stehn zu bleiben, wo er jetzt wäre, und zu glauben, daß man bereit seyn würde, den ganzen Streit zu heben, und ihn und den Marius zu vergleichen. Am Sylla kann mans aber sehn, wie falsch das ist, daß Menschen, die erst schlecht und böse sind, sich leichte bessern, und recht gute Menschen werden können. Die mehrsten Menschen halten freylich dies für leicht; aber, Kinder, leicht ist das nicht; sehr, sehr selten ists, daß man dies findet; am Sylla könnt ihrs sehn. Und niemals müßt ihr jetzt liederlich und böse seyn: denn seyd ihrs einmal erst, so bleibt ihrs denn auch immer wohl.

Sylla schien nemlich jetzt seit vielen Jahren schon ein guter Mensch zu seyn; aber seht nur: erst schwört ers dem Marius, daß er sich alles wolle gefallen lassen; rettet auch durch diesen Schwur sein Leben; geht gleich aber fort, bricht gottloser Weise seinen Schwur, und sucht nun den Mann zu tödten, dem er sehr viel von seinem Glück und auch sein Leben zu verdanken hat. Jetzt aber, da die Gesand-

J d.W. ten zu ihm kommen, jetzt verspricht ers wieder: —
3886.
v.C.G. „er wolle Halte machen; „ thut auch, als wolle er
98. an dem Orte bleiben, wo die Gesandten ihn finden;
sieht kaum aber die Gesandten umkehren, und nach
Rom zurücke reisen, als er nun selbst auch mit al-
len seinen Soldaten dahin gehet, und vor Rom er-
scheinet. — Und ist das ein guter Mensch, der so
treulos handelt?

In Rom denkt indessen jedermann, es sey wahr, was Sylla durch die Gesandten versprechen lassen; Sylla sey noch weit von Rom, und an dem Orte, wo ihm die Gesandten gefunden. In Rom besetzt also Marius die Thore und die Mauren nicht; eh er sichs also noch vermuthet, ist Sylla in der Stadt, und da kann denn Marius sich nur sehr we-nig wehren. Der Leute, die ihm beystehn wollen, sind jetzt nur wenig bey ihm; der Soldaten aber, die Sylla bey sich hat, sind ungleich mehrere. So sehr sich derowegen der alte Marius auch wehret, so muß er endlich doch, da seiner Freunde viele schon zur Erden liegen, fliehen, und der Sieger Sylla thut hierauf das alles, was er will, in Rom.

Damit ist er nemlich nicht zufrieden, daß er sehr viele schon erschlagen sieht, und daß der alte Marius nun auch vor ihm geflohen ist. Er kränkt nun auch das arme Volk, so sehr er immer kann; nimmt selbigem fast alles Recht, das es sonst hatte, und läßt insonderheit dem Marius und seinen Freun-

den nachjagen, um sie in seine Hände zu bekommen; zwingt überdem auch noch die Römer, daß sie einen Befehl in alle Lande senden müssen: „den alten Marius und seinen Sohn und seine Freunde, wo sie sich nur sehen liessen, sogleich zu greifen, und hinzurichten, oder zu befürchten, daß die, die dies nicht thäten, ohne Gnade und Barmherzigkeit selbst hingerichtet werden sollten!„ Er macht nun auch, daß die Römer ihn zum Feldherrn gegen den Mithridat erwählen müssen; und so ihm jemand widersprechen will, so hat er Soldaten genug bey sich, die dieses hindern, und alle niederhauen können, die nicht sogleich das thun, was ihm gefällt. Dem Sylla also gehts jetzt gut; dem alten Marius aber dem gehts jetzt erbärmiglich; und das muß ich euch doch ebenfalls erzählen. J. d. W. 3886. v. C. G. 98.

Aus Rom flieht nemlich der alte Mann mit einigen Freunden und mit seinem Sohne auf ein Landgut hin. Er hat daselbsten aber nicht Geld, nicht Lebensmittel, um weiter fortzureisen. Er schickt also seinen Sohn aufs eiligste zu einem andern Landgute hin, um Geld und alles Nöthige zu holen. Er selbst er will indessen ein wenig ruhen, und warten bis der Sohn zurücke komme; aber der Sohn ist kaum vom Vater fort, so lassen sich auch Reuter von dem Sylla sehn, die den alten Mann aufsuchen und gefangen nehmen wollen. Auf das eilfertigste verläßt er derowegen mit seinen Freunden das Landgut,

wo

J.d.W. 3886. v.C.G. 98. wo er anjetzt drauf ist, und geht mit ihnen nach dem Meere, um auf dem ersten dem besten Schiffe sich zu setzen, und so dem Sylla zu entfliehen.

Er ist denn auch so glücklich, daß er an das Meer noch kommt, und dorten würklich auch ein Schiff antrifft, das bereit ist fortzufahren. Er tritt derowegen gern in dieses Schiff, und fährt mit seinen Freunden nun auf dem Meere; weiß es aber selbst so recht noch nicht, wohin er sich nun wenden soll; fühlt auch, daß ihm sehr übel jetzt zu Muthe wird, und sieht einen grossen Sturm entstehn, der übergrosse Wellen schlägt. Er fürchtet derowegen unterzugehen, und zu versaufen, oder auch krank zu werden, und zu sterben; entschließt sich also, das Meer zu verlassen, und bittet die Schiffer, an das Land zu fahren, und ihn nur wieder aus dem Schiffe an das Land zu setzen.

Dies thun denn auch die Schiffer; sie fahren an das Land von Italien heran, lassen den alten Mann und seine Freunde aus dem Schiffe steigen, und fahren, da sie mit dem Meer schon bekannter und dreister sind, nun ferner ihre Strasse. Er indessen, der alte Marius, ist nun mit seinen Freunden zwar jetzt wieder auf dem Lande, er hat aber nichts zu essen, und er weiß auch auf keine Weise, wie er darzu gelangen soll. Denn überall schwärmen Reuter umher, die Sylla abgeschicket hat, um ihn, wo er auch immer ist, zu suchen, und zu fangen.

In

In allen Gegenden ists auch schon befohlen, ihn und J.d.W. 3886.
seine Freunde fest zu nehmen, und er ist überdem v. C.G. 98.
den Leuten überall bekannt. Er darfs also nicht wa:
gen, sich irgendwo jetzt sehn zu lassen; sucht also wie
ein Dieb in Wäldern und Hölen sich zu verbergen,
und kann nur in der Dämmerung sich den Menschen
nähern, wenn er nicht gleich erkannt seyn will.

In solcher Dämmerung wagt ers derowegen,
auf einige Hirten loszugehn, die er das Vieh da wei:
den sieht, und sie um etwas Brodt zu bitten. Die
armen Leute haben indessen jetzt kein Brodt bey sich;
sie sehn es aber gleich, daß er der alte Marius ist;
verrathen ihn jedoch hier nicht, sondern sagens ihm,
daß es bey ihnen herum für ihn so gar nicht sicher
sey; daß überall auf ihn gelauret würde; und ma:
chen also den alten hungrigen Mann, so wie seine
hungrige Gefährten, noch trauriger, als sie zuvor
schon sind.

Die Noth indessen die bricht sogar das Eisen;
das sagt man so, und das ist wahr genug. Denn
ein Mensch, er sey so traurig und so schwach als er
immer will, so ist er sogleich auch stark, wenn eine
neue Noth und eine neue Gefahr sich zeiget. Er
greift sich dann von neuem an, und das that hier auch
Marius und seine Begleiter. Da sie von Reutern
hören, die überall seyn sollen, so gehen sie, so mü:
de und so hungrig sie auch sind, zu einer morasti:
gen Gegend, durch die kein Reuter kommen kann,

wa:

J.d.W. 3886. v.C.G. 98. waten durchs Dicke und durchs Dünne getrost hindurch, sinken oft bis an den Bauch im Schlamm und Koth herein; reissen sich aber immer wieder heraus, und denken, so wollen sie in Gegenden kommen, wo keine Reuter sind.

Aber, Kinder, kaum sind sie aus dem Morast heraus, so sehn sie auch von ferne einige Reuter schon, zugleich aber einige Schiffe auf dem Meere. Sie denken also, sie wollen lieber dem Meere, als den Reutern und dem Sylla in die Hände fallen; sammlen derowegen ihre letzten Kräfte noch einmal; laufen an die Küste, und stürzen sich ins Meer, um bis zu den Schiffen zu schwimmen, die sie da sehen.

Die Gefährten des alten Marius schwimmen auch vortreflich; er selbst aber, der schon alte Mann, kann sich in dem Schwimmen nicht gut finden; sinkt beständig, und schluckt im Wasser seinen Tod bereits herunter. Das sehn denn aber seine treue Gefährten; sie halten ihn also, daß er nicht sinken kann, und bringen ihn würklich so weit, daß er in ein Schiff hereinsteigen kann, während dessen sie sich in die andern Schiffe vertheilen, und so zusammen nun weiter wollen.

Die Reuter sehn von fernen aber die Schiffe, und auch die Menschen, die zu den Schiffen schwimmen. Sie reiten also an das Ufer, schreyen den Schiffern zu: „wenn sie den Marius dort bey sich hät-

hätten, denselben gleich ins Wasser zu werfen, oder J.d.W.
an das Land zu fahren, und ihn dorten auszusetzen.„ 3886.
Natürlich bittet also Marius den Schiffer, der ihn v. C.G.
führt, sich seiner zu erbarmen; er, der Schiffer 98.
aber, der weiß es selbst nicht recht, was er thun
soll. Denn allen denen ist der Tod gedräuet, die die-
sen Marius forthelfen würden; und sterben will denn
doch der Schiffer nicht. Solch einen tapfern Mann
indessen zu ersäufen, oder ihn dem Feinde in die Hän-
de zu geben, das dünkt dem Schiffer auch zu hart zu
seyn. Er nimmt sich also Zeit, um sich noch besser
zu bedenken; läßt die Reuter jetzo schreyen, was sie
nur schreyen wollen; thut so, als hör er nichts; und
fährt mit seinem Helden weiter.

Je länger er indessen fährt, je banger wird
ihm auch ums Herz. Er fähret derowegen gegen die
Nacht ans Land, und sagt dem alten Manne, „er
solle nur ans Ufer gehn, und da die Nacht recht
ruhn, weil er so matt schon wäre, und weil in der
Nacht das Meer so sehr wohl stürmen würde, daß
er vor dem Geräusch der Wellen nicht sonderlich
würd schlafen können. Das gefällt denn auch dem
alten Manne gut genug; er geht nun aus dem
Schiffe an das Land, um da die Nacht zu ruhn;
ruht auch daselbst sehr gut; wacht am andern Mor-
gen früh schon auf; sieht aber nun nicht Schiff,
nicht Menschen mehr. Denn der Schiffer hat es
nun genug bedacht, was ihm zu thun das Beste wä-

re;

J.d.W. 3886. v. C.G. 98.

re ; hat mit Fleiß den alten Mann ans Land gesetzt, und ist, um nicht durch dessen Flehn erweicht zu werden, in aller Stille fortgefahren. Die andern Schiffer aber, die vielleicht wohl nicht so furchtsam sind, oder auch der Reuter Schreyn so deutlich nicht verstehn, fahren glücklich weiter, und setzen die Freunde des Marius auf einer Insul aus. Er aber, ihr Freund und Oberhaupt, er liegt nun da, am Rande des Meeres, ohne Geld, ohne Brodt, ohne Freund, und ohne Hülfe. Er weiß nun sich fast nicht zu rathen; geht in der Irre immer fort; weiß nicht, wo er ist, wo er hin will, und wo er wohl hin soll. Er sieht indessen ein kleines Häusgen vor sich liegen; wagts also, auf dieses Haus nun loszugehn, und findet in demselben einen alten armen Mann, der ihn gar bald erkennet, von dem er aber höret, daß er auch dort nicht sicher sey. Der alte arme Mann läßt sich jedoch des so berühmten Helden jammern, sättiget ihn mit Speise und mit Trank, so gut er immer kann, und führt ihn zu einer Höle, in die der grosse Held nun kriechen, und sich verbergen soll, auch gerne kriecht, und gerne sich verbergen will.

Recht aber, als wenn anjetzt sich alles wider ihn vereinigen müßte, so ist er kaum in diese Höle hereingegangen, als auch Soldaten dahin kommen, und den alten armen Mann befragen, ob er den Marius gesehen hätte? „ — Vermuthlich wird

hier

hier aber der arme Mann, da er die Kerls sieht, J.d.W. 3886.
zu sehr bestürzt; läßts also durch Bestürzung sich v. C.G. 98.
zu sehr schon merken, daß er vom Marius wohl
etwas wissen müsse, und machts demnach, daß die
Soldaten gewaltsam in ihn dringen, den Marius
zu zeigen, und daß der arme ehrliche Kerl am Ende
auch sie hin zur Höle führen muß. In dieser Hö-
le ist indessen der alte Held nicht mehr; seine Klei-
der aber liegen in derselben; und da ist nun die Fra-
ge noch, wo er denn selbst anjetzt zu finden sey? Doch
diese Frage hört gar bald hier auf.

Denn der alte Marius hört in der Höle die Soldaten mit dem alten Bauer oder Hirten reden. Er hört, daß sie in den armen Mann so dringen, den Ort, wo Marius sey, sogleich zu zeigen. Er kleidet sich demnach in Eile aus, geht nackt und bloß in einen Morast, der nahe bey der Höle ist, watet in denselben bis an den Mund hinein, und bedeckt sich den etwas hervorstehenden Kopf mit einigen Blät-tern, die er dort findet, so daß kein Mensch ihn se-hen kann.

Zu seinem Unglück ist indessen in dem Moraste es zu sehn, daß durch denselben jemand durchgegan-gen sey. Die Soldaten spüren derowegen der Spur, die sie nun einmal haben, genauer nach, und finden endlich den alten Krieger Marius in dem Moraste stecken. Sogleich werfen sie also einen Strick um seinen Hals, ziehen ihn mit demselbigen heraus, und

füh-

J.d.W. führen ihn an diesem Stricke, nackt und bloß, wie
3886. v. C.G. Gott ihn schuf, jedoch mit Schlamm und Koth be-
98. deckt, zur nächsten Stadt, und geben ihn dort der Obrigkeit in die Hände, daß die ihn tödten soll, wie Sylla, und durch denselben die Römer es geboten haben.

Die Obrigkeit der Stadt die siehts indessen gar nicht gern, daß sie den alten Mann so tödten soll. Sie weiß, wie tapfer dieser alte Held gefochten, und Rom vor so viel fürchterlichen Völkern, als die Deutschen und Franzosen waren, beschützet hat. Sie hält also den Tod desselben für sehr ungerecht. Sie darf es aber nicht recht wagen, wider den Befehl von Rom zu handeln, und den zum Tode verdammten Held fortgehn zu lassen. Sie nimmt sich derowegen Zeit, um das noch näher zu bedenken, was hier nun wohl zu thun am besten sey. Während dessen schickt sie aber den unglücklichen Alten in ein Haus, läßt ihn daselbst bewachen, sonst auch gut verpflegen, und entschließt sich endlich, das zu thun, was ihr von Rom her anbefohlen ist.

Der alte grosse Krieger soll also ohn fernern Aufschub sterben, das ist nun festgesetzt; und da soll ohn Aufschub auch der eine oder der andere zu ihm hin, und ihm den Kopf abschlagen. Da findet sich indessen niemand in der Stadt, der dies thun will. Ein jeder bedauret diesen Held, und jedem scheint es fürchterlich, sich an den grossen tapfern Mann zu wa-

gen.

gen. Ein jeder verbittets derowegen, daß man ihn J. d. W.
zur Hinrichtung des Helden gebrauche; und da er- 3886.
staunt gleich Anfangs schon die Obrigkeit der Stadt. v. C. G. 98.

In derselben ist denn aber ein Gefangener, und derselbe ist von den Deutschen noch am Leben, die Marius ehedem so sehr in Stücken hieb. Derselbe hörts also, daß Marius anjetzt geschlachtet werden soll, und daß so gar niemand sich findet, der ihn abschlachten will. Er ärgert sich, daß dies die Leute in der Stadt nicht wollen; sagt: „Er woll es mit Freuden thun. Er wolle gern den Mann abschlachten, der so viel tausend seiner deutschen Landesleute abgeschlachtet hätte;„ und das läßt sich die Obrigkeit der Stadt ganz wohl gefallen. Sie giebt dem deutschen Kerl ein grosses scharfes Schwerdt in seine Hand, und der Mensch geht nun, entzückt über die Rache, die er jetzt nehmen will, zum Marius ins Haus, hört, daß er annoch im Bette liegt, und schläfet; öffnet sich demnach die finstre Kammer, in der er schläft, und tritt mit seinem blossen blitzenden Schwerdte in dieselbe munter und beherzt hinein.

Indem der Mensch dies aber thut, so erwacht der alte sonst so grimmige Mann, sieht den Kerl mit dem blitzenden Schwerdte in die Kammer treten; richtet sich gleich auf, und schreyt mit seiner gewöhnlichen schreckerregenden harten Stimme: — „Kerl, willst du dirs unterstehn, den Marius zu tödten? Kerl, hast du Herz, so komm!„ — Dem armen

Kerl

J.d.W. 3886 v. C.G. 98. Kerl kommts indessen recht so vor, als schössen Blitz und Strahlen aus des alten Marius Augen. Er hört die fürchterliche Stimme desselben in die Ohren bis ins Herze donnern. Er fängt also an vor Schreck und Furcht zu zittern und zu beben, läuft aus der Kammer heraus, kommt wieder zu der Obrigkeit der Stadt, und sagt: — „Ich wollt es gern, aber ich konnt es nicht. Es ist mir nicht möglich, ich kann den Marius nicht tödten, so schrecklich ist er mir, und so zittern mir vor ihm die Glieder!„

Die Obrigkeit und alle Bürger der Stadt erstaunen jetzt nun also noch mehr, da sie den Menschen dies so sagen hören. Sie denken, die Götter wolltens ohne Zweifel wohl nicht haben, daß der berühmte Held schon sterbe. Sie entschliessen sich derowegen anders, wollen nun den alten unglücklichen Mann in ihrer Stadt durchaus nicht tödten, sondern ihn gehen lassen, wohin er will; schicken dieserhalb zu ihm, und lassen ihn fragen, — wo er hin wolle? aber auch sagen, — „daß sie gesonnen wären, ihm Kleider und Lebensmittel auf den Weg zu geben, damit er reisen könne, wohin er selbst es wünsche.„ — Und, Kinder, da stellt euch vor, wie einfältig unterweilen doch die Menschen sind.

Als nemlich die Obrigkeit den alten Marius nach das Haus hinschickt, in welchem sie ihn bewachen lassen will, so kommt ein Esel aus dem Hause gelaufen, läuft gerade dem alten Marius entgegen,

sieht

sieht ihn auch eine Weile starre an, und läuft denn J.d.W.
recht freudig und vergnügt zum Wasser hin, um da 3886.
zu saufen. Dis merkt aber Marius, und der alte v. C.G.
närrische Mann der meynt ganz fest, daß dies sehr 98.
was besonders sey. Er meynt, so wie der Esel jetzt vom Lande zu dem Wasser laufe, so müß auch er vom Lande wieder fort, und auf dem Meer zu Schiffe gehn. Er glaubt, der Esel rath ihm dies, und drum hab der so starr ihm angesehn, und sey vor ihm auch stille standen. Er sagt also der Obrigkeit und den Bürgern der Stadt, sie mögten ihn zu Schiffe bringen; und er wird dahin auch gebracht. Er steigt nun würklich wieder in ein Schiff, und thut hauptsächlich das, weil jener Esel dazumal ihn angesehn hatte, und auch zum Wasser hingesprungen war.

Auf dieser Reise glückt es aber dem alten sehr verfolgten Mann, erst seine Gefährten, und denn auch seinen Sohn zu finden. Bald aber entstehen in Rom so grosse Zänkereyen, ja blutige Schlägereyen, daß der alte so sehr gejagte Marius, sein Sohn und seine Freunde wieder dahin kommen, und an den Vornehmern sich erschrecklich rächen können.

Denn Sylla geht aus Rom nun fort, um ge- J.d.W.
gen den König Mithridates Krieg zu führen. Er 3887.
läßt indessen Bürgermeister in Rom zurück, die ihm v. C.G.
so ganz und gar ergeben scheinen, denkt auch von diesen 97.
nun nichts Uebels zu erleben; hat aber kaum die Stadt verlassen, als der eine Bürgermeister auch das Volk

ge-

J.d.W. 3887. v.C.G. 97. Cinna.

gegen den Sylla empöret. Denn dieser Bürgermeister oder Consul von Rom (er hieß Cinna,) siehts, daß Sylla und daß auch die Vornehmern überhaupt aus einem Schwur sich nichts mehr machen, und daß sie alle schon etwas geschworen, und doch nicht gehalten haben. Er denkt daher, er dürfe auch sich daraus nichts mehr machen; schwörts also dem Sylla zu, daß er sein Freund seyn wolle; wird vom Sylla dieserhalb zum Consul gemacht, und ist nun kaum darzu gemacht, als er sogleich auch alles umstossen und nicht mehr gelten lassen will, was Sylla eben erst befohlen hat.

Der andre Consul bleibt indessen bey dem, was er geschworen hat; redt immer zu des Sylla Nutzen; sucht immer auch dem Cinna zuwider zu seyn, und bringt die Vornehmern auf seine Seite, so wie Cinna die Aermern. Endlich aber werden beyde Partheyen so böse und so ergrimmt gegen einander, daß sie mitten in Rom sich schlagen, und sich niedermetzeln, bis endlich doch die ärmern Bürger verlieren, und Cinna selbst aus Rom fortlaufen muß. Denn der vornehmern Römer sind zwar weniger als der ärmern sind, sie haben aber sehr viel Knechte und Bedienten, die ihnen helfen müssen; und sie machen auch durch Geschenke und durch Schmeicheleyen viele arme Leute zu ihren Freunden, so daß auch diese ihnen halfen, und daß die übrigen Armen also denn wohl verlieren müssen.

Da-

Damit ist indessen der Streit noch lange nicht zu Ende; er geht vielmehr anjetzt so recht erst an. Denn Cinna reiset nun mit seinen Freunden in dem ganzen Italien umher, klagt über die Vornehmern in Rom, daß die so sehr viel Unrecht thäten, und sagte den Italienern: „wenn sie ihm helfen wollten, so wollt er ihnen sehr viel Gutes thun, und so wollt ers auch machen, daß sie so gut es haben sollten, als es die besten Bürger in Rom nur hätten.„ 3887. bis 3902. v. C. G. 97. bis 82.

Die Italiener waren nun fast allesammt nur solche Leute, welche Rom ehedem bezwungen hatte, und diese Leute mußten alle Jahre an Rom sehr vieles geben. Sie hatten indessen bey allem ihrem Geben nicht das mindeste zu befehlen, und mußten sich von den Römern, besonders von den Vornehmern in Rom, beständig befehlen lassen. Den Italienern verdroß dies also lange schon. Sie hatten, wie ihr wisset, nur vor kurzem erst deshalb mit Rom gekriget, aber nicht viel ausgerichtet. Sie denken derowegen, es geht vielleicht nun besser, als vorher; gehen gleich in recht sehr grossen Haufen zu dem Cinna hin, der so viel Guts für sie verspricht; und da sieht Cinna sich denn bald gegen seinen Feind in Rom gestärkt und mächtig genug.

Eben dieser Cinna ist indessen auch ein sehr guter Freund des Marius von langen Zeiten schon gewesen. Er läßt also den alten Mann nun suchen, findet ihn nebst seinem Sohn und einigen seiner Freun-

J.d.W. 3887. bis 3902. v. C.G. 97. bis 82.

de in Afrika; läßt ihn und diese alle eilends zu sich nach Italien kommen, und macht, daß nun auch die zu ihm hinlaufen, die dem alten Marius gewogen sind, und denen das gefällt, daß Cinna jetzt sich seiner erinnert, und ihm so Guts thun will. So bald denn Cinna auch den alten Marius nun bey sich hat, und sehr viele tausend italienischer Soldaten, die ihm helfen wollen, so marschirt er gleich auf Rom, und umzingelt diese grosse Stadt, in welcher der andere Bürgermeister, der dem Sylla so gewogen ist, sich schlechterdinge wehren will.

Cinna und Marius lassen indessen kein Korn und auch kein Vieh in Rom herein; machen also, daß der Hunger in der Stadt gar bald erschrecklich heftig wird: und da muß denn der Bürgermeister sich aufs Bitten legen. Er schickt Gesandten an den Cinna und am Marius, die vor den Thoren sind. Er verspricht, die Thore ihnen aufzuschliessen, und bittet, nur der Menschen Blut alsdann zu schonen; und das verspricht ihm würklich auch das Haupt seiner Feinde, der verjagte Consul Cinna. Es werden also die Thore geöffnet, und Cinna geht sehr friedfertig in die Stadt. Der alte Marius indessen der geht in sie ganz anders herein; und da macht euch nur gefaßt, ihr Kinder, ihr werdet gewißlich noch davor erschrecken müssen.

Denn seht nur, der alte böse Mann, der Gott hätte danken sollen, daß er in so grosser Noth ihn erhal-

halten, und daß, wie ihr schon wisset, bald die Hir- J.d.W.
ten auf dem Felde, bald der alte Mann in der Hütte, 3887.
bis
bald die Obrigkeit in der Stadt so gerne ihn verscho- 3902.
neten, und ihn nicht tödten mogten, da sie doch ihn v. C.G.
tödten sollten, der nimmt es nun sich vor, keines ei- 97.
bis
nigen Menschen zu schonen, sondern alle nieder zu 82.
hauen, die er für seine Feinde halten, oder die ihm sonst auch nicht gefallen würden. Und um dies nun so recht zu können, so sucht er sich aus allen den Sol-daten, die Cinna bey sich hat, sechstausend Kerls aus, gerade die stärksten, die diebischsten und die gottlose-sten, die er nur finden kann. Diesen Kerls giebt er auch die schönsten Worte, und sagt zu ihnen: — „Wenn ich nun in die Stadt herein gehen werde, so bleibt bey mir, ihr Leute, und seht mir immer nur in mein Ge-sicht. Denn nun, nun werden die Vornehmern aus Rom wohl kommen, mir nun zu Fusse fallen, und mich drum bitten, daß ich ihnen vergeben, und ihnen ihr Leben schenken soll; aber kehrt euch an aller dieser Leute Bitten nicht. Seht mich nur immer an, ob ich verdrießlich oder freundlich im Gesichte bin, und hauet ohn Erbarmen alle nieder, so lange ich nicht freundlich bin; kehrt euch ja daran hier nicht, daß die Leute mich so sehr mit Thränen bitten! Ihr könnt denn ihnen auch das alles nehmen, was sie bey sich haben, und es für euch behalten; ja, ihr mögt denn immer auch in dieser Leute Häuser laufen, und draus alles nehmen, was ihr nur nehmen wollt, u. s. w.„

J.d.W. 3887. bis 3902. v.C.G. 97. bis 82. So unmenschlich grausam, Kinder, spricht hier der alte grimmige Mann, und so geht er nun, von den sechstausend bösen Kerls ganz umgeben, in die Stadt. Da kommen würklich aber, wie ers vorher wohl denken können, der Vornehmern gar sehr viele ihm entgegen, beugen sich vor ihm bis fast zur Erden, und flehn ihn um ihr Leben an. Er indessen sieht in einem fort nur grimmig aus, und die Kerls sehn beständig ihm in sein Gesicht. Sie hauen derowegen unbarmherziglich die alle nieder, die so um Mitleid flehn, und gehn nachhero auch in ihre Häuser, quälen darinnen die Weiber und die armen Kinder grausamlich, und machens so gar arg nun in der Stadt, daß Cinna endlich andre Soldaten nimmt, sie gegen diese sechstausende schickt, und sie denn allesammt in Stücken hauen läßt.

Das gefällt indessen dem alten grimmigen Marius sehr übel, daß Cinna dieses thut. Er kanns indessen gar nicht hindern; macht nur, daß Cinna ihm gewogen bleibt, und siehts denn auch, daß Cinna selbsten schon genug in Rom erschlagen läßt. Er giebt sich derowegen endlich nun zufrieden; wird noch einmal Bürgermeister in Rom, und stirbt denn wenige Tage nachher, man weiß nicht recht auf welche Art. Denn einige sagen, er habe sich mit allem Fleiß zu Tode gesoffen, weil er sich gefürchtet, daß Sylla wiederkommen, und ihn wohl wiederum aus Rom verjagen mögte. Andre aber sagen, er sey verrückt geworden, und also gestorben.

J.d.W. 3898. v.C.G. 86.

Die

Die verständigsten und auch die furchtsamsten vornehmen Römer die waren indessen bey Zeiten aus Rom geflohen, ehe Cinna noch dahin gekommen war, oder sie hatten sich auch nachher noch aus Rom so fortgeschlichen, und waren fast alle zu dem Sylla gegangen, hatten dem ihr Unglück geklagt, und den also noch mehr erboset. Dieser Sylla war denn auch gegen den König Mithridat sehr glücklich gewesen, hatte ihn geschlagen, und ihm sehr viel Länder abgenommen. Es wurd also dem Sylla leicht, den König Mithridates nun zum Frieden zu bewegen; und so bald er diesen Frieden nun geschlossen hat, so eilt er auch, was er nur immer eilen kann, um mit seinen Soldaten nach Rom zu gehn, und da sich an dem Cinna, an dem Marius, und an derselben Freunden, und an allem Volk zu rächen. J. d. W. 3898. v. C. G. 86.

Das sehn und hören aber die Römer zeitig genug, daß Sylla dieses will. Sie werben also Soldaten über Soldaten, bringen wohl zweymal hunderttausend derselben zusammen, und machen alle Anstalten, um den Sylla zu schlagen, so bald er kömmt; befehlens auch allen Menschen, in allen ihren Landen, den Sylla todt zu schlagen, wie und auf was Art sie nur wissen und können. Sylla wird derowegen noch mehr ergrimmt, und kommt würklich aus Asien in Italien an, findet gleich einige tausend Soldaten vom Cinna vor sich; schlägt sie aber, und geht immer weiter nach Rom.

J.d.W. 3898. v.C.G. 86. Je weiter er indessen kommt, desto mehr findet er Soldaten gegen sich; aber viel tausend dieser Soldaten haben den Sylla lieber, als sie den Cinna haben. Sie laufen also von diesem fort zum Sylla hin, und Sylla wird immer stärker und stärker. Er schlägt auch sehr oft die Heere, die wider ihn sind; und kurz, er sieget über sie alle, und erobert auch Rom. Er ist indessen jetzt so wild und so ergrimmt auf die Römer, daß er in Rom nun zehnmal ärger noch handelt, als Marius darin gehandelt hat. Ja, Kinder, der Bösewicht der ist so grausam jetzt, daß ihr gewißlich ihn verabscheuen, und ihm fluchen werdet, wenn ihr auch keinen Menschen in der Welt verabscheuen, und ihm fluchen wollet. Denn hört einmal, welche abscheuliche Grausamkeiten der gottlose Mensch anjetzt verübet! Recht zum Erbarmen und zum Beweinen ists, daß Menschen gegen Menschen so seyn können.

J.d.W. 3902. v.C.G. 82. In dem Kriege mit dem Cinna geht er nemlich vor eine Stadt, belagert dieselbe, und findet in ihr an 6000 Soldaten, die ihm sagen lassen: „sie wollten sich gegen ihn nicht ferner wehren, sondern ihm die Thore öffnen, wenn er nur verspräche, ihnen das Leben zu schenken. Der schändliche Mensch hört also dies Versprechen, nimmts mit Freuden an, und verspricht den armen Leuten alles, was sie von ihm versprochen haben wollen. Die guten Leute trauen auch dem abscheulichen Betrieger; werfen ihre Waffen von sich, und lassen den gottlosen Menschen in

die

die Stadt. In dieselbe geht er also ganz unbeschädiget mit seinen Soldaten herein, nimmt gleich der armen Leute Waffen zu sich; schickt die Leute selbsten aber als Gefangene nach Rom, treibt sie daselbsten insgesammt auf einem engen Platz zusammen, und lässet sie dorten alle niederhauen, so sehr sie auch um Gerechtigkeit und um Gnade zu ihm schreyen. J.d.W. 3902. v.C.G. 82.

Ja, Kinder, der fluchwürdige Mensch steht an eben dem Tage und zu eben der Stunde, da dies geschieht, in einem Tempel, redt da ganz ruhig von ganz andern Dingen zu den Bürgern in Rom, und die Bürger wissens und denkens also nicht, daß solch ein erschreckliches Blutbad angerichtet werden soll. Mit einemmale hören sie aber ein entsetzlich jämmerlich Geschrey von so viel tausend Sterbenden. Sie hörens, der Ort, von dem das Geschrey herkommt, ist nahe an dem Tempel. Ihnen zittern und beben also ihre Herzen und ihre Glieder vor allzu grossem Schreck, und sie begreifens nicht, was das vor ein Geheul und jämmerlich Gewinsel sey, das so ganz unverhofft entsteht. Sie springen also alle auf, wollen aus dem Tempel heraus, und sehn, was nebenbey geschieht, und welch ein Unglück da vorhanden sey. Indem sie dieses aber wollen, und sich so regen, wird der Unmensch zornig über sie, und spricht zu ihnen: —„Werdet ihr wohl ruhig seyn, und in dem Tempel bleiben! Da draussen seht ihr nichts. Nur einige schlechte nichtswürdige Menschen lasse ich da züchti-

J.d.W. tigen; und was wollt ihr daran sehn? Bleibt also,
3902.
v.C.G. und hört anjetzt auf das, was ich euch sage.„
82. Die Menschen beruhigen sich demnach; denken, so etwas gefährliches, als das Geschrey zu verkündigen scheine, geschehe draussen jetzt wohl nicht; hören also dem Bösewichte, wie sie ohnedem es müssen, ruhig zu; kommen endlich aber aus dem Tempel, und sehn, es sind 6000 Menschen ganz und gar zerfleischet, und liegen ganz zerstümmelt und entseelet über und unter einander. Sie erschrecken also, daß solch ein Ungeheuer von so viel Tausenden zu ihnen sprechen kann: — „es seyn nur einige.„ Sie erschrecken, da der Barbar solch eine schreckliche Sache für eine Kleinigkeit ansehen kann, die es nicht werth sey, daß man daran denke, und daß man sich darum bekümmere! — Und wer, Kinder, wer sollte hier auch nicht erschrecken? Wisset indessen, dies war noch lange nicht die ganze Grausamkeit dieses satanischen Menschen.

Er ließ nemlich ausser diesen sechstausend Unglücklichen noch zwölftausend andere, die er gefangen genommen hatte, vor seinen Augen niederhauen; sah also selbst das erbärmigliche Niedermetzeln mit an, hörte selbst das Wehklagen und das Flehen dieser Elenden; wurd aber durch dies alles nicht zum Mitleid bewogen. Er sah vielmehr so ganz gelassen alles selbst mit an, und that, als wär das eine Sache, die nicht werth wäre, daß ein Mensch darum betrübet würde.

Am

Am Ende aber macht er es in Rom mit den Bürgern, die da waren, eben also; und was er selbsten that, das thaten in dem ganzen Italien auch seine Freunde ohne Scheu, so daß des Jammers und des Mordens fast kein Ende war. J.d.W. 3902. v. C.G. 82.

So liederlich nemlich als dieser böse Mensch in seiner Jugend gewesen, so liederlich zeigt er sich auch jetzo noch. Er hat würklich sein liederliches Wesen nur eine Zeitlang vor den Leuten verborgen, und lebt nun wieder mit den schändlichsten, liederlichsten Leuten ganz öffentlich in beständiger Gesellschaft. Und diese liederlichen Leute thun nun alles, was sie auch immer nur wollen. — Sehn sie nemlich einen Mann in Rom, in Italien, oder sonst wo leben, der ein schönes Haus, oder schöne Gärten und schöne Landgüter, auch sonst recht gut Vermögen hat, und wollen sie das alles jetzt für sich gern haben, so gehn sie nur zu dem abscheulichen Menschen, nennen ihm den Mann, der so viel Geld und Güter hat, mit Namen, und sagen: — „Der ist dein Feind; der hat übel von dir gesprochen; der hat es mit dem Cinna auch mit dem Marius gehalten. „ Und in dem Augenblicke, Kinder, da diese liederlichen Leute dies ihm sagen, in demselben befiehlt denn auch der grausame Mensch, der Sylla nemlich, den Mann, der ihm genennet wird, zu tödten; giebt allemal dem, der solchen Mann nur tödtet, 2000 Thaler zum Geschenk; den liederlichen Menschen aber, die den Mann so angegeben haben,

J d.W. mehrentheils das Haus, die Gärten und die Landgü-
3902. ter, mag doch der Mann so rein und so unschuldig
v. C. G. 82. seyn, als die Sonn am Himmel ist.

Was diese seine liederlichen Gesellschafter aber thun, das thun nun vornemlich auch sehr viele der Officiere, die ihm geholfen haben. Und da dies nun jetzo dergestalt ergehet, so könnt ihrs euch gar leicht gedenken, ihr Kinder, wie jämmerlich es anjetzt in Rom und in den Ländern Roms aussahe. Man rechnet, daß an 9000 begüterte Männer auf diese Art um ihr Leben kommen sind, und daß, arme und reiche Leute zusammen gerechnet, mehr als hunderttausende durch den fluchwürdigen Menschen dasselbige verloren haben.

Denn dazumal war es so teufelisch arg, daß wenn auch ein Sohn seinen Vater, oder ein Vater seinen Sohn, oder die Frau den Mann, und ein Bruder den andern verbergen, und forthelfen wollte, daß er nicht getödtet würde, alsdann auch der Sohn, der Vater, die Frau und der Bruder, die dies wollten, todtgeschlagen wurden. Und wo im Gegentheil der Sohn den Vater, oder der Vater den Sohn, auch eine Frau ihren Mann, und ein Bruder oder eine Schwester ihren Bruder todtschlug, da gab der Bösewicht diesem Sohne, diesem Vater, dieser Frau, diesem Bruder und dieser Schwester gleich 2000 Thaler, und oft noch wohl mehreres, zum Geschenk dafür. Um also Geld zu bekommen, fand man gottlo-

se

se Kinder, die ihre Väter erschlugen; gottlose Väter, J.d.W. 3902. v. C.G. 82.
die ihre Söhne ermordeten; gottlose Weiber, die ih-
re Männer verriethen oder erstachen, und gottlose
Brüder und Schwestern, die ihre Brüder um das
Leben brachten. Die Bedienten, die Knechte und die
Sclaven thaten eben dieses gegen ihre Herren, wur-
den eben so sehr auch dafür belohnt, und des Mor-
dens war demnach in Italien und in Rom anjetzt
ganz unaussprechlich viel.

Denn vornemlich mußte der teufelische Mensch
jetzt darauf denken, daß die Soldaten ihn recht lieb
behielten, damit sie ihn vertheidigen könnten, und
damit sie nicht selbsten ihn ermordeten. Er wollte sie
derowegen sehr gerne nahe bey sich haben, und er
kam also her, ließ in einigen Städten nahe bey Rom
alle Bürger niederhauen, gab seinen Soldaten, de-
ren an hundert und zwanzigtausend waren, die Häu-
ser, die Felder, und alles, was diese Bürger hatten,
zum Geschenk; behielt also die vielen tausend Sol-
daten immer nah genug bey sich, und war gewiß,
daß diese Kerl ihn nun wohl beschützen würden, weil
er sie ausserdem auch noch mit Gelde sehr beschenkete.
Er that also vor allen Menschen sicher alles, was er
nur wollte, und kein Mensch durft es wagen, wider
ihn zu reden, oder die Hand an ihm zu legen. Denn
der Soldaten waren immer viele um ihn, und diese
Soldaten würden auch sogleich den Menschen zerrissen
haben, der sichs hätte unterstehen wollen, ihrem lie-

J.d.W. 3902. v.C.G. 82. ben Sylla, der ihnen so sehr viel geschenket hatte, irgend etwas Böses zu thun. Er war also sicher genug, und konnte todtschlagen wen er auch immer nur todtschlagen wollte.

Das war denn auch dem so verruchten Menschen lang noch nicht genug, daß die, die er für seine Feinde hielt, bloß todt gehauen würden. Nein, Kinder, der Bösewicht sahs auch überdem noch gern, wenn diese Unglücklichen dabey recht sehr gemartert wurden, und recht jämmerlich sich quälen mußten. Denn so wurd z. E. ein Sohn des alten Marius anjetzt gegriffen, nacket ausgezogen, durch alle Strassen durchgepeitschet, und denn zum Tode hingeführt. Sein Tod war aber der, daß man die Zunge ihm aus seinem Halse riß, daß man alsdann die Augen ihm aus seinem Kopfe grub, nachher die Ohren und die Hände ihm abschnitt, alle seine Gelenke ihm verrenkete; endlich aber die Arme und die Beine ihm zerschlug, und dergestalt denselben unter tausend Martern sterben ließ. Das also, das ist doch gewiß so arg, daß man die blutigsten Thränen hier wohl weinen muß, und daß mans nicht begreifet, wie das Ungeheuer, der Sylla, sich noch freuen konnte, da er dies alles hört, und da er auch den Kopf des armen unglücklichen Menschen zu Gesicht bekommt.

Ihr seht indessen, Kinder, daß es wahr genug wohl sey, was ich euch sagte, daß die Römer, nachdem sie lang genug die andern Völker todtgeschlagen,

und

und bezwungen hatten, sich endlich selbst todtschlugen, J.d.W. 3902.
und von Römern selbst bezwungen wurden. Ihr v. C.G. 82.
sehts, daß Marius und Sylla sehr viel Unheil stif-
teten, und daß jetzt in Rom fast niemand reden durf-
te, als Sylla ganz alleine. Dem mußten alle Rö-
mer nun gehorchen; und wie sehr das Volk vor ihm
nun zittern mußte, das könnt ihr euch hier leicht ge-
denken.

Er wollt es würklich auch so haben, daß die Römer vor ihm zittern sollten; und drum sagt er auch, nachdem er so viele tausend schon erschlagen hatte, vor allen Leuten öffentlich: — „Ich hab nun freylich wohl so manchen schon bestraft, denkts aber nicht, daß damit es bereits genug seyn soll! Nein, ihr Leute, ich sag es euch, ich behalte mir es vor, noch mehrere also abzustrafen; ihr dürft also nicht sicher seyn!„ — Und ein andermal, bey einer an-
dern Gelegenheit, sagte er dieses noch: „Ich will euch etwas erzählen, ihr Leute, hört also auf das, was ich jetzt sage. Ein Arbeitsmann war einmal recht fleißig bey seiner Arbeit; indem er aber bey ihr so fleißig ist, so beissen ihm die Läuse. Er zieht sich also aus, sieht sein Hembde an, schlägt einige von den Läusen todt; zieht darauf das Hembde wieder auf den Leib, und ar-
beitet wie vorher. Er ist indessen nicht so bald wie-
der bey der Arbeit, als auch die Läuse ihn von neuem wieder beissen, und da macht ers wie zuvor, und ar-
beitet abermals von neuem. Das Ungeziefer fährt

hier

J.d.W. hier aber fort, den Arbeitsmann noch sehr zu beissen,
3902.
v.C.G. und da wird er denn böse. Da zieht er gleich sein
82. Hembd sich aus, schmeißt es ins Feuer herein, und verbrennt also das Hembde und das Ungeziefer mit einander. „

Dies erzählt der Wüterich dem Volk, und da setzt er auch noch hinzu: — „Merk es dir, du dummes Volk; merk es dir, was ich von dem Arbeitsmanne sage! Sey ruhig, und entrüste mich nicht, oder ich mache es mit Rom und mit dir wie dieser Arbeitsmann es machte mit dem Hembde und mit den Läusen! „ — Denkt selbst also, ihr Kinder, wie nun die armen Leute hier wohl zittern mußten, und wie gern der Mensch es wollte, daß sie vor ihm auch zittern sollten. — Hört indessen etwas besonders von einem kleinen Knaben, was der vor Herz hier hatte; und gewiß, der Knabe wird euch wohl gefallen.

Der Knabe, den ich hier meine, hieß Cato, und derselbe war ein Kindeskind von dem alten bösen Cato, von dem ich erzählete, daß er an den Untergang der grossen Stadt Carthago die eigentliche Ursach wurde. Eben dieser Knabe war indessen jetzt nur 14 Jahr erst alt, hatte noch einen Hofemeister oder Informator über sich, und geht mit diesem nun einmal zum Sylla in das Haus. Denn Sylla ist dem Knaben gut, und sieht es gern, wenn er zu ihm hinkommt. Indem der Knabe aber in dem Hause ist, und da so sieht, daß so sehr viel Männer zu dem Syl-

la kommen, vor ihm so sehr sich bücken, auch gerne thun, was er befiehlt, so frägt er den Hofemeister, „wie das zuginge, daß so viele Männer vor einem Einzigen sich also bücken, und einem Einzigen auch also gehorchen könnten?„ Der Hofemeister antwortet ihm derowegen: „das rühre daher, weil sie vor dem Sylla sich fürchteten.„ Und da sagt der Knabe: — „Gib mir nur einen Degen, ich will dirs den Augenblick hier zeigen, daß wenigstens ich mich gar nicht fürchte.„ — Der Knabe hatte also Muth, mehr als irgend ein andrer anjetzt hatte, und hätt er einen Degen gehabt, wer weiß, ob er nicht auf dem Sylla losgegangen wäre, und den Bösewicht erstochen hätte. Ihr könnts euch aber merken, Kinder, Sylla war so klug, daß er keinen vor sich ließ, der einen Degen bey sich hatte, und nicht sonst sein bester Freund auch war. Eben so klug sind auch zu aller Zeit die bösen Könige gewesen. Sie haben immer erst die Leute, die zu ihnen gewollt, genau durchsuchen lassen, ob sie auch wohl Gewehr bey sich gehabt; und so haben sie es oft gehindert, daß keiner sie erstechen können, wenn jemand sonsten auch recht gerne es gewollt.

J.d.W. 3902. v. C.G. 82.

Von solch einem erstaunlich bösem Menschen, als er, dieser Sylla, war, von dem werdet ihr inn dessen jetzt wohl glauben, daß alle Menschen ihn von ganzem Herzen werden gehasset haben. Ich muß euch also sagen, Kinder, zum Erstaunen ists, die Leute

J.d.W. 3902. v.C.G. 82. hasseten diesen Bösewicht so sonderlich noch nicht. Denn er kam nun her, ließ alle Römer, so viel tausende von ihnen auch immer noch am Leben waren, zu Gaste bitten, und das auf mehrere Tage hinter einander, nicht aber zu einer einzigen Mahlzeit nur allein. Er ließ denn auch so viel Tische in Rom aufdecken, daß alle daran speisen konnten; ließ so erstaunlich viel kochen und auch braten, daß die Römer, so sehr sie auch frassen, dennoch bey weitem nicht alles verzehren konnten, sondern ganze grosse Schüsseln voll Speise in das Wasser schütten mußten. Und anbey gab er ihnen den herrlichsten Wein, so daß sie insgesammt nun saufen konnten, so viel sie nur mogten. So bald er also dies nur that, so war bey dem so närrischen Volke alles wieder gut. So vergaß es alle Grausamkeiten dieses Ungeheuers, und so konnte das dumme Volk sogar ihn rühmen, und über ihn weinen, da er gestorben war.

Ja, Kinder, zum Erstaunen ists, wie die Menschen sind, wie sie bald bös, bald gut sich stellen können. Denn der abscheuliche Mensch, der mehr als hunderttausend Römer jämmerlich ermordet hatte, der auch in allen Landen Roms jetzt alles zu befehlen hatte, der untersteht es sich, in Rom nun aufzutreJ.d.W. 3905. v.C.G. 79. ten, und zu sagen: — „Von dieser Stunde an will ich nichts mehr hier seyn, als andre Bürger sind. Ich will nun nicht das mindste mehr befehlen. Wählt euch wieder Bürgermeister und Rathsherren, wie ihr wollt,

wollt, und welche ihr wollt: ich wills nicht seyn; ich will auch keine Soldaten jetzt mehr halten, und meine Soldaten, ihr selbst, und alle Leute in allen unsern Ländern sollen thun, was eure Bürgermeister und euer Rath befehlen werden.„ J.d.W. 3905. v. C.G. 79.

Stellt euch vor, dies hat der Mensch das Herz zu sagen, und würklich auch zu thun. Er ist in der That bisher wie ein König mächtig gewesen. Er hat bisher gethan, was er gewollt, und er wird von freyem Stücken nun wie ein gemeiner Bürger, der seiner Obrigkeit gehorchen muß. Er fürchtet sich auch nicht, daß nun die Leute, deren Eltern, oder deren Brüder und deren Freunde er erschlagen lassen, ihn selbst nunmehr erschlagen werden; und er wird nun würklich auch von keinem Menschen hier erschlagen. Er lebt ganz ruhig, und wird auch nicht einmal verklagt, da er doch ganz erschrecklich viel den Leuten hat zu nah gethan; ist das nicht zum Erstaunen? Man hätte denken sollen, nun würden alle Leute ihn zerreissen; aber kein Mensch thut ihm etwas, und er lebt ruhig und getrost, doch gar nicht lange mehr.

Denn bald nach dieser Zeit, da er von selbst wie ein gemeiner Bürger wird, bekommt er an dem Leibe ein Geschwür, und dies Geschwür bricht auf. Da wachsen aber unendlich viele Maden ihm in diesem Geschwür; und ob er gleich sich unaufhörlich reinigen lässet, so hilft doch alles nichts. Es kommen beständig wieder ganz unbeschreiblich viele Maden in diesem

seinem Geschwür hinein, und die zerfressen ihm tag-täglich mehr und mehr sein Fleisch am Leibe. Er hat also recht grosse Angst und sehr viel Schmerzen eine

J.d.W. 3906. v.C.G. 78. lange Zeit hindurch. Endlich aber stirbt der Bösewicht, und da ist es in Rom aks wenn sogar die Leute sich um ihn betrüben wollten. Sie begraben ihn wenigstens aufs prächtigste, und thun, als wenn sie nun recht viel verloren hätten, da sie dies Ungeheuer nicht mehr bey sich haben. Das kam indessen davon wohl am mehr-sten her, daß alle fast erschlagen waren, die diesen Bösewicht nicht liebeten, und daß anjetzt hauptsäch-lich und fast allein nur die noch lebeten, die er aufs reichlichste beschenket hatte. Denn das ist wahr, nie hat ein Mensch grausamer gegen seine Feinde sich be-wiesen, als dieser Mensch. Nie aber hat denn auch ein Mensch den Freunden, die er hatte, mehr ge-schenkt, als eben er, der Unmensch, der fremdes Gut wohl schenken, und Freunde sich dadurch erkaufen konnte. Wir wollen indessen an dies Ungeheuer nicht mehr denken, sondern nun doch hören, wie es nach seinem Tode mit den Römern ausgesehen hat.

Unter den Römern lebten jetzt verschiedene Män-ner, die ganz erstaunend viele Dinge thaten, und von allen diesen Männern muß ich euch doch etwas sagen. Der erste von ihnen soll indessen ein Mann seyn, der

Serto-rius. Sertorius hieß; und hört nur, was der Mann jetzt that.

Er war zur Zeit des Marius und des Sylla J.d.W. 3902. bis 3912. v. C.G. 82. bis 72.
ein Freund des alten Marius gewesen, und hatte sich, da Sylla so siegete, auch alle Freunde des Marius ermorden ließ, nach Spanien geflüchtet, daselbst einige tausend Soldaten zusammengebracht, und sich das vorgenommen, viel lieber tausendmal zu sterben, als dem Sylla gute Worte zu geben, und ihn in Ruhe zu lassen. Er machte derowegen, daß die Spanier gegen den Sylla Krieg anfingen, und Sylla schickte nun sehr viele Soldaten dahin, um diese Spanier zum Gehorsam zu bringen, den Sertorius aber zu tödten oder zu verjagen.

Die Soldaten indessen, die Sylla dahin schickte, die waren freylich wohl sehr gute tapfere Soldaten, und ihrer waren auch viel mehr, als derer, die Sertorius da hatte. Sertorius aber war so ein kluger und so ein tapferer Mann, daß er dem ohnerachtet des Sylla Soldaten immer schlug, und daß kein Mensch ihm etwas anhaben, und ihn schlagen konnte. Er war fast wie der Hannibal, der die Römer so oft schlug; und Sylla konnt es nicht erleben, diesen Mann geschlagen und überwunden zu sehn. Nach des Sylla Tode wurd er indessen von einem Manne, der sein Freund seyn wollte, schändlicher Weise erstochen; und da ward denn Spanien gar bald von neuem zum Gehorsam gebracht. So lange aber Sertorius lebte, so lange konnten dies die Römer nicht, mogten sie doch drauf sinnen, und Soldaten dahin schicken, so viel sie

J.d.W. 3902. bis 3912. v. C.G. 82. bis 72.

immer wollten. Sertorius war also ein grosser Soldat; und überdem sagten alle Leute, daß er ein gutes Herz gegen alle Menschen hatte; daß er keinem Uebels, allen Leuten aber sehr gerne Gutes that; und drum, Kinder, drum verdient es dieser Mann, daß ihr euch seinen Namen merket.

J.d.W. 3911. bis 3913. v. C.G. 73. bis 71. Spartakus.

Ausser diesem lebte nun zum andern aber ein Mann unter den Römern, der Spartakus hieß; und, Kinder, auch dieser Mann war ein sehr grosser Soldat. Er war eigentlich ein Sclave; und ihr wißt, was das vor unglückliche Leute waren. Er hatte indessen sehr gut gelernet, sich mit andern zu fechten, so daß er als ein Fechtmeister dienen konnte. Er wird nun endlich aber der Sache überdrüßig, daß er ein Sclave seyn und bleiben, auch von seinen Herrn sich soll so strenge halten lassen. Er beredt sich deswegen mit noch vielen andern Sclaven. Er und sie sehn zu, wo sie ganz ins geheim aus ihrer Herren Hause kommen können, und gehn sogleich mit den Degen in der Hand zu den Gefängnissen hin, lassen die Gefangenen draus los, rufen alle Sclaven, die in der Stadt nur sind, zusammen, erbrechen auch alle die Häuser, aus denen die Herren ihre Sclaven nicht sogleich herauslassen wollen, und gehn bald von einer Stadt zur andern, machens in der einen wie in der andern; bringen also, ehe man es sich versieht, an die 70000 solcher Sclaven zusammen, so daß sie getrost nun einen Krieg mit Rom anfangen können.

J.d.W. 3911. v. C.G. 73.

In

In diesem Kriege lassen indessen die Römer J.d.W. 3911. v.C.G. 73. gar nicht daran fehlen, recht viele ihrer Soldaten gegen diese Sclaven zu schicken. Aber, Kinder, Spartakus ist wie ein Held. Er hauet überall die Römer in Stücken; macht, daß ganz Italien vor ihm schon zittert, und würde gewiß auch wohl die Römer ganz und gar bezwungen haben, wenn nicht zuletzt die dumme Schelme, die Sclaven, zu übermüthig geworden wären, und wenn sie immer nur ihm, dem klugen Spartakus, hätten folgen wollen. Anstatt dies aber zu thun, folgt ein grosser Theil dieser Leute seinem eigenem Kopfe; sagt: „wir sind so klug als Spartakus es ist! Wir brauchens nicht, daß wir ihm beständig folgen, und er soll unser Herr nicht seyn.„ Sie trennen sich also von diesem klugen Manne, und meynen, sie wollten für sich alleine wohl die Römer besiegen. Aber, Kinder, kaum sind sie vom Spartakus hinweg gezogen, so fallen auch die Römer über sie her, und hauen sie in Stücken, so daß sie bald zu spät es sehn, daß zwischen ihnen und dem Spartakus ein würklich grosser Unterschied zu finden sey.

Kaum ist denn aber dieser grosse Theil von denen Römern niedergehauen, so kommen diese Römer auch auf den Theil losmarschiret, der noch beym Spartakus sich findet, und da will Spartakus nun weichen. Er will die Römer, die ihm zu zahlreich sind, in eine andere Gegend locken, und denn sie schlagen; das wollen aber seine Leute nicht. Recht als

J.d.W. 3911. v.C.G. 73. wenn aller Verstand sie schon verlassen hätte, fordern sie, daß er da, wo er ist, verbleibe, und da sich mit den Römern schlage. Er siehts denn auch, es hilft ihm nichts, daß er die Thoren bittet, und die Gefahr, die er dort sieht, vor ihren Augen stellet. Sie wollens, und er muß sich schlagen.

Er schlägt sich derowegen, wie ers muß; die Römer aber siegen, wie ers vorher schon sagte. Sie hauen fast alle seine Leute nieder, und zugleich ihn selbst. Er verkauft jedoch sein Leben ziemlich theuer. Denn Anfangs wird er schwer verwundet, so daß er nicht mehr stehen kann, und gleich zur Erden fällt. Da bleibt er aber gar nicht liegen; da raffet er vielmehr sich auf, bis er auf seinen Knien liegt, und so auf seinen Knien liegend haut er nun um sich herum, und stürzet Hieb auf Hieb die Römer zu Boden, die ihm zu nahe kommen wollen. Um ihn herum liegen also Römer genug, ehe er sein letztes Blut versprützt; und wenn so die Krieger alle wären, so wärs, ists nicht wahr, ihr Kinder? gewiß nicht gut Soldat zu seyn!

Catilina.

Um eben diese Zeit lebte zum dritten aber ein Mann in Rom, der Catilina hieß, und das war ein Mann, der so abscheulich war, als Sylla selbst, und der gern mehr Böses noch thun wollte, als dieser that; zum Glück andrer Menschen aber es nicht thun konnte. Der abscheuliche Mensch brachte nemlich, ohn alle gerechte Ursach, seinen eignen Sohn ums

Le-

Leben, erstach auch seinen Bruder, weil er das Geld J. d. W. 3911.
gern haben wollte, was dieser hatte, und war eben v. C. G. 73.
der, der zu der Zeit, in welcher Sylla so sehr grau-
sam war, den einen Sohn des alten Marius so er-
bärmiglich peitschen und martern ließ.

Eben dieser gottlose Mensch hatte indessen von dem Sylla erstaunlich viel geschenkt bekommen; konnt also einer der reichsten Leute in Rom jetzt seyn. Er hatte aber eine liederliche Seele, so wie Sylla solche Seele hatte; er fraß, er soff, er spielte, tanzte und schwelgte unaufhörlich, so daß Sylla ihm so viel nicht schenken konnte, als er in einem fort verbrach-te. So bald also Sylla nicht mehr war, und ihm auch nichts mehr schenken konnte, so siehts gar leer in seinem Beutel aus; so fehlt es ihm gar bald am Gelde, und so denkt er nun darauf, wie ers wohl anzufangen habe, um wiederum zum Reichthum und zum Ueberflusse zu gelangen, als woran er nun so lange schon sich sehr gewöhnet hat. Und da, Kinder, da denkt er sich eine Gottlosigkeit aus, die ganz er-schrecklich anzuhören ist.

Er siehts nemlich, in Rom sind noch mehr sol-che liederliche Menschen, wie er. In Rom haben viele, so wie er, beständig herrlich und in Freuden gelebt, sind nun aber in Dürftigkeit; mögten indes-sen, eben so wie er, nun wieder Geld vollauf in Hän-den haben. Er siehts überdem, daß sehr viel von den Soldaten, die Sylla gehabt, also gelebet, eben

al-

J.d.W. 3911. v.E.G. 73. also das Geld und alles Gut, was sie im Kriege erbeutet, und vom Sylla geschenkt bekommen hatten, nun schon verfressen und versoffen haben; daß diese Kerl auch sehr gern von neuem also fressen und also saufen, von neuem auch wohl Städte und Länder plündern mögten. Er vereiniget sich also mit den liederlichen Leuten in der Stadt, so wie mit den Soldaten, und redets mit ihnen ab, was sie mit einander thun wollen, um wieder brav viel Geld zu bekommen.

In der und der Nacht wollen sie nemlich die Stadt Rom in recht viel Strassen anstecken. Während des Feuers aber bey den Brunnen, die in der Stadt sind, einige ihrer Freunde hinstellen, die sogleich alle Leute niederhauen sollen, welche zu den Brunnen kommen würden, um Wasser daraus zu holen, und das Feuer zu löschen. Mit andern aber wollen sie in die Häuser der vornehmern Leute brechen, die Vornehmern selbst ermorden, ihr Gold und Silber aber, und was sie sonst nur kostbares besitzen, aus den Häusern auf solche Plätze hintragen, auf welche das Feuer nicht hinkommen kann, und denn dies alles unter sich vertheilen. Während des schrecklichen Feuers würde das alles recht gut gehen, denken sie; und damit sie nachher auch sicher vor dem armen Volke wären, so reden sie es ab; daß recht viel Soldaten bewaffnet nach Rom hingehen sollen, um ihre Freunde, die Mordbrenner, zu beschützen. Dies alles beschwö-

schwören auch die Bösewichter; dies wollen sie in allem Ernst nun thun; und so es ihnen gelang, so waren sie die Herren von Rom, hatten so: gleich der Reichthümer sehr viele, und konnten die armen Völker, die den Römern unterthänig waren, so ängstigen, und von ihnen so viel Geld einfordern, als sie auch immer nur verschwelgen konnten. J.d.W. 3911. v.C.G. 73.

Zum grossen Glücke Roms und vieler Völker aber läßt der eine von diesen Bösewichtern von diesem Vorsatze sich, noch ehe sie ihn vollbringen, zu einem Weibe zu vieles merken. In Rom erfährt mans also, daß Catilina mit andern gottlosen Leuten sich so verschworen habe. Geschwinde werden derowegen alle Anstalten gemacht, um dies zu hindern. Einige dieser Verschwornen werden gleich gegriffen, und hingerichtet; Catilina aber läuft aus Rom, versammlet die alten Soldaten des Sylla, die mit ihm eines Sinnes sind, und will mit ihnen nun nach Rom, das erobern und plündern. Die Römer schicken indessen andere ehrlichere Soldaten gegen ihn, und diese schlagen ihn nun dergestalt, daß die wenigen, die nicht auf dem Platze bleiben, gerne nach Hause laufen; daß er selbst aber, der Erzbösewicht Catilina, sein Leben lassen muß. — Dieser Catilina ist also der dritte, den ihr euch anjetzo merken könnet; und nun kommen noch andre Männer, die auch um diese Zeit herum schon lebten, und die vor allen Römern sehr zu mer-

J.d.W. 3911. v.C.G. 73. ken sind. Diese Männer waren nemlich Pompejus, Cicero, Cato, Crassus, Lucullus und Julius Cäsar. Ich weiß gewiß, über alle diese Leute, besonders über den Pompejus und über den Cäsar, werdet ihr noch recht erstaunen. Denn sie haben würklich noch viel mehr gethan, als jemals vor ihnen ein Mensch gethan, so lange Rom gestanden hatte. Hört also mir recht zu, ihr Kinder.

Pompejus. Pompejus hielts mit dem Sylla, schlug in Italien die Soldaten des Cinna und des Marius, ging nachher nach Sicilien, von da nach Afrika, von Afrika aber nach Spanien, und fochte, den Sertorius ausgenommen, gegen alle übrige Freunde des Cinna und des Marius, die in diesen Landen noch zu finden waren, mit recht grossem Glücke. Er wurd also dem Sylla lieb und werth, und war in der That auch wohl ein guter Soldat.

Mit ihm lebten aber zween Männer, die auch wohl gute Soldaten waren, auch für den Sylla gefochten hatten, und Crassus und Lucullus hiessen. Und diese zween Männer waren erstaunend reich, hatten erstaunend viele Freunde in Rom, und wurden des Pompejus Feinde; woran Pompejus aber mehr Schuld hattte, als sie.

J.d.W. 3912. v.C.G. 72. Crassus. Denn der eine dieser Männer, Crassus nemlich, überwindet die Sclaven und ihn selbst, ihren Anführer, den Spartakus. Von ihnen bleiben auch höchstens nur 5000 noch am Leben, die nun

gar

gar nichts mehr ausrichten können, und sich sehr gern verkriechen wollen. Ganz augenscheinlich ist also der Krieg mit diesen Sclaven so gut als schon geendet, und Crassus hats schon weit genug gebracht. Pompejus aber schmeichelt nun den Leuten in Rom so sehr und so lange, bis sie ihn gegen die noch wenigen Sclaven als obersten Feldherrn erwählen, den Crassus aber nach Rom zurücke rufen. Und da dieses nun geschiehet, so will Pompejus gern recht grosse Ehre haben; und die kann er nicht haben, wenn er z. E. mit zwanzigtausend Römern nur 5000 Sclaven besieget. Er thut also, als wenn der Sclaven noch sehr viele Tausende wären; als wenn Crassus bey weitem nicht so viele von denselben niedergehauen hätte; hauet nun selbst die wenigen, etwa 5000, Sclaven todt; pralt aber, als hätte er 50000 todtgehauen, als könne nur er so siegen, und als könne Crassus dieses nicht. Er macht derowegen, daß Crassus auf ihn böse wird, da er sich so erhebt; ihn, den Crassus aber, neben sich verachten will. J. d. W. 3912. v. C. G. 72.

Zu eben der Zeit sind indessen viele Leute, die in Asien am Meere in sehr festen Städten wohnen, so erstaunlich dreist, daß sie sich Schiffe bauen; auf diese Schiffe sich setzen, und überall herumfahren, überall die fremden Schiffe, die sie finden, wie Spitzbuben anfallen, die Sachen, die auf den Schiffen sind, ja die Schiffe selbst, wegnehmen, die Menschen, die darauf sind, zu Sclaven verkaufen, auch bald hie J. d. W. 3910. bis 3917. v. C. G. 74. bis 67.

bald

J.d.W. 3910. bis 3917. v. C.G. 74. bis 67. bald dort ans Land heranfahren, die Leute, die auf dem Lande wohnen, wie Diebe und Mörder überfallen, sie todtschlagen und bestehlen, also es machen, daß kein Mensch, der am Meere wohnet, seines Lebens ferner sicher ist, und daß auch kein Mensch sicher auf dem Meere schiffen kann, weil solcher Seeräuber schon erschrecklich viele sind.

Das sieht indessen Rom, daß dies so gehet, daß täg-täglich solcher Räuber mehrere werden, und daß es hohe Zeit schon ist, sie alle auszurotten. Rom

J.d.W. 3916. v. C.G. 68. nimmt also den Pompejus, macht den zum Feldherrn gegen die Seeräuber, und macht ihn darzu auf fünf Jahre hinter einander, da doch in Rom ein jeder immer nur ein einziges, und nicht fünf Jahr hindurch, der oberste Feldherr seyn durfte. Das verdrießt also den Crassus und andere vornehme Römer gewaltig, daß Pompejus vor ihnen allen solchen Vorzug hat. Weil er indessen von seinen Kriegesthaten so sehr groß sprechen kann, so denken die Leute in Rom, sie könnten keinen bessern General bekommen; und kehren sich wenig an das Murren der Vornehmern. Pompejus ist indessen gegen die Seeräuber erstaunend glücklich, bezwingt sie alle gar bald, und macht in kurzer Zeit, daß sich kein einiger mehr auf dem Meere sehen läßt.

J.d.W. 3910. bis 3920. v. C.G. 74. bis 64. Während dessen dieser Pompejus aber auf dem Meere gegen die Seeräuber ist, ja noch einige Jahre vorher, stehen in Asien zwey grosse mächtige Könige auf,

auf, fangen Krieg mit den Römern an, und nehmen J.d.W.
den Römern sehr viel Länder weg. Die Römer schi- 3910.
cken also, da so viel römische Generale schon geschla- bis
gen sind, einen reichen Mann mit sehr vielen Sol- 3920.
daten gegen die Könige, und dieser reiche Mann heisset v.C.G.
Lucullus. Derselbe geht denn auch dahin, schlägt 74.
einmal über das andere die Könige Asiens; beraubt bis
und plündert aber auch die Städte dieser Könige fleis- 64.
sig genug. Die Könige (sie hiessen Mithridates und
Tigranes,) die haben indessen sehr grosse Länder; sie
bringen immer wieder neue Soldaten auf, und ma-
chen, daß der Krieg mehr Jahre hindurch dauren muß.

Weil Pompejus also mit den Seeräubern so geschwinde fertig wird, und Lucullus mit den Köni- gen noch gar nicht fertig werden kann, so werden die Römer über den Lucullus böse. Dieser Lucullus läßt denn aber seinen Soldaten auch nur wenig von dem Gelde, Golde und Silber, was er aus den Städten der Könige nimmt; er behält das mehreste nur immer für sich; und da werden also seine Solda- ten ebenfalls auch böse auf ihn, schreiben viel Uebels von ihm nach Rom, und wollen auch unter ihm nicht länger stehen. Die Römer nehmen derowegen den Pompejus, machen ihn abermal, vielen Vornehmern in Rom zum Trotz, auf fünf Jahr hinter einander J.d.W.
zum obersten Feldherrn, schicken ihn nach Asien, und 3918.
lassen den Lucullus nach Hause kommen. v.C.G.
66.

J.d.W. 3918. v. C.G. 66. Pompejus bildet sich anjetzt also noch viel mehrers ein; giebt dem Lucullus, da er bey ihm in Asien ankommt, fast gar keine Ehre; spricht vielmehr sehr schlecht von ihm, und machts demnach, daß auch Lucullus nun auf ihn so böse wird, als Crassus es schon ist. Die Soldaten der Könige Asiens sind indessen keine gute beherzte Soldaten; sie sind viel schlechter als die Römer sind, und sie werden also von dem Pompejus mit leichter Mühe beständig geschlagen, so daß endlich beyde Könige, da sie ohnedem immer schwächer werden, um Frieden bitten, und sehr viel Land den Römern geben müssen.

J.d.W. 3920. v. C.G. 64.

Zur damaligen Zeit lebten auch die Juden nicht so, wie jetzt, unter den Deutschen, Franzosen, Polen u. s. w. zerstreuet, sondern sie wohnten größtentheils in einem Lande, das Judäa, auch Palästina, auch das gelobte oder das verheißne Land genennet wurde, und dies ihr Land lag nahe bey einem von den grossen Ländern, welche Pompejus jetzt bekam, bey Syrien nemlich, welches ein grosses Königreich war, und nun durch den Pompejus für die Römer eingenommen wurde. In diesem jüdischen Lande war auch bisher der oberste Priester König gewesen; jetzt aber waren in demselben zween Brüder, die sich gar nicht vertragen konnten.

Der eine nemlich, der auch der älteste war, war einfältig; der andere aber, der jünger war, war ungleich klüger. Der älteste sollt und wollt indessen,

wie

wie das in allen Ländern fast immer also ist, der J. d. W. 3920.
oberste Priester, und der König der Juden seyn, und v. C. G.
wars auch schon; der jüngere aber konnte das nicht 64.
leiden; brachte derowegen sehr viel Juden auf seine
Seite, ging mit ihnen hin, und jagte seinen Bruder
aus Jerusalem, der Hauptstadt des Landes, heraus.
Das hätte nun der einfältige, und sonst auch guther-
zige ältere Bruder vermuthlich wohl gelitten. Er
hatte aber einige Freunde, und die sagten ihm, er
sollte das nicht leiden; und die riethen ihm zugleich,
— er sollte nur zu dem Pompejus gehn, der jetzt so
nahe bey Judäa, nemlich in Syrien, wäre. Sie
riethen: er sollt es dem nur klagen, wie es ihm mit
seinem Bruder ginge; und sie versicherten, Pompe-
jus würd alsdann ihm bald genug auch helfen; und
der hätte so viel Soldaten, daß er den jüngern Bru-
der genugsam würde zwingen können.

Das thut endlich also der verjagte ältere Bru-
der. Er geht nun nach Syrien zu dem Pompejus,
klagt dem alle seine Noth; sieht aber, daß sein listi-
ger jüngerer Bruder auch schon beym Pompejus ist,
und den um seine Freundschaft bittet. Da schmeichelt
er also, und da schmeichelt auch sein Bruder dem
Pompejus; da machens also beyde, daß dieser Pom-
pejus nur noch stolzer wird.

Die Römer waren indessen immer nur darauf
bedacht, daß sie überall befehlen, und daß alle Men-
schen ihnen gehorchen mögten. Sie sahens also im-

mer

J.d.W. 3920. v. C.G. 64. mer gern, wenn in den Ländern einfältige Könige waren: denn von den klugen wußten sie es wohl, daß die nicht gerne sich befehlen lassen, auch auf mancherley Art sich rächen können. Es kann also immer seyn, daß Pompejus nicht bloß recht thun wollte, sondern daß er eben so hier dachte, da er dem ältesten, als dem einfältigsten Bruder, gegen den jüngern half. Denn er nahm zugleich diesen, der sehr verständig war, gefangen mit sich nach Rom, und ließ von dem einfältigen ältern Bruder sichs versprechen, daß er und alle Juden den Römern überall gehorchen wollten.

J.d.W. 3923. v. C.G. 61. Da nun aber dieser Pompejus wieder nach Rom hinkommt, so könnt ihrs wohl denken, ihr Kinder, wie sehr nun die Leute über ihn sich freuen, und ihn rühmen. Er hat grosse Königreiche erobert, und sie den Römern zugewandt; er hat überhaupt funfzehn Länder, die sonsten nicht zu Rom gehöreten, zu Rom gebracht. Er hat auch an tausend feste Städte erobert, und 29 neue Städte erbauet. Er bringt überdem einige zwanzig Millionen Thaler baaren Geldes für die Römer mit; und er hat den eroberten Ländern so viel Abgaben aufgelegt, daß sie alle Jahr an zwölf Millionen Thaler den Römern zu bezahlen haben. Die Römer sehen also Geld über Geld in ihrer Stadt. Sie glauben, sie hättens allein nur dem Pompejus zu danken. Sie wissens also nicht, wie sie den Mann recht ehren sollen, und sie halten nun keinen einigen Mann für so gut, als

die:

diesem. Das verdrießt indessen den Crassus, den Lu- J. d. W.
cullus, und noch andere vornehme Männer gewaltig- 3923.
lich. Sie suchen nun so viel als ihnen möglich ist, v. C. G.
dem Pompejus weh zu thun, und gewissermassen ha- 61.
ben sie auch Ursach darzu.

Denn, Kinder, Pompejus war würklich ehr-geitzig; und ob er gleich sich stellete, als wollt er nicht der Herr und der Gebieter aller Römer seyn, so wünschte er im Herzen doch genug, daß er es wäre. Nun waren aber sehr viele Soldaten ihm von Herzen gut: denn sie hatten unter ihm gesieget, auch Beute gemacht, und grosse Geschenke bekommen. Nun war aber auch das Volk dem Pompejus sehr gewogen; nun konnt er also leicht es eben also machen, wie Syl-la ehedem es machte. Denn Leute hatte er genug, die bereit waren, ihm zu helfen. Die Vornehmern fürchten dieserwegen, das mögte geschehen; und su-chens nun zu machen, daß die Menschen nicht mehr so viel von dem Pompejus halten mögten. Sie ta-deln also bald dies bald jenes an ihm; und will er dies oder jenes haben, so schreyen sie so viel sie können gegen ihn; machens ofte auch, daß das nun nicht ge-schiehet, was er gern haben will.

Denn Pompejus will sich das nicht gerne mer-ken lassen, daß er alleine nur in Rom befehlen will. Er giebt also mannichmal den andern nach, braucht nicht Gewalt gegen sie, und denkt, damit sey es noch immer Zeit; erst wolle ers versuchen, ob nicht das

J.d.W. 3923. v. C.G. 61. Volk von selbsten ihn über alle andere erheben würde. Er denkt denn auch, wenn er so nachgäbe, so werde das Volk es sehn, daß er kein stolzer, eigensinniger Mann seyn könnte, wie so die Vornehmern ihn beschryen. Er denkt, das Volk werde dann den Vornehmern desto weniger gewogen bleiben, und denen zu Trotz ihn über alle erheben. Er irrt sich aber gewaltiglich. Denn weil er nicht Gewalt gebraucht, so haben die Soldaten auch nichts mehr zu rauben und zu plündern. Sie haben also keinen Vortheil mehr von ihm, und ihrer viele hören auf, ihn lieb zu haben. Das Volk ist eben auch also geartet. Es denkt, die Länder, die Pompejus erobert, die hab es nun einmal. Pompejus säße doch jetzt stille, und es säh es also nicht, warum es sich so sonderlich um ihn bekümmern sollte. Ein grosser Theil des Volks sucht derowegen nur bey denen sich beliebt zu machen, die ihm anjetzt was geben können, bey dem Crassus und bey dem Lucullus, die reicher sind als Pompejus, und die so viel Geld haben, daß sie ganze Hände voll wegschmeissen können.

So, sag ich, so denken jetzt sehr viele Leute in Rom, und auch sehr viele Soldaten vom Pompejus, und so theilen sich Bürger und Soldaten gleichsam in zwey Theile, und diese sind beynahe auch gleich stark. Der eine Theil hälts nemlich immer noch mit dem Pompejus; denkt immer noch, kein Mensch sey so gut, als er, und ihm müsse man alles zu Gefallen

thun,

thun, was er auch immer nur wolle. Der andre Theil aber hält es mit den Vornehmern, besonders aber mit dem reichen Crassus, und thut diesen zu Gefallen alles, was dem Pompejus zuwider ist. J.d.W. 3923. v. C.G. 61.

Lucullus nemlich, der auch so sehr reich ist, der auch so sehr viel Freunde hat, und der Anfangs auch dem Pompejus gern etwas zuwider thun mogte, der wird des Zankens und Streitens überdrüßig. Er denkt: „Ich will sie streiten lassen wie sie wollen. Ich hab Geld und Gut genug; ich will essen und trinken, und mich um weiter nichts bekümmern.„ Er geht also auf eines seiner Landgüter hin, lebt da in aller Lust und Pracht, und läßt nun des Crassus Freunde und des Pompejus Freunde sich zanken.

Dies alles merkt sich indessen ein junger Mann, der Julius Cäsar heißt. Ein Mann von vornehmen Eltern, von vielem Vermögen, und von so vielem Verstande, als man selten wo findet. Anbey denn auch ein Mann, der erstaunend dreist und herzhaft ist, und das Kriegführen vortreflich verstehet, und der es schlechterdings nicht leiden kann, daß ein Mensch auf Gottes Erdboden lebe, der ihm zu befehlen habe; der klüger und mächtiger sey als er. Ja, endlich auch ein Mann, der sehr gern allen Menschen befehlen; zum grossen Glücke für die Menschen aber recht gern auch Guts thun will. Dieser Mann also der lebt anjetzt, und siehts, daß Rom in zwey Parthien sich getheilet hat, die gleich stark sich sind, und daß nun bald Julius Cäsar.

J.d.W. 3923. v.C.G. 61. das geschieht, was die eine, bald aber das, was die andre haben will. Er weiß daher nicht recht, zu welcher Parthie er sich nun wenden soll; ist aber so klug, daß er sich zu beyden wendet, und dadurch sich so sehr erhebt, daß er der Herr und der König der Römer wird, ob er gleich den Namen davon nicht führet.

J.d.W. 3924. v.C.G. 60. Er schmeichelt sich nemlich bey dem Crassus und bey dem Pompejus ein. Er ist gegen den einen wie gegen den andern aufs höchste ehrerbietig; macht also, daß beyde ihm gewogen werden; daß beyde für ihn bey dem Volke sprechen; daß beyde ihn, da Unruhen in Spanien entstehen, zum Feldherrn empfehlen, und daß er also vom Volke auch darzu erwählet wird. Ja, er gehet noch weiter; er macht, daß Crassus und Pompejus sich wieder versöhnen, daß sie recht gute Freunde mit einander werden, und daß sie nun alles in Rom thun können, was sie nur wollen; daß sie aber ihm sehr gerne zu Gefallen leben.

Während dessen verschenkt er selbsten aber, der schlaue Julius Cäsar, all sein Vermögen. Er macht sogar noch viel Millionen Thaler Schulden, um nur allen Römern, die ihn ansprechen, etwas schenken zu können, und um arme Leute aus ihrer Noth zu reissen. Er macht also, daß schon dieserwegen die Römer ihn sehr lieb gewinnen. Unaufhörlich sprechen überdem aber die Häupter in Rom, Crassus und Pompejus, nichts als Gutes von dem Cäsar. Mit grosser Tapferkeit besieget er die Spanier, und erobert in

Spa:

Spanien so manche schöne Länder, die Rom bisher J. d. W. noch nicht erobert hat. Das Volk in Rom und die 3924. v. C. G. Soldaten haben ihn also noch ungleich lieber. Er 60. kommt aus Spanien zurück, wird nun vom Volk zum Bürgermeister erwählt, und treibt seine Sache nun noch weiter.

Er machts nemlich, daß die Römer ihn nun abermals zum Feldherrn gegen die Franzosen erwählen, die auch noch nicht ganz besieget sind; und er geht auch nach Frankreich hin, selbst auch in Deutschland herein, und übers Meer nach England, und schlägt, wohin er auch nur kömmt, die Völker, die sich ihm widersetzen, zu Boden. Er erobert Städte und Länder; er erbeutet unermäßlich viel Gold und Silber, und ist noch immer nichts weniger als geitzig. — Er giebt seinen Soldaten so viel, daß sie ihn wie ihre Seele lieben; und er schickt nach Rom so viel, und läßt da unter Freunden und unter Feinden so unmäßig viel austheilen, daß das Volk in Rom nun alles vergißt, was Pompejus gethan, und was Crassus besieget, und daß es nur auf diesen Cäsar siehet.

Nachdem er indessen viel Jahre lang gekrieget, J. d. W. und die Römer schon recht sehr auf seine Seite gezo- 3928. v. C. G. gen hat, so kömmt er nach Rom, thut immer noch 56. freundlich gegen den Crassus und Pompejus, bringts auch durch diese zweene Männer, durch ihre und durch seine Freunde so weit, daß das Volk in Rom befiehlt: — „ Pompejus solle in Portugall und Spanien;

Cäsar

J.d.W. 3928. v. C.G. 56. Cäsar in Frankreich; Crassus aber in Asien fünf Jahr hinter einander alles befehlen, und alles thun können, was sie nur wollten. Sie sollten Soldaten halten, so viele, als sie für nöthig halten würden; und aus dem Schatze in Rom sollten sie so viel Geld sich nehmen, als ihnen gefällig wäre; auch hingehen, und fremde Völker bekriegen, und neue Länder erobern, so bald es ihnen belieben würde.„ Mit einemmale sind also diese drey Männer gleichsam Herren von Rom: denn wer darf gegen sie sich nunmehr setzen? Alle Soldaten laufen nun dem einem oder dem andern von diesen dreyen Männern zu, und da thun sie nun, ohn daß ihnen jemand wehren könnte, das alles, was ihnen zu thun gefällt, es sey gut oder es sey böse.

J.d.W. 3929. bis 3931. v. C.G. 55. bis 53. Crassus gehet nemlich gleich nach Asien, will nun ein reiches Volk, welches das parthische heißt, bekriegen; und bekriegt es auch. Er ist aber, wie ers wohl verdient, sehr unglücklich in diesem seinem ungerechten Kriege, wird selbst mit fast allen seinen Leuten todtgehauen, und läßt nun den Pompejus und den Cäsar die alleinigen Herren der Römer seyn. Pompejus sitzt indessen in Rom ganz stille, und denkt, er sey geehrt genug; und das, daß er so ruhig ist, und seine Macht zu keines Menschen Schaden gebraucht, das, denkt er, solle die Römer bewegen, ihm noch mehrere Macht zu geben; Cäsar aber denkt ganz anders. Er weiß, der Soldat will immer siegen, und immer plündern, und Freunde und Feinde unter dem Volk

in

in Rom wollen immer Geld von ihm, wenn sie für ihn dort sprechen sollen. Er geht also gegen die Franzo- sen, gegen die Deutschen, gegen die Schweitzer und gegen die Holländer. Er schlägt sie aus einem Lande in das andere herein; macht seine Soldaten reich, durch ganz unsägliche Beute, und schickt ohn Aufhö- ren Gelder nach Rom, die da verschenket werden müs- sen. Von ihm wird also des Redens und des Rüh- mens so viel, daß Pompejus zuletzt es nicht mehr lei- den kann. J.d.W. 3929. bis 3931. v.C.G. 55. bis 53.

Da sind denn aber in Rom auch noch sehr viel vornehme Männer, und die könnens überhaupt nicht leiden, daß Pompejus und daß Cäsar so allein alles zu befehlen haben. Sie mögten also den einen wie den andern gerne unterdrücken; sie sehens aber, fangen sie mit beyden zugleich zu streiten an, so halten beyde zu- sammen, und sind alsdann zu stark. Sie fallen also grossentheils dem Pompejus zu, und sagen demselben: — „Er solle es nicht leiden, daß Cäsar so gar sehr berühmt sich mache. Cäsar würde bald alle Solda- ten und alles Volk auf seine Seite bringen, und dann würde Pompejus nichts mehr seyn. Die Bürgermei- ster und der Rath in Rom die würden ebenfalls bald nichts mehr gelten; Cäsar aber würde allen befehlen, und gleichsam der König der Römer werden, wo Pompejus nicht bey Zeiten ihn zu schwächen suchte.„ J.d.W. 3934. v.C.G. 50.

Pompejus sieht nun wohl, daß dies sehr leich- te möglich ist, und daß Julius Cäsar auch so etwas su-

J.d.W. 3934. v.C.G. 50. suchet. Er will indessen nichts weniger als das, daß Cäsar mehr als er seyn soll. Er sagt also den Herren des Raths, und überhaupt den vornehmern Männern, die ihn so warnen: — „Er glaub es freylich nun, daß sie ganz recht in allem hätten, und er wäre bereit, mit ihnen alles mögliche zu thun, um Cäsarn herunter zu bringen, und zu machen, daß derselbe nicht mehr so beliebt verbliebe, auch nicht mehr so viele Soldaten behielte.„ Und da Pompejus dies erst sagt, da rathschlagen nun sogleich auch der Rath und die mehrsten Vornehmern mit einander, wie sie nun das alles wohl zu machen haben?

Sie sehn, daß, da Pompejus jetzt auf ihrer Seiten ist, sie Macht genug besitzen, dem Cäsar zu gebieten. Sie wissens aber, Cäsar hat das unerhört viele Geld, welches er in seinen beständigen Kriegen erbeutet gehabt, nicht, wie alle Römer thun sollten, in die Schatzkammer nach Rom gebracht, sondern es seinen Soldaten und andern Leuten geschenket, um alle sich zu Freunde zu machen. Sie machen also das Gesetz: „Daß alle und jede, die seit 20 Jahren den Römern hie oder da gedienet haben, Rechnung ablegen, und beweisen sollen, daß sie mit dem Gelde ordentlich genug gewirthschaftet hätten.„ Auf andere Männer sehen sie indessen hier im mindsten nicht. Sie sehen auf den Cäsar nur alleine. Sie wollen, Cäsar soll nun Rechnung führen; sie wissens aber, daß ers nicht kann; und da wollen sie ihn als einen Betrieger

um

um seine Ehre und um sein Leben bringen. Was sie indessen wollen, das sieht der schlaue Cäsar bald und deutlich genug. Er legt sich auch hier nicht aufs Bitten: denn das sieht er wohl, das würde nur vergeblich seyn. Er fährt also fort, zu thun, wie er bisher gethan. Er giebt nun desto reichlicher den Soldaten und dem Volke seine Schätze hin; macht sie noch mehr zu seinen Freunden, und denkt, sie sollen nun auch desto mehr ihn schützen. J. d. W. 3934. v. C. G. 50.

Pompejus und der Rath die sehens aber, daß Cäsar dies so thut, und daß besonders die Soldaten, die er hat, ihn schützen werden. Sie wollen ihn also von den Soldaten reissen, und machen zu dem Ende ein Gesetz: — „Cäser solle alle seine Soldaten abdanken, und sie nach Hause gehen lassen; sich auch nicht mehr als derselben Feldherrn betrachten: indem nun einmal ein anderer Mann der Feldherr dieser Soldaten seyn sollte, wie dies bisher auch der Gebrauch gewesen wäre.„ Damit indessen Cäsar dies auch thue, so machen sie zugleich auch das Gesetz: — „daß Pompejus, der auch noch Feldherr der Soldaten in Spanien war, das nemliche thun sollte, so bald Cäsar dies gethan haben würde.„

Cäsar merkt indessen dieser Herren List. Er merkts, daß wenn er dies thäte, Pompejus es alsdann nicht thun würde. Er sieht es, Pompejus werd alsdann Soldaten haben, er aber keine; und eh er wieder Soldaten zusammenbrächte, würde Pom-

pejus

J.d.W. 3934. v.C.G. 50. pejus und der Rath ihn längstens schon getödtet haben. Er sagt also, „er könne das nicht thun, wenigstens nicht ehe, ehe nicht Pompejus auch dies thäte. Man sollte einen Tag festsetzen, an welchem er und auch Pompejus die Soldaten einem andern Feldherrn übergeben sollten, so wäre er zufrieden; sonst aber nicht.„ Und, Kinder, ich denk immer, Cäsar forderte hier so etwas Ungerechtes gewiß wohl nicht.

Ich muß euch indessen sagen: Pompejus, der Rath und die vornehmern Herren, die den Cäsar gern unglücklich machen wollten, die sprechen Nein hierzu, und sie drohen diesen Cäsar mit dem Tode, wofern er nicht gleich ihren Willen thäte. Sie rufen gleich auch des Pompejus Soldaten und neue Soldaten zusammen, um den Cäsar darzu zu zwingen, und seinen Soldaten zu widerstehen, falls Cäsar Gewalt gebrauchen wollte.

Der muntere Cäsar hört indessen dies ihr Drohen, und sieht auch ihr Bemühn, so viele Soldaten gegen ihn zusammen zu bringen. Er säumt also keinen Augenblick, sondern geht gleich mit seinen Soldaten aus Frankreich, wo er bisher gewesen, nach Italien, erobert eine Stadt nach der andern, und stürzt den Pompejus und die Herren in Rom in das äusserste Schrecken. Denn sie haben noch lange nicht genug Soldaten bey einander. Sie machen sich also, da Cäsar näher an Rom heran kömmt, sehr eiligst aus Rom; fliehen zu der Küste von Italien, setzen

sich

sich und die Soldaten, die sie schon bey sich haben, zu Schiffe, und segeln nach Griechenland.

Cäsar nimmt also das ganze Italien für sich J.d.W. nun ein; bekommt sehr viel Tausende von den Solda- 3935. v. C.G. ten des Raths und des Pompejus, die auch nach 49. Griechenland wollen, denen er aber zu geschwinde über den Hals kommt, gefangen, und geht hierauf nach Rom, wo ihm das Volk recht gern die Thore offen macht. Er ist indessen gar nicht so wie Sylla war. Er thut keinem einigen Gefangenen, auch keinem Bürger in Rom etwas zu Leide. Ja, Kinder, er ist so brav und so rechtschaffen, daß er selbst den Rathsherren, die doch seine Feinde waren, und von denen er hin und wieder einige gefangen nimmt, nicht das geringste Uebels thut. Er redet sogar aufs freundlichste mit ihnen, giebt ihnen gerne wieder, was seine Soldaten ihnen genommen haben, und thut ihnen Gutes, so viel er weiß und kann. Und das, Kinder, das war schön; das ist aber die Schuldigkeit eines jeden Menschen, daß er gegen seine Feinde und Freunde so handle. Das gefällt denn auch dem lieben Gott; das gefällt auch den Menschen, und das macht uns niemals Schimpf und Schande, weder auf Erden noch droben in den Himmel, wie ihr ja leicht dies denken könnet. Denn euch gefällt es doch gewiß, daß Cäsar dies so that?

Damit aber, daß dieser Cäsar nun Rom und das ganze Italien, auch Frankreich (oder Gallien) mit

J.d.W. 3935. v. C.G. 49. mit seinen Soldaten besetzet hatte, damit, sage ich, hatte er noch lange nicht gewonnen. Die Römer hatten nemlich in Spanien, in Sardinien, Sicilien, Afrika, Asien, Griechenland, Thracien u. s. w. erstaunlich viele Soldaten stehen, damit, wenn die Leute in diesen Ländern nicht gehorchen wollten, diese Soldaten sie zwingen könnten. Alle diese Soldaten aber kannten den Julius Cäsar nicht. Sie hatten wohl von ihm gehöret, aber sie hatten doch nicht geschworen, daß sie ihm gehorchen wollten: denn er war bey ihnen als ihr Feldherr und ihr General niemals gewesen. Sie hatten aber dem Rathe in Rom und den Generalen geschworen, die in den Landen bey ihnen waren. Sie erhielten anjetzo auch von dem Rathe ihr Geld, ihre Kleider, ihr Gewehr u. s. w. Sie gehorchten also dem Rathe, und wurden, weil der Rath nun mit dem Cäsar feind war, ebenfalls auch diesem Cäsar feind. Wollte Cäsar also in Rom so ruhig sitzen bleiben, so mußt er fürchten, daß diese alle von allen Seiten her nach Italien kämen, und ihn überfielen. Er mußt derowegen Sorge tragen, alle diese Soldaten zu bezwingen. Und da hört nun, was Cäsar alles that, und wie es ihm ging.

Cäsar blieb nun gar nicht lange in Rom, ging gleich aber nach Spanien, nahm viele seiner Soldaten mit sich dahin, und fing nun an mit den Soldaten des Raths daselbst zu fechten. Diese Soldaten wehrten sich indessen, und wehrten sich auch gut genug;

nug; Cäsar aber war so ein kluger Mann, daß er sie dem ohnerachtet alle bezwang; daß er ganz Spanien eroberte, und also weiter gehen konnte, um auch andre Soldaten zu besiegen; und das that er auch. Er verließ nun Spanien, ging durch Frankreich und durch die Schweitz nach Rom zurücke, von da aber an das Meer, und dann zu Schiffe mit seinen Soldaten nach Griechenland, wo Pompejus, der Rath aus Rom und sehr viel tausend ihrer Soldaten waren, die aus allen andern Ländern dahin hatten kommen müssen. Und nun, Kinder, nun kams drauf an, wer nun gewinnen würde. J.d.W. 3935. v. C.G. 49. J.d.W. 3936. v. C.G. 48.

Wie es schien, so mußte Pompejus und der Rath gewinnen: denn die hatten viel mehr Soldaten als Cäsar hatte; die waren auch viel ehe in Griechenland gewesen, und hatten alles, was zum Essen und Trinken gehöret, aus Griechenland vorhero schon zusammengebracht, konnten also wohl leben. Cäsar aber sollte nun das alles erst zusammenbringen; und da ers wollte, da fand er keinen Vorrath mehr: denn Pompejus hatte schon genommen, was er hatte finden können. Cäsar wußt also in der That nicht recht, wovon er und seine Leute leben sollten; Pompejus aber durft nur stille sitzen, so mußte Cäsar dennoch laufen, und Griechenland verlassen, wenn er mit seinen Soldaten nicht verhungern wollte. Pompejus hatte derowegen keine Gefahr; Cäsar aber hatte Gefahr genug, und es schien also, als müßte Cäsar jetzt zu Grunde gehen.

Die

J.d.W. 3936. v.C.G. 48.

Die vornehmen Männer indessen, die bey dem Pompejus sich befinden, sind übermäßig stolz. Sie sehn, der Ihrigen sind sehr viel mehr, als derer, die bey dem Cäsar sind, und sie wollen auch nicht länger in Griechenland so stehen, sondern gern nach Rom zurücke kehren. Sie lassen derowegen dem Pompejus keine Ruhe, und wollen schlechterdings, er soll den Cäsar angreifen, ihn schlagen, und dem Kriege also ein Ende machen. Pompejus hat nun würklich aber keine Lust darzu. Er weiß, daß Cäsar ein General von grosser Klugheit ist. Er weiß, daß Cäsars Soldaten Kerls sind, die viel Jahre schon unter Cäsarn gedienet haben, und die ihr Leben gern aus Liebe für ihn lassen. Er siehts also vorher, daß diese Kerls ganz verzweifelt fechten werden; daß er durch den Hunger sie viel leichter werd bezwingen können; und stellt dies alles auch den Vornehmern aus Rom auf das deutlichste vor Augen. Sie bleiben alle aber auf ihrem Sinn bestehen, und sie lassen auch nicht ehe den Pompejus ab zu bitten, bis daß er sich zur Schlacht entschliesset. Und da sie denn so weit erst sind, so sind sie auch recht herzlich froh, und jauchzen und jubiliren im voraus schon, gerad als wenn ihr Feind aufs gänzlichste bereits geschlagen wäre.

Sie machen das auch jetzt schon aus, wer die Güter des Cäsars, wer die Güter seiner Freunde, und wer die Güter der Officiere haben solle, die bey dem Cäsar sind. Cäsar nemlich, seine Freunde und

sei-

seine Officiere die sollen, wenn sie im Treffen noch nicht bleiben, doch gefangen genommen, und getödtet werden. Das ist schon ausgemacht; und der Sieg ist diesen Narren auch schon ganz gewiß. Sie befehlen derowegen, da sie als morgen sich schlagen wollen, auf den morgenden Tag im voraus schon den Köchen und den Pastetenbeckern, auf diesen Tag die herrlichsten Mahlzeiten anzurichten, und wollen nach der Schlacht auf das herrlichste sich pflegen. Denn sie meynen, sie würden nun so manches doch erbeuten; sie würden auch so manche schöne Güter für sich nun wohl bekommen, und also denn wohl recht froh auch seyn, und recht sich pflegen können. Die Narren denkens also nicht, daß der, der im Himmel ist, Gott der Allmächtige, ganz etwas anders über sie beschlossen hat; sehens aber an eben dem Tage noch, an welchem sie so recht von Herzen froh seyn wollen. J.d.W. 3936. v.C.G. 48.

Denn da diese Narren die beschlossene Schlacht nun wagen, da finden sie ganz andre Helden wider sich, als sie vorhero es vermuthet haben; und Cäsars Leute freuen sich, da sie den Pompejus mit den Narren nun auf sich kommen sehn. Sie verbrennen sogar, weil Cäsar es so will, so bald sie jene kommen sehen, ihre Gezelte, und alles, was sie haben, und gehn getrost den eingebildeten Helden zu Leibe. Sie selbst, sie haben auch nichts mehr; sie wissen nun nicht mehr, was sie essen, womit sie sich kleiden, und wohin sie sich schlafen legen sollen: denn all das

Ihri-

J.d.W. 3936. v.C.G. 48. Ihrige ist verbrannt. Sie sehn also, sie müssen sie-gen, und das Lager des Pompejus erbeuten, oder sie sind Kinder des Todes. Recht so dreist und so verzweifelt also, wie der schlaue Cäsar es bey Ver-brennung des Lagers zur Absicht hat, recht so hauen sie nun in des Pompejus Leute ein, um entweder zu sterben oder zu siegen. Sie indessen, des Pompejus Leute, zittern da bereits, da sie die Sachen in dem Lager brennen sehen. Sie merkens gleich, daß die-se Leute sterben oder siegen wollen; daß sie dreiste sind; nicht das geringste, nicht Tod nicht Leben ach-ten, und wie Löwen alles vor sich her zerreissen und zerfleischen werden. Vor vieler Bestürzung wehren sie sich derowegen weniger, werden überwunden, und theils niedergehauen, theils gefangen genommen, theils aber erstaunend zerstreuet.

Ihre so schöne Mahlzeiten lassen derowegen Cäsars Leute sich recht herrlich schmecken. Sie er-beuten anbey des Pompejus Lager, und er selbst, Pompejus, flieht mit noch andern, so gut er kann, um nur den Händen des Siegers zu entrinnen. In diese Hände fallen indessen an 25000 von des Pom-pejus Leuten, auch sehr viel vornehme Herren aus Rom; und da ist es werth, Kinder, daß ihr wieder höret, was Cäsar mit diesen allen nun macht, und wie er sich gegen sie verhält.

Cäsar hatte nemlich schon von Rom aus, auch aus Spanien, und sogar noch vor der Schlacht in

Grie-

Griechenland, den Pompejus und die vornehmern Leute um Frieden gebeten; sie hatten aber voller Stolz davon nichts wissen wollen. Sie hatten offenbar seinen Tod beschlossen, und in Gedanken seine Güter unter sich bereits getheilet; und was meynt ihr also, Kinder, was verdienten nun wohl diese Leute? Verdienten sie es, daß Cäsar ihnen nun das Leben nähme, so wie Sylla dieses that? Verdienten sie wenigstens, daß er sie in Ketten und in Banden legte? Oder daß er ihnen einen Theil ihrer Güter nähme? Oder daß er sie tüchtig ausschölte, und sie beschimpfete? — Was ists? was meynet ihr hiervon?

J. d. W. 3936. v. C. G. 48.

Gewißlich, Kinder, werth warens diese stolze und unversöhnliche Männer, daß sie etwas gezüchtiget würden; aber wisset, ein guter Mensch der muß nicht immer fragen: Was ist der und der wohl werth? Was hat der wohl verdienet? — Ein guter Mensch muß gern vergessen und vergeben, was andre ihm zu nahe thun. Ein guter Mensch muß sogar seinen Feinden Gutes thun; und seht, das that Cäsar hier. Er ließ gleich alle Gefangenen, die sonst nach damaligem Gebrauche als Sclaven verkaufet wurden, los, und sandte sie nach Hause. Er schalt mit denen Rathsherren und mit den Vornehmern, so sehr sie auch seine Feinde waren, nicht im geringsten. Er war freundlich gegen sie alle, und that würklich ihnen alles Gute, was er ihnen nur thun konnte. Ist das nicht Ruhm und Ehre für diesen Mann! Mußte dies

J.d.W. 3936. v.C.G. 48. nicht unserm Gott recht wohl gefallen? — Doch weiter, Kinder, wir müssen noch weiter sehn, wie es mit dem Pompejus und mit dem Cäsar ging.

Pompejus, vor dem so viele Könige und so viele Völker sich vorhero hatten beugen müssen, der funfzehn ziemliche Länder und tausend feste Städte erobert hatte, der läuft nun als ein armer Flüchtling so weit er kommen kann, um nur dem Cäsar nicht in die Hände zu fallen. In diesem seinem Unglücke ist er indessen ein recht guter Mensch. Er sieht, daß viele ihn begleiten; er glaubt aber, ihm werd es doch nicht sonderlich mehr glücklich gehen; und er sagt also diesen Freunden, sie sollten ihn verlassen, nicht weiter mit ihm fliehen, sondern zum Cäsar gehn, und dem zu Fusse fallen: denn er wolle es nicht, daß sie mit ihm unglücklich werden sollten. Und das, Kinder, das war würklich brav gedacht. Man muß niemals andre unglücklich zu machen suchen, wenn man selbst auch etwas Trost dadurch erhalten könnte. Denn so konnten hier die Freunde dem Pompejus freylich wohl zu seinem Troste und zu seiner Hülfe dienen, wenn sie bey ihm blieben; aber er will viel lieber dieses Trostes und dieser Hülfe entbehren, als diese seine Freunde in das Unglück bringen. Er behält also nur sehr wenige bey sich, die von ihm nicht lassen wollen, und kommt mit diesen bald vor eine Stadt, die Larissa heisset.

Als er aber dahin kommt, so hören die Leute das Unglück dieses sonst so berühmten Mannes; be-

dau-

dauren ihn also, gehen ihm entgegen, und nöthigen ihn hereinzukommen, und sich da auszuruhn. Pom: pejus ist indessen auch hier ein braver Mann, und thut dies alles nicht. Er sagt; „Wenn ihr Leute mir jetzt Gutes thut, so kann Cäsar auf euch böse werden, und euch höchst unglücklich machen; und das will ich nicht. Ich will derowegen nichts von euch; ich will auch bey euch nicht ruhen.„ Er bleibt also unter freyem Himmel viel lieber liegen, als daß er in die Stadt herein gehen sollte; und obgleich Cäsar solch ein Mann nicht war, der ihm oder der Stadt hätte Uebels thun sollen, so fürchtete er dies doch, und so zeigte er doch auch das gute Herz, das er anjetzo gegen andre Menschen hatte. J. d. W. 3936. v. C. G. 48.

Endlich kommt er indessen an das Meer, sucht daselbsten Schiffe; findet endlich eines, steigt in dasselbe, und segelt nach einer Insul hin, auf welche er, schon vor der Schlacht, seine Frau und seine Kinder, nebst noch andern Freunden, hingeschicket hatte. Er kömmt auf dieser Insul auch sehr glücklich an, und die Leute daselbst bedauren ihn ebenfalls, und wollen mit tausend Freuden, was sie nur wissen und können, ihm zu gute thun. Er will indessen auch auf dieser Insul nicht das mindste Gute für sich nehmen, damit, wie er beständig fürchtet, Cäsar nicht die guten Leute dafür strafe; und geht sogleich mit seiner Frau und Kindern nach Cilicien in Asien: denn da, weiß er, da sind viel vornehme Römer hingeflohen, und da sind

J.d.W. 3936. v.C.G. 48. beständig auch Schiffe; da stehen auch noch viele Soldaten des Rathes, und da will er nun näher bedenken, was wohl anjetzt zu thun am besten sey.

Als er denn aber dahin kommt, so rathen ihm die mehrsten, nach Egypten zu gehn, und den König von Egypten um Hülfe gegen den Cäsar zu bitten; dann auch alle Soldaten des Raths, die noch in Afrika, in Asien, und anderwärts wären, nach Egypten kommen zu lassen, und also den Krieg von neuem anzufangen. Pompejus segelt also mit Frau und mit Kindern nach Egypten, läßt sich bey dem Könige daselbst melden; hört auch, daß der König ihm Hülfe verspricht, und ihn zu ihm zu kommen bitten lässet. Sehr getrost geht er also zu dem Könige hin; der schändliche, treulose König aber lässet ihn erstechen; und da fliehen seine Frau und Kinder aus Egypten. Da versammlen sich denn auch die Soldaten und Freunde des Raths, so viel ihrer noch sind, nicht in Egypten, sondern in Afrika; und da sollt ihr denn bald auch hören, wie es ihnen dort gegangen ist. Jetzt muß ich euch zuvor noch etwas anders sagen.

Der, wenigstens am Ende, gutherzige Pompejus flohe so kümmerlich über Land und über Meer; starb endlich aber jämmerlich: das hab ich euch erzählt, ihr Kinder; und nun sagt, wer war denn hier wohl schuld daran? Ich glaube Pompejus selbst war daran schuld; und so gehts den Menschen immer, die nicht viel taugen: die strafen sich selbst sehr oft rechtschaffen ab.

Denn

Denn Pompejus taugte vorher in dem Stück immer nichts, daß er nicht Frieden mit dem Cäsar machen wollte. Er taugte besonders aber in dem Stücke nichts, daß er eben so wie der Rath und dessen vornehme Freunde beschlossen hatte: — Cäsar sollte sterben; seine Officiere sollten ebenfalls sterben, und auch seine Soldaten, wenn sie gefangen genommen würden. Das war, sag ich, schlecht, daß Pompejus so grausam dachte; und weil er nun so dachte, so konnt ers auch nicht glauben, daß Cäsar besser denken würde. Er dachte: Cäsar würde gegen ihn nun eben so grausam seyn; und drum flohe er so in Kummer, und drum starb er endlich durch einen betriegerischen König. Hätt er sich aber Cäsarn dargestellet; hätt er auch würklich nichts zu ihm gesagt, ihn würklich nichts gebeten, gewiß, Cäsar würde dennoch ihm sehr wohl gethan haben; und wartet nur, ich will euch das ein andermal genug beweisen. J.d.W. 3936. v.C.G. 48.

Vorjetzt aber lernt nur das, daß böse Menschen, weil sie selbsten böse sind, auch von andern sich nur Böses vermuthen; zu andern gar nicht leicht ein Zutrauen haben, und oft sich fürchten, zittern und zagen, ja sich ins Unglück stürzen, da sie doch dies alles nicht vonnöthen hätten. Ihr seht dies an dem Pompejus deutlich. Hätte der im Anfange nicht so grausam gegen Cäsarn gedacht, so würd er sich nun auch so grausam nicht gefürchtet haben. Er würde, wenn er den Cäsar geliebet hätte, geglaubet haben,

daß

J.d.W. 3936. v.C.G. 48. daß Cäsar ebenfalls ihn lieben könne. Er würde sich sodann mit Cäsarn unterredet, sich mit ihm versöhnet, und also sein Leben erhalten haben, da er nun dasselbige verlieren mußte. Daß auch Cäsar ihn gewiß nicht nur beym Leben, sondern auch in hohen Ehren würd gehalten haben, das sieht ein jeder, der nur das bedenkt, was ich nun ferner noch von Cäsar sagen werde.

Gleich nach dem grossen Siege über den Pompejus jagt dieser Cäsar dem flüchtigen Helden nach, um ihn einzuholen, und in seine Hände zu bekommen; und das war auch nöthig genug. Denn lebte Pompejus noch, und brachte Pompejus wieder Soldaten aus Asien und Afrika zusammen, so hatte Cäsar immer noch Gefahr für sich. Und Pompejus war nicht nur der tapferste unter allen Feinden Cäsars, sondern Cäsar mußte auch fürchten, daß er auf Rache denken würde, so lange er noch nicht gefangen wäre, und ehe er sich nicht durch Gutesthun an ihm mit selbigem versöhnete. Es war also recht, daß Cäsar ihn verfolgete; aber es war Cäsarn gar nicht möglich, ihn sogleich zu finden: denn Pompejus war zu geschwinde, und Cäsar wußt nicht gleich, wo er ihn suchen sollte.

Er ging ihm indessen nach bis nach Egypten; aber als Cäsar dahin kommt, und da den Pompejus lebendig zu finden hoffet, so bringt man ihm den Kopf desselben, und da kann Cäsar ohne Thränen diesen

Kopf

Kopf nicht sehen; läßt ihn mit der größten Pracht begraben, und bedaurets, daß solch ein Held durch solchen treulosen König habe sterben müssen. Er hörts denn aber, daß dieser König viel vornehme Römer, die so wie Pompejus, ihr Freund, sich nach Egypten flüchten wollen, sogleich in Ketten und Banden habe legen lassen. Er hörts, daß der König dies gethan, um ihm, dem Cäsar, eine Freude damit zu machen. Er befiehlt aber in dem Augenblicke, da ers höret, sie alle loszulassen; und das geschieht, wie ers befiehlet. Sie werden nun alle wieder aus ihren Gefängnissen herausgeführet, und ihrer Ketten entladen; er, ihr Ueberwinder und ihr Wohlthäter, Cäsar aber, macht ihnen keine Vorwürfe; er schilt mit ihnen über nichts; er zwingt sie auch nicht, ihm zu dienen, sondern er läßt sie gehen und thun wohin und was sie wollen; ist ihnen auch, wenn sie dies oder jenes von ihm begehren, gar nicht zuwider, sondern hilft ihnen, so viel er kann. So gut es indessen diesen Leuten hier ergehet, so traurig ergehts nun ihm, dem Cäsar selbst, und das muß ich euch doch ebenfalls erzählen. J. d. W. 3936. v. C. G. 48. J. d. W. 3937. v. C. G. 47.

In Egypten ist nemlich der jetzige König noch sehr jung, und sein verstorbener Vater hats befohlen: — „er solle mit seiner Schwester zusammen das Land regieren, und nicht alleine.„ Er kann sich indessen mit seiner Schwester, die Cleopatra hieß, gar nicht vertragen, und sie kann es wieder mit ihm

auch

J.d.W. 3937. v.C.G. 47. auch nicht. Bruder und Schwester werden also böse auf einander, fangen einen Krieg mit einander an, und thun das gerade jetzt, da Pompejus auch Cäsar nach Egypten kommen.

Im Grunde hatten aber die Römer und auch Pompejus und Cäsar in Egypten nichts zu befehlen: denn dies Land gehörte damals nicht den Römern. Der verstorbene König des Landes hatte indessen vor seinem Tode noch die Römer gebeten, dahin zu sehen, daß sein Wille geschähe, und daß weder sein Sohn noch seine Tochter allein regieren mögten. Er hatte es also verlangt, daß diese seine Kinder, wenn sie nicht in Güte wollten, gezwungen werden sollten, mit einander zu regieren. Und da sagte nun Cäsar: — „Ich bin jetzt der oberste Feldherr und Gebieter in Rom, ich muß also hören, was du Bruder und du Schwester sagst, warum ihr jetzo Krieg mit einander führet? und obs nicht möglich ist, euch mit einander zu vergleichen?„ — Dies gefällt denn auch der Schwester; dies gefällt aber keinesweges dem Bruder; und da geht denn ein Krieg mit Cäsarn selbsten an.

Cäsar hat nemlich nur 4000 römischer Soldaten bey sich; und weil ihm der junge König nicht gefällt, die junge Königin aber, seinem Bedünken nach, so ganz vortreflich ist, so spricht er zum Besten der Königin sehr vieles als recht, was der König nicht als recht erkennen will, und das verdrießt den König. Er bringt nun nicht nur seine ganze Armee gegen den Cä-

sar

sar in Wuth, sondern er macht auch, daß alle Egy: J.d.W.
ptier die Königin verlassen, ihm beystehen, und den 3937.
Cäsar gefangen nehmen, auch tödten wollen. Nach v.C.G.
aller Menschen Denken ist dies auch so leicht, als 47.
immer etwas leicht seyn kann. Denn Cäsar ist in ei:
ner egyptischen Stadt, hat nur 4000 Römer bey
sich, ist weit von allen seinen übrigen Soldaten ent:
fernt, und hat in der Stadt viel hunderttausend Bür:
ger, ausser der Stadt aber ein ganzes mächtiges Heer
der Egyptier wider sich. Cäsar erschrickt indessen für
alle diese grosse Schaaren im geringsten nicht. Er
wehrt sich in den wenigen Strassen und Häusern, in
denen er mit seinen Leuten ist, aufs tapferste; läßt
keinen Feind an sich und an seine Leute heran, und
hält sich ganze 4 Monate lang in der Stadt, bis sei:
ne andere Soldaten nach Egypten kommen, und den
König zwingen, daß er von der Stadt weggehen, und
sich mit diesen ankommenden Soldaten schlagen muß.

Kaum ist denn auch der König mit seinem Heere
von der Stadt hinweggezogen, so zieht ihn gleich auch
Cäsar nach, kommt glücklich zu seinen Leuten, und
liefert nun dem Könige eine Schlacht, die er gewin:
net, und in welcher der König selbst sein Leben verlie:
ret. Dem Cäsar wirds also nun leicht, die unruhigen
Egyptier zur Ruhe zu bringen; und da er das gethan,
und die Königin dort auf den Thron gesetzet hat, so
verläßt er Egypten, und geht nach Asien, wo eben:
falls Gefahr genug für ihn bereitet wird.

Denn

J.d.W. 3937. v. C.G. 47. Denn der Sohn des einen Königes, den Pompejus ehedem überwunden hatte, der denkt: jetzt sey es Zeit, die Länder wieder zu nehmen, die Pompejus seinem Vater genommen hatte. Er macht sich also auf, bringt Soldaten so viel er kann zusammen, und erobert, während daß Cäsar in Egypten ist, alle Länder, die sein Vater gehabt; nimmt noch andere Länder denen Römern ab, und ist im Begriff, noch weiter zu gehen, und noch mehrere zu erobern. Da eilt demnach Cäsar, so sehr er kann, aus Egypten nach Asien hin; geht gleich diesem Prinzen entgegen; wirft ihn und seine Armee aufs plötzlichste zu Boden; macht bald, daß alle Länder sich von neuem unterwerfen müssen, und geht sodann aus Asien nach Rom. Auf seinem Wege dahin beweiset er sich aber, wie sonst, gegen jedermann, also vornemlich auch gegen einen, der sein Feind war, so ausnehmend gutherzig, daß es eine wahre Lust und Freude ist, davon zu hören; und diese Lust und Freude muß ich euch doch ebenfalls auch gönnen. Hört also!

In Rom lebte dazumal ein Mann, der in der That ein grosser Mann wohl war; der mehr gelernet hatte als andere, die mit ihm lebten; der die vortreflichsten Bücher schrieb, der beste Redner war, und in Rom auch sehr viel galt. Dieser Mann hieß Cicero, und die Bücher, die er schrieb, die haben wir noch, die lesen verständige Leute noch immer mit Lust, und die werdens auch machen, daß man den

Na:

Namen Cicero bis ans Ende der Welt wird nennen hören. J.d.W. 3937. v. C.G. 47.

Eben dieser Cicero war aber ein ehrgeitziger und doch auch ein furchtsamer Mann. Hätte er so viel Herz gehabt als Cäsar und als Sylla hatten, so hätt er vermuthlich so wie sie gesucht, der Herr und der oberste Gebieter Roms zu werden. So vielen Muth indessen als darzu gehöret, sieht er, hat er nicht; und da er also das Oberhaupt der Römer gar nicht werden kann, so will er auch im Ernst es nicht, daß es ein andrer werde. Er wünscht also, daß es in Rom so bleibe, wie es viel Jahrhunderte gewesen ist. Er wünscht, daß jährlich Bürgermeister und Feldherren gewählet werden, und daß er denn auch zu dieser Ehre gelangen könne. Er hälts also mit den Vornehmern in Rom und mit dem Rathe. Er siehts gleich Anfangs gar nicht gern, daß Crassus, Pompejus und Cäsar so viel Macht und Gewalt in Rom erhalten, und er hetzt mit den Vornehmern auch den Pompejus auf, daß er mit dem Cäsar sich entzweyen, und die Gesetze bewilligen und durchtreiben muß, die ich euch schon erzählet habe, und die es eben machten, daß Cäsar Krieg anfing.

Dieser Cicero war also ganz offenbar ein Feind des Cäsars, und gleich im Anfange des Krieges, da vor dem Cäsar Pompejus und der Rath aus Rom nach Griechenland flohen, gleich dazumal bekommt Cäsar diesen Cicero in seine Hände. Er thut ihm

aber

J.d.W. 3937. v,C.G. 47. aber gar nichts Uebels, spricht freundlich mit ihm; versichert ihm, daß er ihm nie etwas Uebels thun würde, und bittet ihn nur, er mögte ruhig seyn, nicht andere gegen ihn aufhetzen, und die Feindschaften auch Erbitterungen, die jetzt schon wären, nicht noch grösser machen. Das verspricht ihm auch Cicero, daß ers thun wolle, und Cäsar läßt ihn hierauf ganz unbeschädiget in Ruhe, und geht, wie ihr schon wisset, aus Italien nach Spanien, und besiegt da die Soldaten des Rathes.

Da muß ich indessen euch sagen, daß, als Cäsar dazumal zuerst nach Spanien ziehet, ihm daselbst es übel gehet, und daß das Geschrey nach Italien kommt: — „Cäsar sey so gut als schon verloren.„ — Denn Cäsar stellt sich mit seinen Soldaten an Flüssen hin, und plötzlich fängt es so stark zu regnen an, daß das Wasser erstaunlich grösser wird, als es vorher gewesen Da reißt also das Wasser die Brücken ab, und da stehen nun vor dem Cäsar die Soldaten des Raths, hinter ihm aber sind die grossen Gewässer, und er kann nicht Speise für seine Soldaten, nicht Futter für seine Pferde erhalten. Es läßt also nicht anders, als müßte Cäsar, und Menschen und Vieh, die bey ihm sind, entweder verhungern, oder aber den Soldaten des Rathes sich ergeben. Alle Welt glaubt das auch, das werde geschehen. Das Geschrey hiervon kommt bald nach Italien, und da hörts auch Cicero. Geschwind macht er sich derowegen auf den Weg

nach

nach Griechenland, zu dem Pompejus, bezeigt ihm J. d. W. 3937.
seine herzliche Freude über das Unglück des Cäsars, v. C. G. 47.
und thut nunmehr mit Fleiß, als hätte er schon längst
bey ihm seyn wollen; als hätten aber Krankheit und andere Dinge ihn gehindert. Er thut dies aber, weil er den Cäsar für überwunden hält, und weil er nicht als Cäsars Freund vor dem Pompejus und vor dem Rathe scheinen, und deshalb sterben will. Denn alle sollten sterben, die Cäsars Freunde wären; das hatte der Rath beschlossen; und sterben wollte Cicero nicht gerne.

Cäsar wickelt sich indessen in Spanien glücklich aus allem heraus. Er macht sich Fahrzeuge, geht glücklich über alles Gewässer herüber, und sieget, wie ihr schon wißt, in Spanien. Cicero ist nun aber bey dem Pompejus, muß nun auch gegen den Cäsar fechten; wird aber, wie andere, vom Cäsar geschlagen, und flieht hierauf nach Italien; läßt sich auch in Rom nicht sehen, sondern geht aufs Land, und lebt da ganz in aller Stille, bis Cäsar jetzt aus Egypten und aus Asien nach Rom zurücke kömmt. Denn da macht er sich auf, geht dem Cäsar entgegen, will ihm zu Fusse fallen, und ihn um Vergebung bitten, da er, wider sein Versprechen, mit so frohem Muthe gegen ihn geredet, ja sogar gefochten hat.

Ihm sieht indessen der gutherzige Cäsar von ferne schon. Er kanns leicht denken, was dieser Cicero jetzt bey ihm will. Er läßt also seinen Wagen

J.d.W. 3937. v. C.G. 47. stille halten, steigt von demselben herunter, geht dem Cicero entgegen, und umarmt, wie ein Bruder, diesen Mann, der vor Schaam seine Augen nicht aufzuschlagen im Stande ist. Statt dessen auch, daß er darauf warten sollte, daß Cicero nun rede, sich nun entschuldige, und mit Thränen um Verzeihung bitte, statt dessen, sage ich, läßt der vortrefliche Cäsar den betrübten Cicero von dieser Sache gar nicht zum Reden kommen. Er frägt beständig ihn nach ganz andern Dingen; machts also, daß Cicero, so bald er um Verzeihung bitten will, von ganz andern Dingen reden muß, und hinderts dieserwegen, daß Cicero sich nicht selbst beschuldigen, sich nicht selbst verdammen, sich nicht selbst erniedrigen darf. Und nicht wahr, ihr Kinder, das ist ganz vortreflich schön? Vom Cäsar könnt ihrs lernen, wie ihr gegen Menschen euch bezeigen müsset, die euch beleidiget, ja die euch bis auf den Tod verfolget haben. — Und von solch einem gutherzigen Menschen, ists nicht wahr, wars nicht von dem, wie ich vorher schon sagte, sehr zu vermuthen, daß er auch dem Pompejus würde wohl gethan haben? — Wartet indessen, ihr sollt sogleich noch ein anders Beyspiel hören, und denn werdet ihr gewiß es sagen, daß dieses zu vermuthen war.

In Rom lebte mit dem Cicero, mit dem Pompejus, mit dem Cäsar, mit dem Crassus und mit dem Lucullus noch ein anderer Mann, und das war Cato, eben der, der, wie ich euch erzählt, als ein

14jähriger Knabe schon so dreiste war. Und dieser Cato der war in der That ein ehrlicher, ein redlicher, und auch ein recht sehr beherzter Mann. Dem Cato fehlte es auch am Verstande nicht, und der hätte vielleicht eben so groß als Cäsar werden können; aber der mogte nicht an List gedenken; der hielt es auch für unrecht, wenn jemand sich zum Herrn Roms erheben wollte, und der war also, nicht wie Cicero und andere, aus Neid, sondern aus Ehrlichkeit, dem Pompejus, dem Cäsar und dem Crassus allemal zuwider gewesen. Er hassete indessen diese Männer nicht; was sie aber thaten, das hielt er für unrecht; und er glaubte auch, Cäsar würde noch mehr unrecht thun, als Pompejus. Er hielts also mit dem Pompejus viel lieber, als mit dem Cäsar, und fochte derowegen auch in Griechenland wider den Cäsar. J.d.W. 3937. v. C.G. 47.

Als Cäsar aber den Pompejus schlägt, so nimmt dieser Cato der Flüchtigen von des Pompejus Soldaten so viele, als er nur vor sich sieht, zusammen, führt sie zu den Schiffen des Pompejus hin, und segelt mit ihnen nach Afrika. In Afrika sind denn ohnedem aber noch sehr viele Soldaten des Rathes; dahin segeln auch aus allen andern Ländern die Soldaten desselben, und es kommen also der Soldaten in Afrika gar bald so viele zusammen, daß Cäsar abermalen Rom verlassen, und auch nach Afrika hingehen muß, um die grosse Armee, die da schon wider ihm ist, zu Grunde zu richten. Als er denn dahin auch J.d.W. 3938. v. C.G. 46.

kommt,

J.d.W. kommt, so gehts ihm Anfangs zwar nicht sonderlich:
3938. denn er ist viel zu dreist, hat nur wenig Soldaten bey
v. C.G. sich, und wagt sich mit den wenigen gegen so viele.
46. Er läßt indessen, da er den Fehler merkt, noch mehr Soldaten aus Italien zu sich kommen, und schlägt nun augenblicklich auch die Feinde, die dem Cato gar nicht folgen wollen, und die so thun, als wäre Cäsar nichts vor ihnen, und als würden sie ihn gar leicht bezwingen können.

Der gute ehrliche Cato sieht also, es ist umsonst, daß er sich nun noch ferner widersetzet, und er ists auch müde, fernerhin vor dem Cäsar zu fliehen. Sich selbsten aber dem Cäsar zu ergeben, und von seiner Gnade sein Leben geschenkt zu bekommen, das dünkt ihm, das würde zwar was leichtes seyn, aber das würde ihm und Cäsarn das Leben nur verbittern. Denn er, Cato, er würde doch dem Cäsar dafür danken müssen. Er würd also nicht sagen dürfen, daß Cäsar unrecht gethan, da er so sehr sich zu erheben gesucht: denn das, das würde dem Cäsar verdriessen, und kein Dank vom Cato seyn. Er fühlt es aber auch, daß er nie werde anders reden können, als um sein Herz ihm ist. Er mag also nicht leben; nimmt sein Schwerdt, sticht es sich in den Leib, und stirbt.

Cäsar eilt indessen, so sehr er kann, um diesen sonst so guten Mann in seine Hände zu bekommen; aber eh ihn Cäsar noch erreichet, ist Cato schon todt, und Cäsar wird betrübt, da er dies höret. Er bedau-

daurets, daß er das Glück nicht haben kann, den vor- J.d.W.
nehmsten seiner Feinde Guts zu thun, und er hält 3938.
das viel zu wenig zu seyn, daß er den Sohn dieses v. C.G.
Cato alleine nur zu sich nehmen, und ihm wohl thun 46.
kann. Er mögte eben dieses an dem Vater nun auch thun, und er weinet, da nun dies nicht möglich ist. Ists nicht wahr, ihr Kinder, Cäsar ist in diesem Stück ein wahres Muster. Wollte Gott, daß alle Menschen und daß auch ihr in diesem Stück so würdet, als dieser Cäsar war!

Ihr müßt nun aber wissen, ihr Kinder, auch mit diesem Siege in Afrika war Cäsar noch nicht ganz in Ruhe. Cato hatte nemlich fast alle Flüchtlinge aus Afrika nach Spanien geschickt, und nun sammleten sich also in Spanien wieder Feinde genug zusammen, so daß Cäsar auch dahin mußte, um auch dort zu siegen, und die Ruhe wieder herzustellen. Ihm gelungs denn würklich auch gar bald, die alle, die er dort in J.d.W.
Waffen fand, zu schlagen, sie gänzlich zu überwinden, 3939.
und also denn auch in Spanien von neuem sich zum v. C.G.
Herrn zu machen. Aber auch hier bewies er sich als 45.
einen recht gutherzigen Menschen.

Denn da er, wie ihr schon wisset, zum erstenmale die Soldaten des Raths in Spanien überwand, da schenkte er allen diesen Leuten ihr Leben, und ließ sie ruhig nach Hause gehen. Sie versprachens alle auch aufs heiligste, nie wieder gegen ihn zu fechten; und Kinder, solch Versprechen müssen im Kriege alle

J.d.W. 3939. v.C.G. 45. Menschen heilig halten. Denn sonst, wenn der, der da sieget, das glauben muß, daß die, die das versprechen, ihr Wort nicht halten, so muß er sie alle niederhauen, wenn er nicht Gefängnisse genug hat, in denen er sie einschliessen kann. Sehr gern halten also die Soldaten aller Völker dies ihr Versprechen, und wo sie einmal es nicht halten, so finden sie auch keine Gnade und keine Erbarmung wieder, wenn der, dem sie es versprochen haben, sie wieder einmal in seine Hände bekömmt.

Eben dies traff sich indessen in Spanien nun dergestalt. Die Soldaten, die erst versprochen hatten, nie wieder gegen Cäsarn zu dienen, die unterstunden sichs, jetzt wieder gegen ihn ins Feld zu gehen. Ein jeder andere General, der nun in Cäsars Stelle gewesen wäre, der würde sie gewiß also in tausend Stücken haben hauen lassen, so bald er es gekonnt; aber Kinder, Cäsar thut auch dieses nicht. Er vergiebt auch dieses gern; er thut keinem einigen von diesen Soldaten etwas Uebels, sondern er läßt sie, da sie sich ergeben müssen, ruhig ihre Strasse gehen. Ganz gewiß also war Cäsar gegen seine Feinde der beste Mensch, der sich nur denken läßt.

Nun waren aber auch in allen Landen seine Feinde besieget. Nun waren alle Menschen von seiner Gutherzigkeit überzeugt. Was thut nun der glückliche und der gutherzige Cäsar wohl? — Ich wills euch sagen, Kinder, was dieser grosse Mann nun thut.

Er

Er ist nun der Herr der Römer und unglaublich vie- J.d.W.
ler Völker. Will er, so darf er nur befehlen, und so 3939.
sind auch mehr als hunderttausend Soldaten bereit, v.C.G.
Rom und alle Länder zu plündern, sie zu verwüsten, 45.
und ihre Einwohner in Stücken zu hauen; aber er
will dies nicht. Er sorgt nur dafür, wie er den Rö-
mern und allen seinen Unterthanen Guts thun könne.
Er sieht es zwar, daß der Vornehmern viele immer
noch in ihrem Herzen ihm gehäßig sind; aber er wird
dennoch über sie nicht zornig; er fährt dennoch fort,
auch ihnen Guts zu thun; und gefällt euch dieses nicht,
ihr Kinder?

War jemals auch ein Römer, der sich was dün-
ken, und sich viel einbilden konnte, so wars gewißlich
dieser Cäsar. Er war gewiß ein weit tapferer Gene-
ral als es Pompejus war; er war ohnstreitig der
tapferste Römer, der jemals gelebet hatte. Denn er
hatte in allen seinen Kriegen mehr als 1000 Städ-
te erobert, auch 300 verschiedene Völker besieget;
und das hatte vor ihm kein Römer je gethan. Er
hatte aber auch nicht bloß Völker besiegt, sondern er
hatte Völker besiegt, die vor andern Völkern
tapfer waren, die Franzosen nemlich, die Hol-
länder, die Deutschen und die Britten oder
Engländer. Ja, er hatte die Römer besiegt,
und den Pompejus, den grossen Helden, den vor ihm
kein Mensch besiegen konnte. Er hatte auch sehr viele
Länder für die Römer erobert, und er konnt also gar

J.d.W. 3939. v.C.G. 45. leichte dahin kommen, daß er sich zu viel einbildete, und andere würden dieses schwerlich unterlassen haben. Er blieb indessen ohne Stolz, und er litte es nicht, da einige, um sich bey ihm einzuschmeicheln, ihn mehr Ehre geben wollten, als einem Menschen gebühret.

Ohne Zweifel war demnach dieser Cäsar ein Mann, der vor andern den Vorzug verdienet; und mit dem abscheulichen Menschen, mit dem Sylla, war er nicht weiter zu vergleichen, als nur darin, daß er wie Sylla mächtig war, und daß er seine Soldaten, auch das Volk, beschenkete und bewirthete, so wie Sylla ehedem die Soldaten beschenket, und das Volk bewirthet hatte.

Denn so bald sich dieser Cäsar nun in Ruhe sahe, so schenkte er jedem gemeinen Soldaten neunhundert Thaler, jedem Hauptmann achtzehnhundert, und jedem Obersten beynah dreytausend Thaler. Einem jeden armen Manne in Rom aber schenkte er 50 Thaler Geld, fünf (Berliner) Scheffel Korn und 10 Maaß Oel, welches die Leute dazumal wie wir die Butter gebrauchten. Und überdem that er nun dieses auch, daß er alle Menschen in Rom auf einige Tage zu Gaste bat; daß er einige Tage sie alle mit den besten Speisen und mit dem besten Wein, so wie vorher auch Sylla that, bewirthete, und daß er also sein gutes Herz den Leuten sehen ließ. Was dies denn auch vor ein Essen und vor ein Trinken gewesen, das könnt ihr euch gedenken, Kinder, wenn ihrs hört,

daß Cäsar zwey und zwanzigtausend Tische mußte de- J.d.W.
cken lassen, wenn alle Menschen Platz haben sollten 3939.
zu essen und zu trinken. Gewiß also eine ganz er- v.C.G.
schreckliche Menge Menschen mußte jetzt in Rom vor- 45.
handen seyn; und kosten mußte das Essen und das Trinken, welches beydes hier recht herrlich war, ganz unermeßlich viel.

Von einem so gutherzigen, so klugen und so tapfern Manne, von dem solltet ihr nun wohl gedenken, daß den gewißlich alle Menschen lieben würden; und das solltet ihr wohl nicht vermuthen, daß ein Mensch auf Erden wäre, der solch einen guten Mann im Herzen hassen, und ihm nach dem Leben stehen sollte? Nicht wahr, ihr Kinder, das solltet ihr wohl nicht vermuthen, daß so etwas auf Erden möglich wäre? Hört also, was ich euch sagen werde; gewiß ihr werdet erstaunen, wenn ihrs höret, und es ist fast nicht zu begreifen, wie die Menschen sind.

Denn den Sylla, den alle Menschen hätten hassen sollen, den hasset fast kein Römer; und da er alle Gewalt niederlegt, da jeder ihn anklagen, da jeder ihn sehr leicht ermorden kann, da klagt ihn niemand an, und da ermordet ihn auch niemand. Den guten Cäsar aber, dem alle Menschen ein ewiges Leben hätten wünschen sollen, dem wünschen Hunderte den Tod, und ihm, dem sie, weil er so sehr gut war, mit ihrem Blute hätten sein Leben erkaufen sollen, ihm rauben sie dies Leben. Ja, dem Sylla rauben es seine

J.d.W. 3939. v.C.G. 45. Feinde nicht; dem Cäsar aber raubens seine Freunde; ist das nicht recht was unbegreifliches, und etwas ganz erschreckliches?

Da ist nemlich ein Mensch unter den Römern, der Brutus heißt, und der Mensch läuft erst dem Pompejus nach, und fechtet in Griechenland mit dem Pompejus wider den Cäsar. Cäsar bekommt aber diesen Menschen gefangen, nimmt ihn zu sich, hat ihn von Grund des Herzens lieb, so lieb, als er seinen eigenen Sohn, wenn er einen gehabt, nur hätte haben können, und erweiset ihm alles nur ersinnliche Gute.

Ausser diesem Brutus ist denn aber noch ein anderer Mensch beym Cäsar, und der heißt Caßius. Derselbe hat so wie Brutus gegen den Cäsar gefochten; ist so wie Brutus jetzt immer um den Cäsar; erhält auch von dem Cäsar alles, was er nur wünschet, und kann es selbst nicht leugnen, daß Cäsar ihm wie ein Vater seinem Kinde auf das herzlichste gewogen ist. Dem ohnerachtet aber wird der Böswicht dem Cäsar feind, und dem ohnerachtet denkt er drauf, wie er den Cäsar ermorden möge. Er bewegt also den Brutus darzu, mit ihm auf diese Schandthat zu denken, und bringt nachher, da Brutus mit ihm einig ist, noch 60 andere vornehme Männer, die alle so wie Brutus und so wie er vom Cäsar tausenderley Guts erhalten haben, so weit, daß auch sie nun willig werden, den Cäsar, der ihnen so viel Guts gethan, je

eher

eher je lieber zu ermorden. Und denkt euch, ihr Kin- J.d.W.
der, die Kleinigkeit, um welcher willen der böse 3939.
Mensch, der Caßius, auf den Cäsar zuerst so sehr er- v. C.G.
bittert wird! 45.

In Rom wurde alle Jahr ein Oberrichter erwählt, der, wenn die Bürger Streit hatten, sagen mußte, welcher Bürger recht, und welcher unrecht hätte. Solch ein Oberrichter hieß Prätor, und der hatte noch viel andere Richter unter sich, die, wenn zu viele Bürger sich stritten, an seiner Stelle die Bürger anhören, und dann, worüber sie stritten, dem Prätor erzählen mußten, damit er sagen könnte, ob der Bürger, oder ob der Bürger recht oder unrecht hätte. Solche Richter und Oberrichter, oder Prätoren, hielten indessen die Römer in jedem Lande, weil in jedem Lande die Leute sich streiten. Der Prätor in Rom aber wurde mehr geachtet, als der Prätor, der in einem andern Lande war, und da wollt also ein jeder lieber die Ehre haben in Rom der Oberrichter zu seyn, als anderwärts.

Es trifft sich also, daß einmal die bösen Menschen, der Caßius nemlich und der Brutus, in einem Jahre, und also zugleich zu solchen Richtern erwählt werden. Da sie also beyde den Cäsar bitten, daß er sie zum Oberrichter von Rom erwähle, dies aber nicht möglich ist, so macht er den Brutus darzu, und nicht den Caßius. Er macht den Caßius aber zum Oberrichter eines andern Landes, und schon dies ist dem

ab-

J.d.W. abscheulichen Menschen genug, dem guten Cäsar nun
3939.
v.C.G. den Tod zu schwören.

45. Hätte der Bösewicht indessen zum Zürnen ja ein Recht gehabt, so hätte er mit dem Brutus zürnen sollen, daß der mit ihm zugleich der Prätor Roms hatte werden wollen, und daß derselbe nicht ihm zu Liebe davon abgestanden war. Das läßt er aber bleiben, daß er auf diesen zürnen sollte; er zürnt auf den Cäsar nur, macht nun eine noch stärkre Freundschaft mit dem Brutus, und sagt ihm tausend Dinge vor, bis daß er ihn zu der erschrecklichen Missethat bewegt, dem Cäsar nach dem Leben zu stehen.

Er sagt nemlich diesem Menschen: —„Du heissest Brutus, und du bist gewiß ein Nachkomme des vortreflichen Mannes, des Brutus nemlich, der ehedem den König Tarquin aus Rom verjagte. Sey also wie dieser dein Stammvater war. Jage du nun ebenfalls den König aus Rom, oder komm, und laß uns denselben ermorden! Denn, sagt er ferner, was ist unser Cäsar anders, als unser König? Er läßt sich zwar nicht einen König nennen, aber er ists denn doch; und wie noch jetzt die Römer den Brutus preisen, der den Tarquin vertrieb, so werden sie wahrhaftig auch dich ewig preisen, wenn du den Cäsar vertreibest, oder ihn ermordest. Thu also nun dies, und ich will dir helfen, und viele andre werdens thun, das glaube mir, u. s. w.„

Durch

Durch solche eitle Reden macht also der schänd- J.d.W.
liche Mensch, der Caßius, den Brutus stolz. Bru- 3939.
tus denkt, wenn er dies thut, so werden ihn die Rö- v.C.G.
mer würklich preisen. Er denkt, er hab würklich 45.
nicht Ursach, es zu leiden, daß Cäsar mehr zu befeh-
len habe, und mehr gelte, als er selbst. Er sagts al-
so dem Caßius zu, daß er den Cäsar will ermorden
helfen! und da verschwören sich bald noch 60 andere
vornehme Männer mit diesen zween, und redens ab,
wie sie es machen wollen, um den gutherzigen Mann,
den Cäsar, umzubringen.

Der gutherzige Cäsar denkt indessen, er hab es
nicht so arg gemacht, daß er es nöthig hätte, sich vor
Menschen zu fürchten. Er hält also keine Soldaten
um sich, sondern geht immer alleine, läßt alle Men-
schen sich ganz nah am Leibe kommen, und fürchtets
nicht, daß jemand ihn erstechen werde. Dies, sag
ich, thut Cäsar, und dies wissen die schändlichen Men-
schen. Sie wissens auch, daß er auf den 15. Merz
die Rathsherren in Rom zusammen berufen, und mit
ihnen sich über gewisse Dinge besprechen will. Sie
entschliessen sich also, an diesem Tage den Cäser zu er-
stechen, so bald er in den Saal seyn würde, wo die
Rathsherren wären.

Die Rathsherren und überhaupt die Römer
durften nemlich in Rom keine Degen tragen. Nah-
men also die 60 Bösewichter, die sich verschworen
hatten, unter ihren langen Kleidern ihre Degen

heim-

J.d.W. 3939. v.C.G. 45. heimlich mit sich, und fielen nun sie alle zugleich den Cäsar an, so wußten sie wohl, so konnten die andern Rathsherren, die dies sahen, die aber keine Degen bey sich hatten, ihnen gar nicht wehren. Sie wußten aber auch, daß die mehrsten Rathsherren dies recht gerne sehen würden. Sie wählen mit Fleiß also nicht die öffentlichen Strassen der Stadt, wo das Volk, das den Cäsar liebt, zugegen ist, sondern sie wählen diesen Saal, wo die Rathsherren sind, die ihnen nicht wehren können, auch nicht wehren wollen, und ihr abscheuliches Vorhaben gelingt auch ihnen.

Denn als Cäsar nun nach dem Saal hingehen will, so kommt zwar ein guter ehrlicher Mensch auf ihn gelaufen, giebt ihm einen Brief in die Hand, und sagt: — Cäsar mögte den Augenblicke lesen, was in dem Brief geschrieben wäre.„ Und in dem Briefe stehet würklich alles drin, was über den Cäsar beschlossen ist. Es stehen drin die Namen der Böswichter, die sich wider den Cäsar verschworen haben; es steht darinnen, daß sie Dolche unter ihren Kleidern verborgen haben, und es steht auch darinnen, daß sie auf dem Saale ihn erstechen wollen. Hätte Cäsar also diesen Brief sogleich gelesen, so hätte er sich glücklich retten können: denn der Mensch, der diesen Brief ihm gab, der hatte alles erfahren, und auch alles verrathen.

Zu des Cäsars grossem Unglücke sind gerade damals aber die Verschwornen, die insgesammt Freunde Cäsars waren, um den Cäsar, als Freunde, die ihn

be:

gleiten wollen, herum, und die fürchten gleich, daß in dem Schreiben so etwas stehen mögte, was die Mord- that betrifft, die sie sogleich begehen wollen. Sie sprechen also beständig mit dem Cäsar, bald dies bald das, und der gute Cäsar will beständig den Brief ansehen, und ihn lesen, aber beständig halten ihn die Bösewichter davon ab, weil sie mit ihren vielen Fragen ihn zum Lesen nicht die mindeste Ruhe lassen. Er behält also den Brief ungelesen in der Hand; kommt so mit dem Briefe in der Hand in den Saal; setzt sich da auf seinen Stuhl, und will nun den Brief erst lesen.

J.d.W. 3939. v. C.G. 45.

Indem er dieses aber will, so ist auch schon der Eine von den Verschwornen vor ihm, und bittet ihn um etwas. Während dessen dieser aber Cäsarn also bittet, und Cäsar auf ihn sein Aug und Ohr hinrichtet, so sind die übrigen Verschwornen alle schon im Saale, stehen alle schon um Cäsarn herum, ziehn sogleich auch ihre verborgene Dolche unter ihren Kleidern hervor, und stechen damit auf Cäsar los. Er indessen stark, und beherzt in allen Gefahren, greift sogleich dem nähesten seiner Mörder nach dem Dolche, will sich wehren; sieht aber, es sind gerade seine Freunde, die ihn anfallen; sieht besonders auch den Brutus, den er als sein Kind geliebet, und weiß nun vor Schmerz und Wehmuth seiner Seelen sich gar nicht mehr zu fassen. — „Auch du, mein Sohn! auch du, mein Sohn! bist hier?„ Nur das kann er noch

zu

zu dem Brutus sprechen; und kaum hat er das gespro-
chen, so hat er auch schon 23 Stiche an seinem Leibe,
und unzählige in seinem Mantel. So sinkt er zur
J.d.W. Erden, und endiget sein Leben, da er erst 56 Jahr
3940. alt ist, und da alle Menschen ihm ein unaufhörlich
v. C.G. Leben wohl zu wünschen hatten.
44.

Wie es indessen die Bösewichter wohl vermu-
theten, so freuen sich nun würklich viele Herren des
Rathes von ganzem Herzen über diese Frevelthat, und
so sind die, die selbige verabscheuen, nicht im Stande,
den vortreflichen Mann zu beschützen. Sie müssen
fürchten, daß sie ebenfalls mit Dolchen angefallen wer-
den, und sie fliehen derowegen voll Schreck und Furcht
aus dem Saale. Sie, die Mörder aber sind so ver-
wegen, daß sie nun aus dem Saale auf die öffentlichen
Strassen gehen, ihre blutigen Hände und ihre bluti-
gen Dolche dem Volke zeigen; es selbst ausrufen, daß
sie den Cäsar ermordet haben; Siegeslieder darüber
singen, und so freudig thun, als hätten sie die beste
That verrichtet.

Das Volk in Rom erstaunt also, da es den freu-
digen Aufzug der Mörder siehet, und da es die freu-
denvollen Gesänge höret, die diese Frevler jetzt so öf-
fentlich anstimmen. Es fühlt es wohl, daß die-
ser Mord abscheulich sey; es sieht aber, die Mörder
die sind insgesammt die besten Freunde des Cäsars ge-
wesen, und singen alle jetzt so laut. Das Volk denkt
derowegen, es müsse Cäsar doch ganz etwas abscheuli-

ches noch habe unternehmen wollen: sonst würden seine Freunde nicht mit der Ermordung so gar dreiste pra- len. Das Volk weiß also nicht, was es sogleich nun denken soll; es läßt fürs erstere die Mörder ruhig gehn, und trauet sich auch nicht, dieselben anzugreifen. Viele vom Volke sind indessen schneller und unüberlegter, als die mehresten sind. Viele denken gleich, es müsse sicherlich sehr rühmlich seyn, den Cäsar umgebracht zu haben. Viele laufen also mit den Mördern sogleich nun mit, durch alle Strassen durch, und preisen ebenfalls die Frevelthat, bloß, weil die Mörder sie mit solcher Dreistigkeit zuerst gepriesen haben. — Stellt euch das alles vor, ihr Kinder; bedenkt es recht, und sagt: muß man nicht über die Menschen hier erstaunen?

J.d.W. 3940. v. C.G. 44.

Es wird sich indessen noch oftmals fügen, daß ihr von diesem Cäsar werdet reden hören, und daß man euch zugleich erzählen wird, was vor seinem Tode vorgefallen ist. Man wird euch nemlich erzählen, daß ein gewisser Wahrsager dem Cäsar vorhergesagt habe: — „er solle sich vor den 15. Merz aufs sorgfältigste hüten: denn an dem Tage stehe ihm ein Unglück vor.„ Man wirds euch auch erzählen, daß Cäsar, da er an diesem 15. Merz nach dem Saale zu den Rathsherren hingegangen, dem Wahrsager begegnet sey, ihn ausgelachet, und zu ihm gesagt habe: — „Nun mein lieber Wahrsager, heut ist der 15. Merz, und siehst du wohl, ich bin munter und gesund.„ Man wirds euch ebenfalls erzählen, daß der Wahrsager geant-

J.d.W. 3940. v, C.G. 44. antwortet habe: — „Der 15. Merz ist freylich heute schon; aber lache nicht, der 15. Merz ist noch nicht zu Ende gegangen!„ und daß nun Cäsar gleich darauf zu den Rathsherren hingegangen, aber auch erstochen worden sey, wie ihr dies schon gehöret habet. Dies, sag ich, werdet ihr in eurem Leben von diesem Cäsar gewiß noch hören, und überdem noch andere Dinge.

Ihr werdet nemlich auch noch hören, daß Cäsars Frau die Nacht vorher einen schrecklichen Traum gehabt; daß ihr geträumet, als läge Cäsar todt in ihren Armen, und als wäre er ganz mit Blut besprüzt. Ja, ihr werdet auch hören, daß in eben dieser Nacht des Cäsars Fenster und Stubenthüren sich aufgethan, oder doch so geknarret haben, als wenn sie aufgethan würden; daß ihm auch in der Nacht ein Licht erschienen sey, welches gleich wieder verschwunden wäre, u. s. w. Wenn ihr dies aber höret, so laßt euch ja nicht dahin bringen, daß ihr glauben solltet, — es gäbe Leute, die, was noch erst geschehen soll, vorher schon wissen könnten, und daß ihr auch das nicht glaubet, daß die Träume etwas zu bedeuten haben, oder daß es vorher zu spucken, und daß den Menschen was zu erscheinen oder zu ahnden pflege, wenn Glück oder Unglück ihn bald treffen soll. — Das alles, sag ich, sollt ihr niemals glauben.

Viele einfältige Menschen glauben dies freylich wohl ganz steif und fest; sie redens auch andern gerne vor,

vor, und haben ihre Freude dran, wenn man ih- J.d.W.
nen glaubet. Vor solchen Leuten hütet euch aber, 3940.
und glaubet ihnen nicht: denn wenn das, was v. C.G.
sie erzählen, würklich auch geschehen wäre, es ist 44.
deswegen noch lange nicht wahr, daß es spucke und Gespenster gebe, daß dem Menschen zuvor etwas ahnde, und daß Menschen uns vorher was sagen könnten, was noch erst geschehen soll. Und damit ihr selbst es sehet, daß dies noch lange nicht wahr sey, so will ich euch beym Cäsar hier einmal zeigen, wie das alles zugegangen seyn kann. Denn so wunderbar das alles auch scheinet, was ich angeführet habe, und was man von ihm erzählet, so leicht war dies doch möglich.

Denn seht nur, Kinder, 60 Männer hatten sich gegen Cäsars Leben verschworen, und ein Mann war noch überdem in Rom, der von der Verschwörung wußte, eben der nemlich, der in einem Briefe den Cäsar warnen wollte. Wenn also so viele Leute von dieser Sache schon wußten, und davon gehöret hatten, konnte denn der Wahrsager nicht auch davon gehöret haben? Die gottlosen Menschen, die Mörder Cäsars nemlich, die konnten ja mit diesen Menschen, der sich für einen Wahrsager ausgab, sehr gut bekannt und Freund auch seyn. Sie konnten ja zu ihm gehen, und sagen: — „Er solle ihnen einmal wahrsagen, ob ihnen auch das gelingen würde, was sie vorhätten? Ob sie den Cäsar wohl würklich würden tödten können? u. s. w. Dies

J.d.W. 3940. v. C.G. 44. Dies, sag ich, konnten die bösen Menschen ja fragen; und in Rom fragten ohnedem, wie ihr schon wisset, die Leute, die was wichtiges thun wollten, die Wahrsager immerdar. Konnts also der Kerl nicht wissen, was am 15. Merz von den gottlosen Menschen beschlossen war? Konnt er nicht derowegen den Cäsar warnen? Konnt er nicht sagen: seine Hüner wollten nicht fressen, und seine Hüner zeigten Unglück an, obschon die Hüner frassen, und er das Unglück, das geschehen sollte, von Menschen her gehöret hatte? — Gewiß, ihr Kinder, das alles konnte seyn.

Und wollt ihr sagen: wenn das wäre, wenn der Kerl, der Wahrsager, das gewußt, daß die und die den Cäsar ermorden wollten, so würde er dem Cäsar auch die Leute genennet haben; so sag ich euch, das durft er nicht, und das konnte er auch nicht. Er durft es nicht: denn wenn er das hätte wieder sagen wollen, was ihn die Leute ins geheim entdecket, und warum sie ins geheim ihn gefraget hatten, so wär kein Mensch mehr zu ihm gegangen, es hätte ihm keiner mehr das heimliche anvertrauet, und er hätte denn kein Geld mehr verdienen können. Aber er konnt es auch nicht; und ich wills euch sagen, warum er es nicht konnte.

Er konnte es darum nicht, weil die Mörder gar nicht dumme Leute, sondern kluge Leute waren; und was meynt ihr wohl, werden die klugen Leute, wenn sie so etwas Böses im Sinne haben,

und

und andre darum befragen wollen, wohl selbst hinge- J.d.W.
hen zu solch einen Mann? oder werden sie den besten 3940.
Freund, z. E. den Bruder oder den Sohn, solches v. C.G.
Wahrsagers nehmen, sich erst mit dem verschwören, 44.
und den alsdann hinschicken, daß er dem Wahrsager befrage? Ganz gewiß werden sie das letzte thun; und da könnt ihrs ohngefähr wohl denken, wie diese Leute ihre Sache hier gemachet haben werden.

Erst werden sie gesucht haben, den besten Freund, den Bruder, oder den Sohn des Wahrsagers zu der Mordthat zu bereden. Erst werden sie den haben schwören lassen, daß er ihnen helfen wolle; und dann erst, wenn das geschehen, dann erst werden sie diesen zum Wahrsager hingeschicket haben. Und sollte der Wahrsager nun diesen verrathen, so verrieth er seinen besten Freund, seinen Bruder vielleicht, oder wohl gar seinen Sohn. — Das ließ er gewiß wohl bleiben. Und war dieses nicht, so konnts auch hier noch anders seyn.

Der eine oder der andre von den Verschwornen konnte sich verkleiden, und so zu dem Wahrsager gehn, ohn daß der Wahrsager ihn kannte. Er konnte dem Wahrsager dann sehr vieles sagen, und er konnt auch sagen: — „Siehe, du kennest mich nicht, du kennst auch andre nicht, die dies thun wollen. Sprichst du also viel hiervon, so passen wir dir auf, und stechen dich, eh du es dir versiehest, übern Haufen: denn unsrer sind viel, und bald wirst du alsdann ins Grab ge-

J.d.W. 3940. v.C.G. 44. stürzt werden.„ — Es konnt also, wenn dies so war, der Wahrsager gewiß nicht vieles reden; und da sagte er denn vermuthlich dem Cäsar sehr heimlich nur von dem 15. Merz, und er hatte den Vortheil davon, daß nun die Leute, die nach Cäsars Tode von seiner Warnung hörten, sagen konnten: — „Seht, der Mann, das ist ein rechter Wahrsager; seht der, der hat dem Cäsar alles schon vorher gesagt. Zu dem müssen wir ein andermal nur gehen, u. s. w.„ Und je mehr denn die Leute zu ihm nun gingen, desto mehr verdiente er Geld, und weiter wollte solch ein Kerl immer nichts. Verdiente er nur Geld, so mogten seinetwegen die Menschen sich vertragen, oder sich zanken, und in voller Wuth zerreissen. — Also, Kinder, mit dem Wahrsager wars Betrug. Und wie wars nun mit dem Traume?

Kinder, jetzt mögt ihr freylich wohl darauf noch nicht gemerket haben; aber wahr ist es, und alle verständige Männer werdens sagen, uns träumt gewöhnlich das, woran wir besonders den Abend zuvor gedacht, und wovon wir geredet haben. Das merkt euch, das ist wahr, und denkt nun an des guten Cäsars Frau.

Die gute Frau die glaubt auch, was andre Römer glauben; sie glaubt, es gäbe Wahrsager. Sie sieht nun den Kerl, der ein Wahrsager seyn will, und der sagt dem Cäsar, „er solle vor den 15. Merz sich hüten.„ Muß also der guten Frau nicht bange wer-

den?

den? Sie glaubt ja den Kerl; sie glaubt es also, ihr- J.d.W. rem Manne werd es übel gehn; und da geht nun sie 3940. v. C.G. selbst am 14. Merz des Abends zu Bette. Natürlich 44. betet sie indessen, daß doch ihr lieber Mann morgen am Tage nicht mögte unglücklich, und etwan ermordet werden. Natürlich denkt sie es sich, wie ihr das weh thun würde, wenn sie ihren lieben Mann so sollte erstochen sehn. Natürlich träumt ihr also von Stichen und von Wunden, die ihr Mann empfäht: denn sie hat zuvor daran gedacht, und es ist wahr, es träumt den Menschen gar leichte das, woran er so gedacht. — Seht ihrs also, was hier ist? Ein Traum ist hier, und weiter nichts; die Träume bedeuten immer nichts; sie zeigen nur, was man vorhero sich gedacht; sie zeigens aber nicht, was nachher geschehen wird.

Glaubts nur, Kinder, in der nemlichen Nacht wird vielen tausend Leuten in Rom etwas geträumet, auch vom Cäsar geträumet haben. Es wird ihnen geträumet haben, Cäsar thue ihnen dies, oder er thue ihnen jenes zu Gefallen; er schenke ihnen dies oder jenes; er verspreche und er befehle ihnen dies oder das; und dies und das, was diesen unzähligen geträumet, ist sicherlich nicht eingetroffen: denn Cäsar starb. Können also die Träume Wahrheit seyn, da sie doch Irrthum, Lüge und blosse Blendwerke sind?

Auch euch, ihr Kinder, auch euch wird ofte schon geträumet haben, ihr wäret da oder dort, wo

J d.W. ihr doch gar nicht waret; oder ihr hättet Gold, Sil-
3940. ber, oder sonst etwas, und ihr hattet doch nichts.
v. C. G. 44. Wie also eure Träume nichts bedeutet haben, so wie alle die Träume der Römer in jener Nacht gewißlich auch das mindste nicht bedeutet haben, so, Kinder, so ists mit allen Träumen. Sie bedeuten alle nichts, und durch Träume müßt ihr nie euch furchtsam machen lassen; durch Träume müßt ihr auch niemals verwegen werden. Träumt euch etwas Gutes, so thut das Gute, nicht weils euch träumet, sondern weil ihr eben jetzt daran gedenket, und weil es etwas Gutes ist. Träumt euch aber etwas Böses und Schändliches, so verabscheuet es, und hütet euch vor diesem Schändlichen und Bösem, darum, weil es böse und schändlich ist, und weil ihr eben durch den Traum daran erinnert werdet. Behaltet übrigens aber: — Tausend Dinge träumen euch, und kein einiges von allen geschiehet. Tausend Dinge aber geschehen, und wir träumen sie nicht. Ein Narr ist also der, der sich nach Träumen richtet.

Aber wie stehts denn nun mit dem Knarren der Fenster und der Stubenthüre, das Cäsar in der Nacht so hörete? Wie stehts denn auch mit dem hellen Lichte, das mitten in der Nacht bey Cäsars Bette erschien, und gleich wieder verschwande? Das war doch wohl was ganz besonders, und das war doch wohl ein Spuck oder ein Gespenst? Viel einfältige Leute sagen ja, das war nicht anders; und wollt ihr das

glau

glauben? — Ihr habts gewiß nicht Ursach, Kinder. Und hört nur, wie es mit diesen Dingen hier gewesen seyn wird. J.d.W. 3940. v. C.G. 44.

Brutus, Cassius und andre Männer waren des Cäsars besten Freunde, sie gingen bey ihm aus und ein, oder wohnten wohl gar bey ihm im Hause. Sie kannten also die Stuben und alle Cammern des Cäsars. So vertraut auch Cäsar mit diesen Leuten war, so sagte ers ihnen gewiß: „— daß ihm der Wahrsager vor den 15. Merz gewarnet hätte; „ so ließ zu ihnen auch des Cäsars Frau sich das gar leichtlich merken, daß sie ihren Mann abhalten wollte, an dem Tage nicht auszugehn. Das ist so natürlich wie was seyn kann, und wenn das die bösen Buben Brutus und Cassius erst wußten, so mußten sie auch darauf wohl denken, wie sie auf eine andre Art den Cäsar ermorden mögten, da sie nun schon fürchten mußten, daß dies am 15. Merz nicht mögte möglich seyn.

Sehr natürlich und begreiflich also ists, daß sie sich beredet haben, den Cäsar in seinem Schlaf zu überfallen, und ihn in seinem Bette zu ermorden. Und da werden sie mitten in der Nacht sich mit einer Laterne an die Thüre, oder der eine an die Thüre, der andere aber an das Fenster gemachet haben, um dieselben heimlich aufzumachen. Da wird aber das Fenster oder die Thüre geknarret, und den Cäsar aufgeweckt haben. Da werden also die Mörder, da sie alleine sich an den Helden, so bald er erst erwachet,

nicht

J.d.W. 3940. v. C.G. 44. nicht heran getrauet, reißaus genommen haben, um davon zu laufen. Und da hat denn Cäsar freylich wohl etwas knarren hören, und auch ein Licht sehn können, das plötzlich wieder vor seinen Augen verschwunden ist. Dies alles, Kinder, dies ist gewiß so begreiflich, wie immer was seyn kann; und glaubt es nur, so sieht es immer mit allen Geschichten aus, die einfältige Leute als Gespenstergeschichte auszugeben pflegen. Es ist Narrheit, Gespenster zu glauben. Erst müßt ihr sie sehen, und dann mögt ihr sie glauben. Die Menschen, die so von Gespenstern reden, sind entweder Lügner, oder aber furchtsame und unverständige Leute; denen könnt ihr nicht glauben. Den klugen dreisten Männern denen könnt ihr glauben; aber denen ist noch nie solch ein Gespenst erschienen. Die alten, schwachen, kranken, dummen und furchtsamen Männer und Weiber aber, die alleine sinds, die von Gespenstern reden, und doch hat, nach dieser Leute Reden, noch kein Gespenst jemals einen Menschen gefressen, oder ihm sonst etwas zu nah gethan. Fürchtet euch also vor so etwas in eurem Leben nicht. Es ist würklich nichts; und so es etwas wäre, so thut es doch nichts. Ihr könnt also getrost heran gehn, an alles, was ihr seht; und so ihr das nur thut, so werdet ihr es allemal auch sehn, daß kein Gespenst da vor euch stehet. — Doch, Kinder, nun müssen wir wieder nach Rom, und sehn, wie es da nun wird, da Cäsar so ermordet ist.

Ich

Ich hab es euch gesagt, die Bösewichter, die J. d. W. 3940.
den Cäsar ermordet haben, die gehn frölich und getrost v. C. G. 44.
durch alle Strassen Roms, pralen mit ihrer ruchlo-
sen That, und machens, daß viele nicht wissen, wor-
an sie sind; daß einige aber zu ihnen laufen, und mit
ihnen die Mordthat rühmen. Dies sag ich, hab ich
euch erzählt, und da muß ich euch nun weiter sagen,
wie es weiter gehet.

Die Mörder dachten, alle Leute in Rom wür-
den so schändlich denken, als wie sie. Sie dachten,
alle Leute würden nun zu ihnen auf die Strassen
kommen, und sagen: — „O ihr, ihr seyd die brave-
sten, die tapfersten Männer; ihr habt den Cäsar er-
stochen, und das ist recht; Cäsar war ein ungerechter
Mann, u. s. w.„ Das thun indessen nur etliche;
die mehrsten aber sind, wie gesagt, freylich wohl be-
stürzt, und denken freylich erst: — „Cäsar müsse
wohl recht sehr was Böses vorgehabt haben;„ — sie
fahren aber doch sogleich nicht zu, sondern bedenkens
erst genauer, ob dies beym Cäsar auch wohl möglich
sey? sind also stille, und gehen nicht zu den Mör-
dern, daß sie mit ihnen so jauchzen sollten.

Die Mörder merkens derowegen, daß ihnen
ihre Bosheit nicht so ganz gelinget. Sie fürchten,
die sehr vielen Leute, die jetzt so stille in den Häusern
bleiben, die mögten bald sich besser besinnen, heraus
aus ihren Häusern gehen, und sie erschlagen. Sie
machen sich also von den Strassen fort, und gehen

J.d.W. 3940. v. C.G. 44. auf das Capitol, das ist die Festung, die in Rom war, um sicher zu seyn, und um sich zu wehren, wenn die Leute in der Stadt böse auf sie würden, und sie tödten wollten. Einige dieser Mörder sind denn auch vom Cäsar noch zu Generalen und zu Obersten bey den Soldaten gemacht; und da gehn nun diese aus Rom heraus, zu ihren Soldaten hin, suchen die zu ihren Freunden zu machen, und wollen mit ihnen nach Rom hinziehen, so bald die andern Mörder, die auf der Festung sind, es fordern, und so bald die Leute in Rom diesen Mördern in der Festung zu Leibe gehn, und sie erschlagen wollen.

Die schändlichen Männer aber, die Rathsherren in Rom, deren sehr viele ihr Glück, ja selbst ihr Leben dem Cäsar zu danken haben, die freuen größtentheils sich herzlich über die Mörder. Sie sehn, nun ist der gutherzige Cäsar todt; nun haben sie wieder zu befehlen; nun können sie wieder den armen Bürgern in Rom recht vieles Unrecht thun; nun können sie die armen Menschen, die in den eroberten Landen leben, recht tüchtig quälen, brav Geld von ihnen fordern; brav Geld unter sich nunmehr vertheilen, und recht lustig und recht liederlich davon nun leben. Sie wollens also gar nicht gern, daß es den Mördern übel gehen soll; und sie gehn deshalb zu ihnen auf die Festung, bitten die Mörder, herunter zu kommen, und bringen so viel Leute auf ihre Seite, daß es nun beschlossen wird: — „es solle alles vergeben

und

und vergessen seyn, und niemand solle den Mördern J d.W.
3940.
etwas Uebels sagen, noch weniger etwas Uebels thun.„ v. C. G.
44.

Ungerechte und böse Menschen sind indessen niemals klug genug; sie begehen allemal, wenn sie auch noch so klug sich dünken, irgend einen dummen Streich, der ihnen selbst zum Schaden gereichet. Das werdet ihr in der Welt noch viel tausendmal erfahren, und das könnt ihr auch hier gleich sehen. Denn die ungerechten Rathsherren die erlaubens dem Marcus Antonius, einem Manne, der ein Freund Cäsars, ein guter Soldat, und sonst sehr angesehen war, der auch die Mörder hasset, dem, sag ich, erlauben sie, daß er den Cäsar öffentlich und bey Tage kann beerdigen, oder vielmehr verbrennen lassen. Denn damals verbrannte man unterweilen auch die Todten, und that die Asche von denselben in goldne oder silberne Flaschen, die man alsdann in die Erde oder in ein Gewölbe setzte. Sie erlaubens aber auch, daß dieser Mann dem Cäsar eine Leichenrede halten darf, und das hätte sicherlich allen diesen ungerechten Rathsherren die Hälse brechen können, wenn dieser ehemalige Freund des Cäsars nicht selbsten es gehindert hätte.

Denn da derselbe die Leichenrede hält, so läßt er den Leichnam Cäsars vor sich öffentlich auf den Markt hinsetzen; läßt alle Menschen sehen, mit wie viel Wunden der Held erstochen ist; ruft selbst auch alle Götter zu Zeugen an, wie gern er die Mordthat hätte rächen wollen; wie sehr ihn aber die Herren

des

J.d.W. 3940. v.C.G. 44. des Rathes daran gehindert hätten; und bringt also das Volk dermassen in Wuth, daß es auf die Mörder und auf die Herren des Rathes sogleich losschlagen, und sie ermorden will. Sie müssen sich also auf das schleunigste verbergen, und das Volk vertheilt sich nun, mit Feuerbränden in der Hand, in die Strassen, eilt zu den Häusern hin, in denen diese Herren und die Mörder des Helden wohnen, und will in Dampf und Feuer nun die Rache von denselben nehmen.

Eben da macht dieser Marcus Antonius aber aufs ungesäumteste Anstalt, dem Volke zu wehren; schickt gleich Soldaten ab, um den aufgebrachten Leuten Widerstand zu thun, und läßt sogar diejenigen niederhauen, die sich nicht in Ruhe nach Hause begeben. Als denn auch der letzte Wille Cäsars öffentlich verlesen wird, und das Volk es höret, daß Cäsar selbst verordnet hat, daß wenn er einmal stürbe, jeder Bürger in Rom 10 Thaler zum Geschenk erhalten sollte; so wird das Volk noch unwilliger über die Mörder, die einen so guten Mann ums Leben gebracht; und so würd es abermal seine Rache genommen haben, wenn dieser Antonius nicht abermals mit allem Fleisse es gehindert hätte; und ich wills euch sagen, warum dieser Mann dies hinderte.

Er selbst, er wollte gern das werden, was Cäsar gewesen war, und das dacht er, das würd er werden, wenn ers mit den Rathsherren hielte, und Rath und Volk gegen einander erbitterte. Zu den Rathsherren

Herren sagte er derowegen: die Worte, die er bey der Leichenrede gesprochen, die wären ihm nur so entfahren; und weil er dem Volke nun zuwider war, so klagte er, das Volk stünde ihm nach dem Leben. Der Rath glaubte ihm derowegen, und erlaubte ihm, sich 6000 Soldaten zu nehmen, die beständig um ihn wären, und vor dem Volk ihn schützen sollten. Mit einemmale hatte er also 6000 Soldaten, die um ihn waren, und die ihm schwören mußten, ihm beyzustehen; und nun dacht er also, nun wollte er gar bald die andern Soldaten auch auf seine Seite bringen. J. d. W. 3940. v. C. G. 44.

Denn zu den Soldaten sagte er nun: sie könntens glauben, er suche nichts, als Cäsars Tod zu rächen. Die Mörder hätten nur zu viel Soldaten, die ihnen geschworen hätten, und er könnt es also anjetzt noch nicht; er müßte das erst machen, daß der Rath, der jetzt alles zu befehlen hätte, die Mörder zurückriefe, und andere Generale an der Mörder Stelle setzte. Er müsse jetzt erst sorgen, daß zu diesen andern Generalen nur solche Männer erwählet würden, die eben so wie er, Antonius, gesonnen wären, und auch des Cäsars Tod gern rächen wollten, u. s. w. Dies sagt er seinen Soldaten; dies glauben ihm die Soldaten auch, und dies vermuthet ohnedem auch das Volk von ihm. Ihn hasseten also die Soldaten und ihn hassete das Volk auch nicht. Der Rath aber mußte ihm nun danken, da er das Volk zur Ruhe gebracht, und er mußte ihn auch fürchten, weil er 6000 Sol-

daten

J.d.W. daten um sich hatte. Antonius war also sehr mächtig
3940.
v. C.G. schon, und wärs auch bald noch mehr geworden, wenn
44. nicht ein andrer Mensch ihn hier gehindert hätte.

Cäsar hatte nemlich einen damals erst 18jährigen jungen Menschen, der seiner Schwester Sohn war, und Octavius hieß, zum Erben eingesetzet. Und dieser junge Mensch ist eben damals, da Cäsar so ermordet wird, in Griechenland, hört nun aber, was in Rom vorgefallen ist; geht gleich nach Italien und nach Rom, und sagt: — „Ich bin der Erbe Cäsars; — wo ist das Geld, das er hinterlassen hat? und wo sind seine Mörder? Ich will, daß sie sterben, die Ungeheuer, die solch einen Mann ermordet haben!„

Das ist nun erstaunend, daß solch ein junger Mensch so dreiste ist, und daß er von Rache gegen die Mörder redet, da doch der Rath solch Reden verboten hat. Seine Dreistigkeit gefällt indessen den Leuten, besonders den alten Soldaten, die dem Cäsar sonst gedienet haben, und die alle sagen: — „Du thust recht daran!„ Alle, die ihn nur sehen, sagen: — „Wir wollen dir helfen!„ Und da geht denn ein neuer Zank und Streit in Rom nun los.

Denn dieser junge Mensch kömmt nach Rom; hört, daß Antonius alles Geld des Cäsars zu sich genommen hat; will dies Geld nun von ihm haben; kann es aber von demselben nicht bekommen, weil Antonius es gern für sich behalten will. Der junge Mensch erzürnt sich also mit diesem Antonius; und da

die

die Herren des Raths das sehen, das auch genug schon J.d.W.
merken, daß Antonius sehr gern wie Cäsar sich erhe- 3940.
ben will, so stehen sie dem jungen Menschen, dem v. C.G.
Octavius, recht gerne bey. Denn die Soldaten, se- 44.
hen sie, die haben den Octavius sehr lieb, und lieber noch als den Antonius. Will Antonius also sich erheben, und sich zum Herrn machen, so denken sie, können sie durch den Octavius ihn leichtlich daran hindern. Sie hetzen also beyde Männer, den Octavius und den Antonius, immer mehr und mehr an einander, so daß es ganz erstaunend wunderlich in Rom nun gehet.

Alle die wunderlichen Streiche aber, die hier anjetzt gespielet werden, die kann ich unmöglich euch erzählen; so viel aber muß ich euch doch sagen: es kam zum Kriege zwischen dem Octavius und dem Antonius. Der Rath sah diesen Krieg sehr gern. Er freute sich, daß Octavius und Antonius ihre Soldaten todtschlagen liessen; er hoffte, sie würden endlich selbst erschlagen werden; und er wünschte nichts so sehr, als dieses: denn Octavius und Antonius waren beyde diesen Herren des Raths wie ein Dorn im Auge.

Dies merken indessen diese zween Männer deutlich genug. Sie eilen also, vergleichen sich mit J.d.W.
einander; gehen mit ihren Soldaten zusammen, und 3941.
rücken plötzlich in Rom herein. Hier in diesem Rom v. C.G.
fangen sie aber ein Morden an, das ganz erschrecklich 43.
und ganz unmenschlich ist. Denn nun lassen sie die

Her-

J.d.W. Herren des Raths, die ihre Feinde sind, und die Cä-
3941. sars Tod so sehr gebilliget haben, ohne Gnade und
v. C.G. Erbarmung niederhauen. Hier werden also 300
43. Rathsherren und 2000 andre vornehme Römer nie-
dergemacht; hier wird aller dieser reichen Leute Geld
und Gut nun weggenommen; und hier darf nun wie-
der kein Bruder den andern, kein Sohn den Vater,
und kein Vater seinen Sohn verbergen, oder er ist
auch ein Kind des Todes, und muß sein eigen Leben
dafür lassen. Hier wird denn endlich auch der sehr
gelehrte Mann ermordet, der Cicero, von dem ich
euch bereits vorher etwas erzählet habe. Und bey Ge-
legenheit, da ich euch dieses Cicero Tod erzähle, wer-
det ihr ohngefähr es sehen, wie es in Rom jetzt ging.
Hört also.

So gelehrt dieser Cicero auch ist, und so sehr viel Guts der Mann auch sonsten an sich hat, so ist er doch gegen den Cäsar so gesonnen, daß er über des-sen Tod sich freuet, und selbst es sagt: — „Die schön-ste Mahlzeit würde ihn nicht so vergnüget haben, als ihn das vergnüget haben würde, wenn ihn die Mör-der Cäsars mit sich genommen, und ihm die Freude gegönnet hätten, den Cäsar sterben zu sehen!„ Der Mensch schämt sich also nicht, es zu gestehen, daß er gerne hätte den Schreck, die Marter und das Elend des Mannes sehen wollen, der ihm so gern und so edelmüthig verziehen hatte. Der Mensch also war un-dankbar und so gar grausam gegen seinen Wohlthäter;

und

und daß nun andere gegen ihn auch grausam werden J.d.W. 3941.
das ist zwar nicht gerecht, und nicht zu loben; aber v. C G. 43.
das hat er doch wohl verdienet, und das muß er nun mehr auch erleben.

Denn er hat beständig den Marcus Antonius gehasset. Er hat beständig und ganz öffentlich die schändlichsten Dinge wider diesen Mann geredet. Dieser Mann ist also auf ihn am mehresten erboset; und da er nun im Stande darzu ist, so besteht er auch darauf, den Cicero, seinen Feind, zu tödten; giebt gleich Befehl, denselben zu ergreifen, und zu ihm zu führen, und hats im Sinne, für sich selbst und auch für den Cäsar sich aufs grausamste an ihm zu rächen.

Cicero ist damals aber, da Antonius und Octavius nach Rom hinkommen, nicht in Rom, sondern mit seinem Bruder auf einem Landgute, um daselbsten sich zu vergnügen. Er hörts indessen bald, was in Rom nun vorgefallen ist; wie da nunmehr die Feinde Antons, Octaviens und Cäsars bluten müssen; wie man vornemlich auch nach ihm nun fräget, und seinen Tod auch schon beschlossen hat. Er will also dem Unglücke entlaufen; macht gleich mit seinem Bruder sich von seinem Landgute auf, geht an die Küste, und will da zu Schiffe gehn, um sich übers Meer nach Griechenland zu retten. Er kömmt denn auch mit seinem Bruder glücklich an die Küste heran, merkts aber jetzt allererst, daß ers vergessen, Geld mit sich zu nehmen, und daß es sich ohn Geld niemalen gut fortreisen lasse.

J.d.W. 3941. v. C.G. 43. se. Er entschließt sich also kurz und gut, geht mit seinem Bruder wieder von der Küste zurück, und schickt den Bruder nach Rom, um von dorten Geld zu holen; dann aber wieder zu kommen, und dann mit ihm aufs eiligste nach Griechenland zu fliehen.

Sein Bruder wagts denn auch, geht hin nach Rom, schleicht sich in Rom herein, und eilet in sein Haus, das er dort hat, um Geld daraus zu nehmen, und damit zu entfliehen. Er ist indessen nicht so bald im Hause, so sind auch Soldaten des Antonius schon drinnen, sagens, sie wüßtens gewiß, der Bruder des gelehrten Cicero sey drinnen; und fordern von desselben Sohne, den sie da finden, daß er sogleich seinen Vater ihnen zeige, und ihnen sage, wo derselbe wäre. Das will denn aber der gute Sohn nicht thun. Er will das Leben seines Vaters gern erhalten; leugnet also, daß sein Vater in dem Hause sey, und bleibt auch standhaft bey dem Leugnen.

Die Kerls, die Soldaten, habens indessen für gewiß gehöret, daß der Vater sich ins Haus geschlichen habe. Sie nehmen also den guten Sohn, und prügeln ihn so erbärmiglich, daß er Ach und Weh nun schreyen muß. Der gute Junge duldets indessen gern, wenn nur sein Vater kann gerettet werden; und mögen sie ihn doch prügeln wie sie nur immer wollen; mag er doch auch vor allzu grossen Schmerz erbärmlich nun schreyen müssen, so bleibt er doch dabey, sein Vater sey im Hause nicht; und so will er den Vater dennoch nicht verrathen.

Der

Der Vater aber, der sich im Hause gut verste- J.d.W.
cket hat, der hört das schreckliche Gewinsel dieses gu- 3941.
ten Sohns. Er hört die Schläge, die derselbe duldet, v. C.G.
und fühlt, daß ihm sein Herz bricht. Er kann den gu- 43.
ten Jungen nicht noch ferner leiden hören; er kommt also von selbst hervor, und spricht: — „Hier bin ich! Ihr habt nun was ihr haben wollt; laßt diesen meinen Sohn nun gehen!„ Ja, der Vater fällt den Kerln jetzt zu Fusse, und fleht, des Sohnes nur zu schonen.

Der Sohn erschrickt indessen, daß sein Vater so von selbst zum Vorschein kommt. Er kanns inzwischen jetzt nicht ändern. Er fällt also den Soldaten ebenfalls zu Fusse, bittet sie mit tausend Thränen um das Leben seines Vaters, und fleht, daß sie ihn selbsten tödten, den Vater aber leben lassen mögten! — Es fleht also der Vater um das Leben seines Sohnes, und will nun selbsten gerne sterben. Es flehet aber der Sohn nun auch um seines Vaters Leben, und will sein eignes gern dafür verlieren. Es ist derowegen hier ein Streit der Liebe, der alle Menschen rühren muß, und alle Menschen würden, da beyde hier so sehnlich flehen, auch beyder hier geschonet, und beyden nun das Leben gern gelassen haben. Die Unmenschen aber, die Soldaten, die lassens keinen, und sie nehmen es dem Vater wie dem Sohne.

„Du, sagen sie zum Vater, du mußt sterben: denn das haben unsre Feldherren gleich Anfangs schon

J.d.W. befohlen!„ „Und du, sagen sie zu dem Sohne, du
3941. mußt ebenfalls auch sterben: denn du hast deinen Va-
v. C. G. ter verbergen wollen, und darauf ist der Tod gesetzt!„
43. Ohn Umstände, und ohn alle Menschlichkeit, hauen sie demnach auf Vater und auf Sohn ganz wütend los, bis beyde ganz zerstümmelt und zerstücket ihnen zu den Füssen liegen.

Aus diesem Beyspiel seht ihrs also, wie erschrecklich grausam es anjetzt in Rom erging. Und, Kinder, Menschen, die einen so guten Herrn, als Cäsar war, so gar nicht wollten über sich herrschen lassen, die verdientens gewissermassen, daß so grausame Herren, wie Octav und Anton waren, über sie kamen, und über sie auch herrschten. Gott that diesen Menschen hier kein Unrecht an, obgleich Octav und Anton freylich wohl sehr unrecht thaten. Doch hört, wie es den andern Cicero nun gehet.

Er wartet nemlich immer noch, sein Bruder soll mit Gelde zu ihm kommen; sein Bruder aber kommt nun nicht, und kanns auch nicht: denn er ist todt. Das weiß indessen der gelehrte Cicero noch nicht; er merkts jedoch, daß ihm ein Unglück müsse begegnet seyn; wartet also nicht länger auf die Zurückkunft dieses seines Bruders, sondern faßt ein Herz, und geht, so gut er kann, zu Schiffe. Da stürmt ihm aber das Meer, und da wird er bald so furchtsam, daß er die Schiffer bittet, ihn wiederum ans Land zu setzen.

Die Schiffer thun also, wie er von ihnen bit- J.d.W.
tet; und der in diesem Stück sehr einfältige Mann 3941.
wandert nun in Italien auf dem Lande umher, ge- v. C.G.
rad als wenn es weniger schrecklich wäre, von Men- 43.
schen niedergehauen, als von dem Sturme in das Meer gestürzt, und darin denn ersäuft zu werden. Auf dem Lande in Italien weiß er denn würklich auch noch nicht, was er drauf machen soll. Er will bald dies, bald das; er will zu seinen Feinden nach Rom hingehn, will dem Octav und dem Anton dort zu Fusse fallen, wie er dem Cäsar ehedem zu Fusse fallen wollte; aber er fühlts und weiß es auch genug, daß sicherlich nicht alle Menschen so gut wie Cäsar sind. Er bleibt also von Rom zurücke: denn sein so undankbares Herz sagts ihm, daß er es wohl verdiene, nicht Cäsarn, sondern solche Männer dort zu finden, die über seinen Tod sich eben also freuen, als über Cäsars Tod er selbsten sich gefreuet hat. Und so wandert er nun auch voll Gram und Furcht bald hier, bald dorten hin, bis ein Trupp Soldaten seiner Flucht und Furcht ein Ende macht.

Denn überall müssen auf des Antonius Befehl die Soldaten nach ihm suchen; und da treffen ihn endlich einige an; er aber sieht sie von fernen schon, erschrickt, und kanns sich leicht gedenken, was sie nun wollen. Er ist vor grossem Gram und Furcht des Lebens müde; er sieht, er werde der Gefahr nun nicht entlaufen. Er ermuntert sich also, und steht stille,

J.d.W. 3941. v.C.G. 43. läßt die Soldaten an sich kommen, reicht dem Officiere seinen Hals freywillig hin, und sagt: — „Haue zu, und zeige mirs, daß du recht herzhaft hauen kannst!„

Der Officier haut also, und haut, wie einige sagen, wie ein handfester starker Kerl nur immer hauen muß, mit einem einigen Hiebe den Kopf wie eine Rübe herunter; wie aber andere sagen, so herzlich schlecht, daß er nur mit dritten Hiebe erst den Kopf herunter bringen kann. So stirbt also bey diesen Unruhen der grosse Redner Cicero, der sonst viel Menschen Gutes that; der aber das nicht leiden konnte, daß jemand geschickter wäre als er, und der, um nur als Rathsherr mit andern befehlen zu können, den Cäsar gern ermordet sahe. So klug als er auch sonsten war, so war er doch mit andern boshaft, ehrgeitzig oder dumm genug, zu glauben: — „wenn ein kluger und gutherziger Cäsar die Menschen beherrschete, so wäre das so gut noch nicht, als wenn eine Menge liederlicher, geldbegieriger und grausamer Rathsherren mit ihm, dem weisen Herrn Cicero, der Welt gebieten könnte. Er konnt also immer sterben, und die Menschen verloren an ihm zum höchsten nur einen Gelehrten. Cäsar aber mußte billig noch nicht sterben: denn an ihm verloren sehr viel Millionen Menschen ihren wohlthätigen Vater; und Cäsar war denn auch gelehrt, und er war auch sehr darauf bedacht, so viel Leute, als nur möglich wäre, gelehrt zu machen. Am Cäsar wurd also mehr als am Cicero verloren. Doch, Kinder,

der, ich muß nun wieder zum Octavius und zum Antonius mich wenden, und euch nun weiter noch erzählen, was diese Männer nun noch weiteres thaten. J.d.W. 3941. v. C.G. 43.

Ihr wißt, diese zween Männer die waren jetzt in Rom, und sie handelten da sehr grausam gegen die Vornehmern, die ihre und des Cäsars Feinde waren. Ich muß euch nun also sagen, daß diese zween Männer hierbey noch gar nicht ruhig seyn konnten, auch noch gar nicht sicher waren, und nun erst recht zum Kriege sich bereiten mußten.

Denn, Kinder, einige Mörder Cäsars waren, wie ihr wißt, vom Cäsar schon zu Anführern der Soldaten angesetzet worden, und der Rath in Rom hatte nachher auch den Brutus und den Cassius zu Feldherren erwählet. Mit diesen beyden wollte nemlich der Rath den Antonius und auch den Octavius zu Grunde richten, und, wo es möglich wäre, sehr gern auch tödten. Brutus und Cassius hatten also in Griechenland, in Asien und in noch andern Ländern und Gegenden sehr viel Soldaten zusammengebracht, hatten auch fast eben so viele schon, als Antonius und Octavius hatten, und waren bereit, sich damit zu schlagen, und den Tod der Rathsherren und der Vornehmern zu rächen, die vom Octav und Anton waren ermordet worden.

Octav und Anton eilen derowegen mit dem größten Theile ihrer Soldaten aus Rom nach Griechenland herüber, gehen da den Mördern, dem Cassius J.d.W. 3942. v. C.G. 42.

J.d.W. 3942. v.C.G. 42. ſius und dem Brutus entgegen, und ſchlagen ſich mit ihnen zweymal recht tüchtig herum. Das erſtemal gewinnt und verliert der eine Theil faſt nicht mehr und auch nicht weniger als der andere. Das andere-mal aber gewinnen Antonius und Octavius; das Heer der Mörder wird gänzlich niedergehauen; ſie ſelbſt aber, die ſchändlichen Menſchen Caßius und Brutus, erſtechen ſich ſelbſt, und überhaupt dauret es nicht lange, ſo lebt von allen den 60 Böſewichtern, die den Cäſar ermordet hatten, kein einiger mehr, und ſo werden ſie alle, wie ſie es verdienet, theils durch ihr eigenes, theils aber durch andrer Menſchen Schwerdt, von dieſer Erde vertilget.

Die zween Männer Octavius und Antonius hatten indeſſen noch einen Freund, der Lepidus hieß; und dieſer Mann hatte zwar nur wenig Herz, galt aber ſonſt in Rom ſehr viel, hatte ſich auch mit dem Octav und Anton verſchworen, daß er mit ihnen in alle Länder, die Rom jetzt hatte, ſich theilen wollte. Weil aber Soldaten darzu gehöreten, den Brutus und den Caßius zu überwinden, ſo hatten dieſe drey gottloſen Männer den Soldaten erſtaunlich viel verſprochen, um nur dieſelben zu ſich zu locken, und um ſie recht beherzt zu machen. Sie hatten ihnen verſprochen, wenn ſie ſiegeten ſo wollten ſie jedem gemeinen Soldaten, wenn er nicht länger Soldat ſeyn wollte, noch über 700 Thaler ſchenken, und den Officieren noch zwey: ja dreymal ſo viel. Ueber-

dem

dem aber hatten sie diesen Soldaten auch versprochen, J.d.W. 3942. v.C.G. 42.
ihnen schöne Häuser und schöne Felder zu geben, und
aus gewissen Städten in Italien die Leute, die darinnen wohneten, herauszujagen, damit die Soldaten in ihre Häuser gehen, dieselben bewohnen, und auch die Felder dieser Leute beackern und besaamen könnten.

Dies alles, sag ich, hatten diese drey Männer Octavius, Antonius und Lepidus den Soldaten versprochen, und nun hatten die Soldaten gesieget, nun wollten auch viel tausend von ihnen nicht länger Soldaten seyn; sie waren nemlich zum Theil schon alt, mogten derowegen nicht weiter im Kriege rauben und plündern, sondern wollten viel lieber in Ruhe leben, und forderten dieserhalb die 700 Thaler, die Häuser und Felder. Octav mußte also mit ihnen nach Italien gehen, da Geld auftreiben, und den Einwohnern einiger Städte befehlen, aus ihren Häusern zu gehn, und sie nebst den Gärten und Feldern den Soldaten zu geben.

Das war indessen so himmelschreyend als nur immer etwas zu erdenken war. Die armen Leute hatten diese Häuser sich erbauet, oder doch gekaufet. Sie hatten auch nichts Uebels gethan, und sie sollen nunmehr doch mit ihren Weibern und mit ihren armen unschuldigen Kindern fortgehen; wissens aber nicht wohin; wissens nicht, wo sie wohnen, wovon sie leben, und wie sie sich vor Hunger und Durst, vor Regen, vor Sturm und vor Frost bewahren sollen. Unzäh-

lig

J.d.W. 3942 v.C.G. 42. lig viele Weiber kommen also mit ihren Kindern nach Rom, bitten und flehen Gott und Menschen um Hülfe, um Gerechtigkeit und um Erbarmen, aber es hilft ihr Bitten und ihr Flehn hier nichts. Sie müssen aus ihren Städten und aus ihren Häusern ziehen; die Soldaten aber, die nicht mehr dienen wollen, ziehen dahin, und wohnen daselbst. — Ist das nicht ganz abscheulich? und müßt ihr nicht Gott im Himmel danken, daß doch jetzt in der Welt kein Fürst, kein König und Kayser so grausam ist, daß er es so mit den armen Menschen machen sollte, als diese drey Männer hier es macheten?

Ihr müßt indessen wissen, daß die Mörder Cäsars, besonders Caßius und Brutus, in vielen Städten Asiens noch viele von ihren Soldaten zurück gelassen hatten. Um also nun diese auch zu bezwingen, so ging Antonius dahin, bezwang sie bald allesammt, und wollte nun noch weiter gehen, und die Parther bezwingen, die ehedem dem reichen Crassus so bezwungen, und fast alle seine Soldaten niedergehauen hatten. Da kömmt indessen eine schändliche liederliche Frau zu ihm, und die macht bald, daß er noch liederlicher wird, als er seit vielen Jahren schon gewesen, und daß es ihm nachher auch sehr übel gehet.

Denn Octavius hatte diesem Anton zwar eine ewige Freundschaft zugeschworen, und das hatten überhaupt auch alle drey Männer, Anton, Octav und Lepidus, unter einander gethan. Aufrichtig hat-

ten

ten sie indessen alle wohl es nie gemeynet, und beson- J.d.W.
ders hatte dies der junge Mensch, Octavius, wohl nicht. 3942.
Er denkt also beständig darauf, wie ers so weit brin- v. C.G.
gen mögte, als Cäsar es gebracht, und wie ers ma- 42.
chen müsse, daß nur er allein Herr seyn könnte, und nicht die andern zween Männer mit ihm zugleich. Ihm ist es derowegen lieb, daß Antonius so liederlich nun wird.

Eh er indessen mit dem Anton sich im rechten Ernst entzweyet, so erzürnt er sich mit dem Lepidus, nimmt den sogar gefangen, und zwingt ihn zu schwö-
ren, daß er, so lang er lebe, ruhig seyn, und gar nicht mehr verlangen wolle, es sey so wenig es auch sey, J.d.W.
den Römern zu befehlen. Und dies läßt sich auch der 3948.
liederliche Mensch, Antonius, gefallen. Es ist ihm ge- v. C.G.
nug, wenn nur er noch fernerhin befehlen kann, und 36.
er siehts recht gern, daß er und daß Octav allein nur befehlen sollen. Er denkts denn auch, daß ihm zu al-
ler Zeit es leicht seyn werde, den Octav zu bezwingen; und wahr ists immer, leicht würd ihm dies gewesen seyn. Denn Anton war ein guter Soldat, er hatte sehr viel Herz, und einen grossen Verstand. Er hätte ein wahrer Held, und das was Cäsar war, nun wer-
den können, wenn er gutherziger und mäßiger gewe-
sen wäre, und nicht so liederlich gelebet hätte.

Da er indessen ein so schlechtes Leben führet, immer in andern Ländern ist, da nicht viel Gutes, aber sehr viel Böses thut, so werden ihm die Römer

feind.

J.d.W. 3948. v. C.G. 36. feind. Er, der junge Mensch Octavius aber, wird gleich nun besser, als er zuvor gewesen; thut den Römern sehr viel Gutes, und macht also, daß sie ihn lieben, und am Anton fast gar nicht denken mögen. Doch Anton denkt auch an die Römer eben nicht, sondern er denkt vornemlich nur an die Frau, die so beständig um ihn ist; und von dieser Frau muß ich etwas sagen.

Ihr wißt, in Egypten war eine Prinzeßin, die Cleopatra hieß, die dem Cäsar gefiel, und der vom Cäsar auch so sehr geholfen wurde, daß sie die Königin Egyptens werden konnte. Dies, sag ich, wisset ihr; und da höret nun, wie diese Frau bald wurde, und was sie that.

Sie wurde bald erstaunend wild und frech. Sie verschwendete ganz erstaunlich sehr das Geld, und sie wurde endlich ungerecht und grausam, wie das mit wilden Menschen allemal so gehet.

Denn, Kinder, ein Mensch, der erst nur wild und unbesonnen ist, der nimmt sein Geld, und was er sonsten hat, seiner Wildheit wegen, nicht in Acht. Er ißt und trinkt sehr gerne was ihm schmeckt; er kleidet sich sehr gern so prächtig, als es ihm gefällt, und denkt nicht dran, ob er denn auch wohl Geld genug schon hat, um so herrlich immerfort zu essen, zu trinken, und sich zu kleiden. Fehlts denn am Gelde aber, so will ers gerne haben. Und hat ers nicht, so will ers denen nehmen, die es haben; nimmts ihnen auch, wenn er der andern Herr und König ist. Da wird er

also ungerecht; und wenn die andern nun das Ihrige sich nicht wollen nehmen lassen, so wird er gewöhnlich auch böse und zornig über sie. Er thut denn also im Zorn, was ihm in seinen Sinn nur kommt; siehts gern, wenn was er thut, den Leuten recht viel Schmerzen macht; wird also grausam genug, und nicht betrübt, wenn andre seinetwegen leiden. J.d.W. 3948. v. C.G. 36.

Eben so mogt es also mit dieser Königin Cleopatra gegangen seyn. Sie war wenigstens erstaunend frech und wild, verschwenderisch und grausam, und machte nun, daß auch Antonius aus Rom dies alles wurde.

Denn sie hört von ihm, daß er nach Asien gekommen sey; sie macht sich also mit einem ganz erstaunlich prächtigem Gefolge nach Asien auf den Weg; läßt sich dort bey dem Antonius melden, und fängt da mit ihm so sehr zu schmausen an, daß Antonius selbst darüber erstaunt, und es gestehen muß, — er habe zwar lange schon geglaubt, daß er recht herrlich esse und trinke; aber er sehe es, daß Cleopatra noch besser esse, als er, und daß sie erst recht die Kunst verstehe, leckere Speisen und köstliche Getränke bereiten zu lassen.

Diese Frau weiß denn auch beständig so viel Spaß hervorzubringen, den Anton auch beständig dergestalten lustig zu machen, daß er sie so sehr als seine Seele liebt; daß er gar nicht von ihr bleiben kann; beständig bey ihr seyn, beständig mit ihr tän-

deln

J.d.W. deln muß, und allemal auch thut, was sie von ihm
3948. v. C.G. begehret. Sie gebraucht denn aber beständig Geld;
36. und sieht sie derowegen kleine Fürsten, oder vornehme Herren in Asien, die viel Geld besitzen, so sagt sie es dem Anton nur, und der, der eine erstaunende Menge Soldaten hat, und durch diese thun kann, was er will, der nimmt sogleich auch dieser Vornehmen und dieser Fürsten ihre Güter und Länder weg, um sie der verschwenderischen Königin zu schenken; ist also aus Liebe zu ihr höchst ungerecht gegen andere.

Anstatt denn auch, wie er sichs vorgenommen, die Parther zu besiegen, so gehet er freylich wohl gegen sie in das Feld, denkt aber nicht an seine Feinde, sondern immer nur an die liederliche egyptische Königin; hält sich also gegen die Parther schlecht; wird von ihnen zurück gejaget, und hat nichts als Schimpf und Schande davon, daß er in dieser Leute Land so eingefallen ist. Er macht sich aber, so stolz und ehrgeizig er auch sonsten ist, aus allem Schimpf und aus aller Schande gar nichts mehr, wenn er nur die Königin Egyptens um sich sehen, und mit ihr schwelgen kann. Er eilt also zu dieser Frau nun wieder hin, und lebt bey ihr einige Jahre lustig und liederlich, so daß alle Welt darüber erstaunet; daß endlich aber Octav in Rom seine Sache so weit treibet, daß die Römer

J.d.W. nun den Anton für einen Feind von Rom erklären,
3953. v. C.G. und dem Octavius die Vollmacht geben, die er ohnes
31. dem sich nehmen kann, und nehmen will, ihn, diesen Antonius, zu bekriegen. Die-

Dieser Antonius aber hat bishero freylich wohl J.d.W. 3953.
sehr unverständig gehandelt, so unverständig aber doch v.C.G.
noch nicht, daß er nicht sollte gesuchet haben, seine 31.
Soldaten zu vermehren, und ihnen von Zeit zu Zeit recht viel zu schenken. Er hat derowegen eine grosse Menge Soldaten, und diese Soldaten haben ihn auch von Herzen lieb. Er macht sich also wenig aus dem Kriege, den Octavius gegen ihn nun angesponnen hat. Er nimmt seine Soldaten, aber auch die liederliche Frau, die Königin Cleopatra, und geht übers Meer gegen den Octavius ins Feld. Er weiß, daß er ein besserer General als der Octavius ist; er sieht, seine Soldaten haben Lust, für ihn zu sterben oder zu siegen. Er denkt also, die Stunde sey nun da, wo er den Octavius zu Boden stürzen, und sich zum Herrn machen werde, der, so wie Cäsar ehedem, alleine nur der Welt Gesetze geben, und ihr gebieten könne.

Recht auch, als wenn gar keine Gefahr für ihn zu fürchten wäre, läßt er, wo er an das Land austritt, Musikanten, Comödianten, Köche, und Gott weiß, was alles vor Menschen, in ganz erstaunender Anzahl zusammen kommen, und lebt mit allen seinen Soldaten, besonders aber mit seiner Cleopatra, so herrlich und so lustig, daß man ihm gar keine Furcht ansehen kann, und daß alle Welt es siehet, er halte sich des Sieges gewiß, und er halte sich auch schon für einen Herrn und König des

rö:

J.d.W. römischen Reiches. Alle seine Herrlichkeit verwan-
3953. delt sich indessen auf das plötzlichste in die äusserste
v. C.G. 31. Betrübniß, und nimmt ein Ende, das voll Schreck und Entsetzen ist.

Denn da es nun zwischen ihm und zwischen dem Octavius zum ersten Treffen kommt, und dieses Treffen nur mit den Schiffen auf dem Meer geschieht, so fechten zwar des Antons Leute aufs verzweifeltste, und fast besser als die Seeleute des Octavius; aber ihr Muth hilft ihnen zu nichts: denn Cleopatra verdirbt mit einemmal die ganze Sache, und entreißt ihnen den Sieg. Sie ist nemlich, so wie Anton, ebenfalls auf einem Schiffe, und sieht, wie die Schiffe gegen einander streiten. Indem sie dieses aber siehet, und etwa ein Schiff des Octavius ihr zu nahe kommt, so fürchtet sie, gefangen zu werden, und ergreift im Augenblicke auch die Flucht.

Sie hat indessen viel egyptische Schiffe, die ihr gehören, bey den Schiffen des Antons, und da diese egyptische Schiffe das erst sehen, daß ihre Königin entfliehet, so entfliehen sie nun ebenfalls, und das nemliche thut sogleich auch Anton selbst. Er läßt seine getreue Seesoldaten im Gefechte, segelt in dem Schiffe, auf dem er ist, dem furchtsamen Weibe immer nach, und macht also seine eigene Leute bestürzt; die Leute des Octavius aber so dreist und so sehr guten Muths, daß sie nun bald den Sieg erfechten, und alle Schiffe des Antonius theils erobern, theils zu Grunde richten.

Da

Da steht indessen die ganze Armee der Land- J d. W. soldaten des Antonius noch ungeschlagen auf dem 3953. Lande, und diese Soldaten denken immer, ihr Anton v. C. G. werde zu ihnen kommen, und sie nun gegen die Land- 31. soldaten des Octavius führen. Sie haben auch einen rechten Verdruß darüber, daß er nicht gleich zu ihnen kömmt: denn sie wollen herzlich gerne für ihn fechten. Er aber, Antonius, er kömmt zu ihnen nicht. Sie warten lange auf ihn, hören und sehen aber nichts von selbigem; denken also, er sey wohl todt; wissens nicht, für wem sie nun noch fechten sollen, und ergeben sich allesammt dem Octavius, der sie gleich schwören läßt, und sie alle sich zu seinen eigenen Soldaten nimmt. Octav hat jetzt also eine erstaunliche Menge Soldaten; kein Mensch ist mehr, der ihm noch widerstehen könnte, und er ist also, was Cäsar war, schon jetzt.

Der geschlagene Anton flieht indessen, und will vor Scham und Schmerz über seinen Verlust fast alle Menschen meiden, und sich verbergen. Er segelt also mit der Cleopatra nach Egypten, trennt sich da eine kleine Weile von derselben; wird aber bald so unruhig, daß er wieder zu ihr geht; und mit ihr nun wieder eben so spielt, ißt, trinkt und gauckelt, als er zuvor gepfleget hat. Octavius also geht ihm nach; und da Cleopatra auch Anton dieses wissen, so bringen sie die egyptischen Soldaten und die egyptischen Schiffe zusammen, um sich gegen den Octavius, so bald er kömmt, zu wehren.

Sie

J.d.W. 3953. v.C.G. 31. Sie selbst verzweifeln aber an ihr Glück. Sie sehns, daß nun Octav gegen sie zu stark seyn werde. Sie machen sich also auf alle Fälle gefaßt, schicken Friedensboten an den Octavius ab, und denken endlich an den Tod, da diese Friedensboten wiederkommen, und ihnen sagen, daß Octav, was sie von ihm gefordert, auf keine Art bewilligen wolle.

Indem sie nemlich beyde recht herrlich essen und trinken, so lassen sie in ihrer Gegenwart auch einige zum Tode verurtheilte Missethäter auf das herrlichste speisen; mischen diesen Missethätern aber bald dies, bald jenes Gift, bald in die Speise, bald in den Wein, und sehn genau nun zu, wie und auf was Art dieselben von dem Gifte sterben. Sie lassen auch allerley Schlangen und andrer giftigen Thiere greifen, zwingen die Missethäter, diese giftigen Thiere anzufassen, von denselben sich beissen oder stechen zu lassen, und geben alsdann ebenfalls auch Acht, was diesen Missethätern nun begegnet; ob sie plötzlich oder langsam sterben; ob sie Schmerzen dabey fühlen, oder ohne Schmerzen und recht sanft den Geist aufgeben. Sie werdens endlich also gewahr, daß kein sanfterer und schnellerer Tod zu finden sey, als der, den eine Natter (ist eine Art der Schlangen,) würkt, wenn sie den Menschen gebissen hat; sind denn auch froh, da sie nur dies erst wissen, und nehmen sichs nun vor, wenns doch nicht anders wäre, auf solche Art gemeinschaftlich zu sterben; zuvor aber gegen den Octav zu fechten, und das Glück des Krieges zu versuchen. Als

Als derowegen Octavius mit seiner Armee sich ihnen nähert, so geht Antonius demselben entgegen, und will sich mit ihm schlagen. Cleopatra aber zieht mit allen ihren Schätzen in einen schönen Tempel hin, und will, wenn ihr Antonius nicht siegen sollte, in demselben sich durch Nattern tödten, ihre Schätze und ihren Leichnam aber sogleich verbrennen, damit Octavius die Schätze nicht bekomme, und also von seinem Siege desto weniger Vortheil habe. Indem Antonius aber den Tag vor der Schlacht es recht bedenkt, daß er vielleicht am morgenden Tage sterben, und im Treffen bleiben könne, so meynt er, sey es wohl gut, wenn er vielleicht zu guter letzt noch einmal recht vollkommen satt sich äsſe, und zugleich recht lecker nun noch äsſe. Er läßt sich also den Abend vor der Schlacht die herrlichste Mahlzeit noch bereiten; ißt und trinkt, wie ein Narr, sich nun noch völlig satt, und geht am frühen Morgen zu der Flotte, so wie zum Heere, und will mit dem Octavius die letzte Schlacht nun wagen. J.d.W. 3953. v. C.G. 31.

Seine Flotte aber, anstatt sich mit der Flotte des Octavius zu schlagen, geht zu derselben über, und das nemliche thut auch das Heer, das auf dem Lande fechten soll. Antonius sieht also sich verlassen und verloren; glaubt aber, es sey Betrug; Cleopatra hab selbsten den Soldaten zur See und zu Lande dies befohlen; wird demnach voll Grimmes über die

J.d.W. 3953. v. C.G. 31. Königin; reitet so nach der Stadt zurück, klagt über die Verrätherey und Untreue derselben überlaut, und läuft, um sich an der Cleopatra deshalb zu rächen, zu dem Tempel, in dem sie ist, frägt in Heftigkeit nach sie, und will zu ihr hinein.

In solcher Hitze und Bosheit als er anjetzo aber ist, mag die Cleopatra es gar nicht wagen, ihn zu sich zu lassen. Ihre Mädgens oder Hofdamen, deren sie zween in dem Tempel bey sich hat, und die mit ihr drin sterben wollen, müssen dem Anton also sagen: — „Cleopatra sey jetzt schon todt!„ und das hörte der thörichte Anton nicht so bald, so fängt er auch schon an zu klagen, und sich selbsten zu verdammen, daß er von der Cleopatra so etwas Arges habe denken können.

Er denkt: Hätte Cleopatra ihn würklich verrathen wollen, und hätte sie würklich aus Liebe zum Octavius den egyptischen Soldaten befohlen, den Anton zu verlassen, und zum Octavius zu gehn, so würde sie gewiß anjetzt noch leben, den Octav mit Freuden erwarten, und sich nicht selbst getödtet haben. Er glaubt also, er hab ihr Unrecht gethan, da er auf sie gescholten; wird noch unruhiger und trauriger als er schon ist; läuft in das königliche Schloß, in dem er bisher gewohnet, und bittet den ersten den besten seiner Leute, den er siehet, ihm einen Dolch ins Herz zu stossen, damit auch er nun sterbe, und eher sterbe, ehe Octav und seine Soldaten noch in die Stadt herein kämen. Der

Der einfältige aber gutherzige Mensch indes- J.d.W.
sen, den dieser Anton jetzt um seinen Tod so bittet, 3953.
ziehet gleich den Dolch, den er so eben bey sich v.C.G.
hat, sticht aber diesen Dolch nicht ihm, dem An- 31.
tonius, sondern sich selbsten in das Herz, und fällt sogleich auch todt zur Erden: denn viel lieber will der gute Mensch jetzt selbsten sterben, als seinen alten Herrn und Freund erstechen. Da Anton aber dieses sieht, da, wie er nicht anders glaubt, Cleopatra und dieser Mensch nun auch so sehr beherzt gestorben sind, so schämt er sich, daß er solch Herz bey sich nicht findet. Er ermannet sich demnach, nimmt nun sein eignes Schwerdt, und sticht sichs in den Leib; hat aber noch nicht Herz und Muth genug, es tief genug zu stechen: denn solch ein Stechen thut natürlich wehe. Er sichts indessen, gestochen oder gehauen muß er anjetzo dennoch werden: denn Octav kann nicht mehr weit von ihm noch seyn. Er bittet also, gerade als wenn er nicht selbsten Hände hätte, fast alle, die er sieht, ihn doch nur todt zu stechen; aber niemand, wers auch immer ist, will dieses thun; und bald sieht ers auch gern, daß niemand es gewollt.

Denn kaum hat er sich gestochen, und kaum hat er um seinen Tod, die um ihn sind, gebeten, so erscheint von der Cleopatra ein Bote, und der sagt ihm, — „daß die Cleopatra noch lebe; daß sie den Anton bey sich wünsche, und daß sie vorhero

J.d.W. 3953. v.C.G. 31. nur gefürchtet, er mögt ihr Uebels thun.„ Mit einemmale wirds also dem sterbenden Manne so recht heiter in seinem Gesichte, und so recht leichte um sein Herz. Um aller Götter willen, deren er ebenfalls sehr viele glaubte, bittet er nun, nicht ihn zu erstechen, sondern ihn sofort zu der Cleopatra zu tragen, und seine ganze Seele wird nun wieder froh, da er Cleopatra jetzt wieder sehen soll.

Es erbarmen sich also die um ihn sind des schwachen Mannes. Sie nehmen ihn, verwundet und mit Blute ganz bedeckt, auf ihre Arme, tragen ihn zum Tempel, in welchem Cleopatra ist, sogleich nun hin, und wollen ihn also des letzten Wunsches seiner Seelen herzlich gerne noch theilhaftig machen. Sie denken indessen, sie werden dort die Thüre des Tempels offen finden, und so mit ihm hinein gehn können; aber als sie dort hinkommen, so sehen sie, die Thüren sind aufs festeste verriegelt; oben aus einem Fenster aber schauet Cleopatra und ihre zwo Damen heraus. Aus eben diesem Fenster wird auch gleich ein Strick herunter geworfen; Antonius muß denselben um seinen Leib sich binden lassen, und da haspeln, ziehn und winden nun die Damen den alten Krieger, der zwischen Erd und Himmel anjetzt schweben muß, zu sich hinauf. Unzählige Menschen stehen aber um den Tempel herum, sehn, wie der ehedem so mächtige Mann, der Rom und alle Welt sonst zitternd machte, ein armer Wurm, und fast

kein

kein Mensch mehr ist, und fühlens derowegen, wie bald Gott Menschen stürzen und erniedrigen kann, wenn sie zuvor auch noch so groß und noch so sehr erhaben sind. J. d. W. 3953. v. C. G. 31.

In dem Tempel ist nun aber Antonius hinein. Er ist nun in den Armen der schändlichen Cleopatra; ist aber nur wenig Minuten in denselben, so verblutet er sich, und stirbt. Sogleich ist aber auch Octavius schon in der Stadt, und mögte gern es hindern, daß Cleopatra ihre Reichthümer verbrenne, und daß sie selbst sich tödte. Er mögte doch gar zu gern diese Königin lebendig in seinen Händen sehen, und sie lebendig als eine Gefangene in Ketten nach Rom hinführen, damit das Volk daselbst seine Freude daran haben könnte, wenn es das wohlverdiente Unglück einer so liederlichen und grausamen Königin vor Augen sähe.

Er schickt deswegen augenblicklich einen vornehmen Officier zu dem Tempel hin, in dem die Königin sich feste eingeschlossen hat, und der Officier muß sagen, daß er was Gutes ihr von dem Octav zu melden hätte. Sie geht also an die Thüre des Tempels, öffnet diese Thüre aber nicht, sondern redet mit dem Officiere nur durch die Ritzen, die in der Thüre sind, oder vielmehr durchs Schlüsselloch, und denkt, wie sicher sie da stehe, und wie sicher sie daselbsten rede. Eh sie es aber sich versieht, so steigt ein anderer Officier, der auch dem Sieger dient,

auf

J.d.W. 3953. d. E.G. 31. auf einer Leiter zu eben dem Fenster in den Tempel herein, durch welches sie den Anton heraufgezogen hat. Und da jener Officier, der an der Thüre steht, mit allem Fleiß ein wenig lange daselbst stehn, und vieles reden muß, so hat dieser, der das Fenster ersteigt, vollkommen Zeit, in den Tempel zu kommen, und der Cleopatra sich unverhofft zu nähern.

Er faßt sie also, da er erst hinter ihr nur steht, bey ihren beyden Schultern herzhaft an, hält ihr die Hände, schüttelt ihr die Kleider aus, damit kein Dolch, kein Gift und keine Natter drinnen bleibe; und hat nicht Ursach, sie lange Zeit also zu halten. Denn ihm folgen gleich noch mehrere in den Tempel nach. Cleopatra wird nun sogleich von mehreren bewacht, und Octav erhält also sie selbst und alle ihre Schätze, wie er so sehnlich dies gewünschet hat.

Weil er denn auch so viel von dieser Frau gehöret, so geht er selbsten zu ihr hin, sieht, daß sie sehr schön, aber auch erstaunlich listig ist, und fürchtet nur, daß sie vor Gram ihm sterbe, und daß er sie nicht nach Rom werde führen können. Er sucht also, ohn daß ers gut mit ihr vermeyne, sie sehr zu trösten; läßt sie auch sehr gut halten; wird aber doch von ihr betrogen, und hat denn doch die Freude nicht, daß er sie lebendig nach Rom hinführen, und sie gefesselt dort dem Hohn und Spott der Leute opfern kann.

Denn so genau sie auch bewachet wird, so fin- J.d.W.
det sie doch Mittel, eine Natter zu bekommen, 3953.
und die bekömmt sie durch einen Menschen, der v. C.G.
wie ein Gärtner gekleidet, mit einem Korbe voll 31.
schöner Feigen dem Officier, der vor der Königin
Zimmer die Wache halten muß, sich nähert, und
diesem sagt, daß er schöne Feigen zu verkaufen ha-
be; ihn auch um die Erlaubniß bittet, der Köni-
gin, die solche Feigen sehr gern äsfe, dieselbigen zu
bringen. Denn der Officier sieht nun die Dreistig-
keit des Gärtners, sieht auch den Korb und die
schönen Feigen; denkt also an keinen Betrug, und
läßt den Gärtner zu der Königin ins Zimmer. Un-
ter denen Feigen ist indessen eine Natter verborgen,
und die nimmt nun die Königin sich aus dem Kor-
be, setzt sie sich an ihre Brust; wird augenblicklich
auch von ihr gebissen, und sinkt bald nach dem Bis-
se, ohn alle fernere Regung, ihren Dienerinnen todt
und entseelet in die Arme.

Das Geschrey hiervon kommt zwar augenblick-
lich auch zu des Octavius Ohren, und er eilt zwar
auch in eigener Person zu ihr, um wo möglich ihr
durch Aerzte noch zu helfen; aber sie ist einmal
würklich todt, und Octav muß ohne sie nach Rom. J.d.W.
Er hat indessen keine Feinde mehr. Er hat unzählig 3955.
viel Soldaten. Vor ihm müssen also alle Römer v. C.G.
sich nun beugen. Nur er ist ihr Herr und ihr Ge- 29.
bieter; und sie, die Römer, suchen nun ihm sehr

zu

J.d.W. zu schmeicheln. Sie nennen ihn, um ihn recht sehr
3955. v.C.G. zu ehren, mit einem neuen Namen, Augustus,
29. wollen damit sagen, er sey, was dieser Name bedeutet, der Auserwählte der Götter; ihn hätten die Götter vor andern lieb; er müsse lange leben; immer glücklicher werden; und an ihm dürfe kein Mensch die Hand anlegen, um ihn auf irgend eine Art zu verletzen.

Vorher hatte sich indessen dieser Octavius nach dem Cäsar, der ihn als sein eigen Kind geliebet hatte, Cajus Julius Cäsar Octavianus genannt; und da er nun auch den Namen Augustus bekam, so hieß sein ganzer Name anjetzt:

Cajus Julius Cäsar Octavianus Augustus.

Er konnte gewiß, wie ihr gesehen habt, von grossem Glücke sagen. Er machte sich alle Länder Roms und auch Egypten unterwürfig. Er that Anfangs sehr viel, was abscheulich, ungerecht und grausam war. Er wurde nachher aber von Herzen gut gegen alle Menschen; lebte und herrschete sehr lange, und war der erste Römer, der als Oberherr von Rom natürlichen Todes sturbe. Er wird als der erste römische Kayser angesehen, obgleich

Cä=

Cäsar und auch Sylla schon solche Kayser wa-
ren; und während seines Lebens wurde Jesus J. d. W.
Christus geboren, von dem ihr ofte schon gehö- 3984.
ret habet, und auch noch ferner hören
werdet.

Druckfehler.

Damit der Setzer die etwan fremden Namen desto besser lesen könnte, schrieb der Verfasser sehr häufig diese Namen am Rande mit lateinischen Buchstaben, im Text aber mit deutschen. Der Setzer hat aber dieses Marginale oft mit gesetzt, und daher kommt es nun, daß am Rande die eigenthümlichen Namen an sehr unschicklichen Orten stehen, welches das Publikum dem Verfasser verzeihen wolle. Uebrigens aber fallen gleich beym ersten Durchlesen der Bogen folgende Abänderungen als nöthig in die Augen; wovon aber meist das schwehr zu lesende Manuscript die Veranlassung gewesen, und sehr weniges auf des Correctors, oder gar Verlegers Rechnung kommt.

Vorrede S. 1. Z. 4. von unt. lis: durch welche. S. 3. Z. 3. v. u. lis: geben könnten. Im Buche selbst: S. 8. Z. 9. v. u. lis: und so finden. S. 13. Z. 5. v. oben, lis: auch seine. S. 23. Z. 11. v. u. lis: diese finden. S. 27. Z. 7. v. u lis: hinweg, und S. 37. Z. 2. v. o. lis: daß er dies. S. 39. Z. 10. v. o. lis: kriegen sollen. S. 47. Z. 6. v. o. lis: das versucht. Z. 8. lis: bey ihm. S. 53. Z. 7. v. u. lis: sagen ihm. S. 59. Z. 8. v. o. lis: vorsetzt euch. Z. 15. lis: dem die Albaner. S. 62. Z. 3. v. u. lis: er irrt sich. Z. 6 lis: und seine Leute. S. 71. Z. 10. v. o. lis: sprech ich. S. 72. Z. 10. v. u. lis: lieber herumlaufen. S. 75. Z. 5. v. u. lis: ihn, sondern einen. S. 77. Z. 2. v. o. lis: auf ihn, ihren. Z. 3. v. u. lis: versprechen. Z. 5. v. u. lis: werden könnte. S. 85. Z. 12. v. o. lis: und daß wir. S. 93. Z. 10. v. u. lis: antwortet also. S. 104. Z. 1. v. o. lis: oder Consuls wollen. S. 111. Z. 4. v. o. lis: das nemlich gar nicht. S. 113. Z. 3. v. u. lis: sehn also. S. 135. Z. 4. v. u lis: kein Brodt mehr hatten. S. 136. Z. 12. v. u. lis: keine Tribunen mehr. S. 148. Z. 5. v. o. lis: sie hat. S. 161. Z. 6. v. o. lis: und daselbst. Z. 8. lis: wenn da Leute. S. 172. Z. 2. v. o. lis: Mauren war. S. 182. Z. 8. v. u. lis: in diese Gruft. S. 193. Z. 13. v. u. lis: zu dem einem. S. 202. Z. 4. v. u. lis: sterben wollen. S. 214 Z. 10. v. u. lis: merkens indessen. S. 217. Z. 11. v. o. lis: kaufen muß. S. 242. Z. 11. v. u. lis: und mir meinen. S. 250. Z. 2. v. u. lis: nun so sich. S. 251. Z. 1. v. o. lis: hat er sich so gestellet. Z. 14. v. o. lis: ganz verzweifeln. S. 253. Z. 13. v. o. lis: alles Gold und Silber. S. 256. Z. 2. v. u lis: drum bitten dürften. S. 260. Z. 11. v. u. lis: waren bezwungen worden. S. 262. Z. 7. v. o. lis: dürfen, stellen sie. S. 264. Z. 5. v. o. lis: gehen „Er geht. S. 265. Z. 8. v. u. lis: einige römische Soldaten. S. 266. Z. 10. v. u. lis: und macht also. S. 268. Z. 5. v. u. lis: vorhergesaget hätte. S. 271. Z. 4. v. u. lis: daß alle Tage. Z. 12. v. u. lis: erfährt also viel. S. 273. Z. 1. v. o. lis: sich also auf die Mauer. S. 275. Z. 3. v. u. lis: henkt man die Spionen. Z. 15. v. u. lis: sollte henken lassen. S. 281. Z. 9. v. u. lis: thate, was er, Hannibal. S. 284. Z. 12. v. o. lis: gewiß also geantwortet. S. 286. Z. 3. v. u. lis: nachher

noch

noch Gesandten. S. 287. Z. 2. v. o. lis: klagen hätte, zu. Z. 3. v. o. lis: und daselbst klagen sollte. Z. 4. v. o. lis: diesen König auch, daß er. S. 291. Z. 14. v. o. lis: Carthago aber ist es. S. 293. Z. 3. v. o. lis: auch noch nicht wohl. Z. 7. v. u. lis: wie ers findet. S. 295. Z. 9. v. o. lis: und mit dem Könige. S. 305. Z. 1. v. u. lis: in das Feuer. Z. 14. v. u. lis: Kinder, da geht es. S. 310. Z. 9. v. u. lis: können, so denken sie. Z. 14. v. u. lis: Stadt, und belagert sie. S. 315. Z. 10. v. o. lis: alles Gute allen. S. 319. Z. 2. v. o. lis: andern, bis zum Wasser hin. Z. 6. v. o. lis: einer und derselben Stadt. S. 324. Z. 13. v. o. lis: sein Ruhm wird. S. 335. Z. 5. u. 6. v. o. lis: einander, und wollen — zu Leibe, um den. S. 337. Z. 1. v. u. lis: Und jetzt. S. 338. Z. 2. v. u. lis: das es sonst hat. S. 339. Z. 14. v. o. lis: aber dem geht es. S. 348. Z. 12. v. o. lis: erstaunen jetzt also noch mehr. S. 350. Z. 2. v. u. lis: ihnen helfen, und daß.

EIGENTHUM DER STADT
AUGSBURG

(1)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Geschichte Roms Ein Lesebuch für Kinder von 7 - 15 Jahren

Leipzig 1778

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 855
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11251604-5
VD18 10723439-005